

Sexuologie

ISSN 0944-7105
Band 24 / 2017
S. 121-200

3-4

Schwerpunkt

Intersexualität als historisches Phänomen



Sexuologie

Hrsgg. von der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft

INHALT

Editorial

- 123 Ist „der Mensch die Variable, seine Umwelt die Konstante“?
Rainer Alisch

Themenschwerpunkt – Intersexualität als historisches Phänomen

- 125 Rebis. Bilder von Hermaphroditen als Medien alchemischer Erkenntnis
Sven Limbeck
- 139 Intersexualität im nazistischen Deutschland (1933–45)
Elisa Herbst
- 147 Intersexualität zwischen 1957 und 1961 – Zur Bedeutungsverschiebung und Neuorientierung im deutschsprachigen Raum
Marion Hulverscheidt

Fortbildung

- 159 Genitalpanik
Karlheinz Lüdeking
- 169 „Den Menschen mit Genauigkeit kennen“ und „mit Freiheit beurteilen, wozu er sich entwickeln kann“ – Wilhelm von Humboldts *Horen*-Beiträge und die Anthropologie des 18. Jahrhunderts
Anette Mook

Historia

- 173 Otto Gross (1877–1920), Psychiater, Psychoanalytiker, Anarchist, Drogensüchtiger – ein Paradiessucher, der seiner inneren Hölle nicht entkommen konnte
Bernd Nitzschke
- 177 Wie beweist man Unsittlichkeit? Zensurbehörden und Verlage im Widerstreit im Berlin der 1920er Jahre
Florian G. Mildenberger

Aktuelles – Rezensionen

- 181 Schumann, Claudia, 2017. *Frauenheilkunde mit Leib und Seele*
Dorothea Schuster
- 182 Schreiber, Gerhard (Hg.), 2016. *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*
Laura-Christin Krannich
- 184 Jacke, Katharina, 2016. *Widersprüche des Medizinischen. Eine wissenssoziologische Studie zu Konzepten der „Transsexualität“*
Franziska von Verschuer

- 187 Borowski, Maria, Jan Feddersen, Benno Gammerl, Rainer Nicolaysen, Christian Schmelzer (Hg. im Auftrag der Initiative Queer Nations), 2017. *Jahrbuch Sexualitäten 2017*
Kurt Starke
- 189 Weder, Christine, 2016. *Intime Beziehungen. Ästhetik und Theorien der Sexualität um 1968*
Ulrike Baureithel
- 191 Herrn, Rainer (Hg.), 2016. *Das 3. Geschlecht. Reprint der 1930–1932 erschienenen Zeitschrift für Transvestiten*
Florian G. Mildenberger
- 192 Heuer, Gottfried M., 2017. *Freud's 'Outstanding' Colleague/Jung's 'Twin Brother'. The Suppressed Psychoanalytic and Political Significance of Otto Gross*
Bernd Nitzschke
- 195 Rosenbaum, Johannes, 2107. *Die islamische Ehe in Südasien: Zeitgenössische Diskurse zwischen Recht, Ethik und Etikette*
Thomas K. Gugler
- 196 Klecha, Stephan, 2017. *Die Grünen zwischen Empathie und Distanz in der Pädosexualitätsfrage. Anatomie eines Lernprozesses*
Florian G. Mildenberger
- 199 Witt, Emily, 2017. *Future Sex: Wie wir heute lieben. Ein Selbstversuch*
Marcel Matthies

Anschrift der Redaktion

Rainer Alisch, Redaktion der Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Anzeigen: Rainer Alisch, Taunusstraße 8, D-12161 Berlin, Tel.: 0173 249 3575, e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Anzeigenpreise: Gültig ist die Preisliste vom 1. Januar 2017

Lieferkonditionen (2017): Volume 24 (1 Band mit 4 Hefen, Auslieferung in zwei Doppelheften)

Abopreise* (2017): Deutschland, Österreich, Schweiz: Institutionelle Abnehmer 156,00 €; Einzelpersonen 90,00 €; StudentInnenabo 30,00 €, für Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist ein Abonnement im Mitgliedsbeitrag von 120,00 € enthalten

* Die Preisangaben sind unverbindliche Preisempfehlungen. Preisänderungen müssen wir uns vorbehalten. Alle Preise verstehen sich exklusive Versandkosten. Bei der Rechnungsstellung wird Umsatzsteuer gemäß der zum Rechnungszeitraum geltenden Richtlinien erhoben. Kunden in den EU-Ländern werden gebeten ihre Umsatzsteuernummer anzugeben.

Abonnements: Redaktion der Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 302 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Kündigung von Abonnements: Abonnements laufen jeweils für ein Kalenderjahr und werden unbefristet bis auf Widerruf verlängert, falls nicht bis zum 31. Oktober des Jahres gekündigt wird.

Bankverbindung: Deutsche Ärzte und Apothekerbank, Account No. 010 8784647 (BLZ 300 606 01);

IBAN: DE40 30060601 0108784647; BIC/SWIFT: DAAEDED

Bitte geben Sie bei der Zahlung Ihre vollständigen Daten an.

Copyright: Alle Artikel, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden, sind urheberrechtlich geschützt, alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Erlaubnis der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist es verboten, Teile der Zeitschrift in irgendeiner Form zu reproduzieren. Dies beinhaltet ebenso die Digitalisierung, als auch jede andere Form der elektronischen Weiterverarbeitung, wie Speichern, Kopieren, Drucken oder elektronische Weiterleitung des digitalisierten Materials aus dieser Zeitschrift (online oder offline). Für den allgemeinen Vertrieb von Kopien für Anzeigen- und Werbezwecke, für die Neuzusammenstellung von Sammelbänden, für den Wiederverkauf und andere Recherchen muss eine schriftliche Erlaubnis von der Akademie eingeholt werden.

Satz: Rainer Alisch · www.rainer-alisch.de

Coverfoto: Hermaphrodit im Splendor solis (London, British Library)

Nutzung nach Creative Commons-Lizenz

Die Redaktion war bemüht, sämtliche Rechteinhaber von Abbildungen zu ermitteln. Sollte dennoch der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar gezahlt.

Druckerei, Bindung: Gutenberg Druckerei GmbH Weimar

(∞) Seit Band III, Heft 1 (1996) erfüllt das Papier, das für diese Zeitschrift genutzt wurde, die Anforderungen von ANSI/NISO Z39.48-1992 (Beständigkeit von Papier). Hergestellt in Deutschland Alle Rechte vorbehalten.

© Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft



Ist „der Mensch die Variable, seine Umwelt die Konstante“?

Liebe Leserinnen und Leser,

Das Zitat ist Bertolt Brechts „Über das experimentelle Theater“ von 1939 entnommen. Im Text geht es um den Bruch mit einer Theatertradition der *Einführung*, an deren Stelle die *Verfremdung* treten soll. Diese soll der „Umwelt“ das Selbstverständliche, Bekannte und Einleuchtende entziehen und zum Staunen und zur Neugierde über die Protagonisten auf der Bühne veranlassen. Nur in der *Verfremdung* – so die brechtsche Hoffnung – wird aus den Menschen mehr als ein bloßes Anhängsel eines ewig Wiederholbaren.

Der vorliegende Heftschwerpunkt thematisiert „Intersexualität als historisches Phänomen“, wobei die historisierende Perspektive dazu einladen will, den jüngsten juristischen, die Geschlechterordnung betreffenden Entscheidungen, *verfremdend* gegenüberzutreten: Nachdem das Gesetz der „Ehe für alle“, im Oktober in Kraft getreten war, hat einen Monat später das Bundesverfassungsgericht die bisherige Regelung des Personenstandsgesetzes, die lediglich die Optionen „männlich“ oder „weiblich“ und „keine Angabe“ zulässt, als verfassungswidrig aufgehoben. Dem Gesetzgeber ist aufgetragen worden, es bis Ende 2018 zu ermöglichen, etwas Drittes „positiv eintragen zu lassen“, oder aber den Eintrag des Geschlechts ganz abzuschaffen. Gegen die bisherige Regelung hatte eine Person mit Turner-Syndrom geklagt, die bei der Geburt das weibliche Geschlecht zugeordnet bekam, sich damit jedoch nicht identifizierte.

Die Entscheidung des Verfassungsgerichts reicht weit über diesen Einzelfall hinaus. Unter Rückgriff auf die von mehreren medizinischen Fachgesellschaften verabschiedete Leitlinie zu den „Varianten der Geschlechtsentwicklung“ (2016) lässt sich von einem „gesellschaftspolitischen Problem“ sprechen, das „im gesamtgesellschaftlichen Rahmen bedacht werden“ (ebd.) muss. Doch wie lässt sich dieser Anspruch verstehen, ja wie lässt er sich im brechtschen Sinne *verfremdet* verstehen?

Neben den Texten von *Elisa Herbst* zur „Intersexualität im nazistischen Deutschland“ und zur „Intersexualität zwischen 1957 und 1961“ von *Marion Hulverscheidt*, bietet vor allem der Beitrag *Sven Limbecks* über „Hermaphroditen als Medien alchemischer Erkenntnis“ einen Zugang zu dieser Frage. Der Text entfaltet eine frühe Version des besagten „gesamtgesellschaftlichen Rahmens“: Wie *Sven Limbeck* schreibt, fungiert das Zweigeschlechterwesen – Androgyn, Hermaphrodit oder Rebis – als Sinnbild eines geschlecht-

lich determinierten und sexualisierten Weltbildes, in dem die materielle und immaterielle Welt in quasi-sakramentaler Weise einander vermittelt werden.

Dieser Vermittlungsanspruch verweist in seiner symbolischen Prägnanz darauf, dass auch die nachfolgenden Ordnungsentwürfe einer säkularisierten Moderne – das Fortschrittsdenken der Aufklärung oder die Vorstellung, dass die Weltgeschichte auf ein ihr immanentes Ziel zulaufe – gleichfalls obsolet geworden sind. Und mehr noch: Auch das damit gegebene geschlechtliche Arrangement der androzentrisch „gegenderten“ Familie des 20. Jahrhunderts – *Er geht arbeiten und Sie hütet das Haus* – wird zu einem Auslaufmodell.

Stattdessen zeichnet sich in den Umrissen des gegenwärtigen „progressiven Neoliberalismus“ – wie die US-amerikanische Soziologin Nancy Fraser diese neue Formation nennt – ein neues Geschlechter-Arrangement ab. Anders als die vorangegangenen Re-Produktionsregime ist es vorwiegend liberal-individualistisch und geschlechtergerecht oder geschlechterneutral geprägt – was auch seine Integrationsfähigkeit gegenüber der Allianz neuer sozialer Bewegungen des Feminismus, Antirassismus, Multikulturalismus und den Verfechtern von LGBTQ-Rechten belegt: Frauen gelten Männern als ebenbürtig, weshalb ihnen die gleichen Chancen zustehen, ihre Fähigkeiten zu entfalten.

Unabhängig davon wie der Gesetzgeber beschließen wird – auf den Eintrag des Geschlechts ganz zu verzichten, oder den Eintrag eines „Dritten“ zu ermöglichen – der Beschluss bedeutet einen Eingriff in die symbolische Ordnung, die unsere Gesellschaft strukturiert – auch einen Eingriff in die Ordnung der sozialen Reproduktion, deren Arbeiten historisch vor allem von Frauen verrichtet worden sind. Im Horizont des neuen Produktionsregimes erscheint die soziale Reproduktion jedoch als ein rückständiges Überbleibsel, dessen geschlechterförmige Konnotation – nicht zuletzt auch durch die juristischen Weichenstellungen – verblasst und das man auf die eine oder andere Weise loswerden muss, wie auch die Abhängigkeit der sexuellen Reproduktion von der biologischen Uhr.

Damit bietet es sich an, nochmals zu *Limbecks* Panorama zurückzukehren. Sucht man nach einer der sexuellen Reproduktion adäquaten Symbolik fällt der Blick auf die auch auf dem Coverfoto abgebildete menschliche Gestalt mit zwei Köpfen. Deren heraldisch linke Seite ist weiblich gestaltet, hat einen weißen Flügel und trägt in der Hand ein Ei – wie *Limbeck* erklärt, ein Symbol der „Vollkommenheit der Natur, v. a. ihrer Wachstumskräfte, die es in der Alchemie zu erkennen und anzuwenden gilt.“

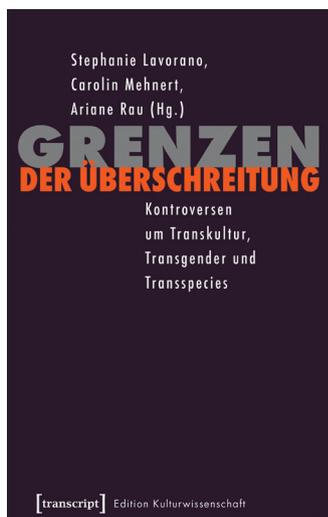
Was wäre eine heutige Entsprechung zu diesem alchemistischen Ei? Vielleicht Bilder von den reproduktionsmedizinischen Zentren, in denen die im Zuge des „social freezing“ entnommenen Eizellen in flüssigem Stickstoff auf ihre Befruchtung warten.

Rainer Alisch (Redaktion)



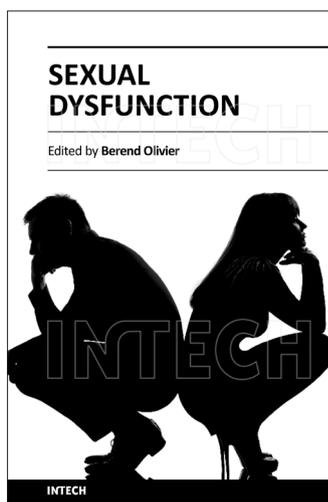
Joris Anja Gregor
Constructing Intersex
Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie
transcript-verlag 2015
348 Seiten, kart., 34,99 €

Mit „Constructing Intersex“ liegt die erste Biographieforschung mit intergeschlechtlichen Menschen im deutschsprachigen Raum vor. Auf Basis von Interviews stellt Anja Gregor heraus, welche schwerwiegenden Folgen bestimmte medizinische Pathologisierung- und Zurichtungspraktiken für die Biographien der Betroffenen haben. Sie zeigt: Die soziale Konstruktion von Intergeschlechtlichkeit als zugleich tabuisiertem und medizinisch hochrelevantem Phänomen ist nicht nur auf der medizinisch-praktischen Ebene von Ambivalenzen und Verwerfungen geprägt. Die Studie reflektiert zudem den sozialen Gehalt von Körper und Geschlecht und verweist so auf das gesellschaftstheoretische Potential von Intergeschlechtlichkeit als sozialer Kategorie.



Stephanie Lavorano / Carolin Mehnert / Ariane Rau (Hg.)
Grenzen der Überschreitung
Kontroversen um Transkultur, Transgender und Transspecies
Psychozial Verlag 2016
278 Seiten, kart., 34,99 €

Transgender, Transkulturalität, Transnationalität – Konzepte des Trans erleben eine politische und wissenschaftliche Konjunktur. In ihnen geht die Forderung nach einer Öffnung von soziokulturellen Identitäten auf. Doch die fluide gewordenen Grenzen von nationalen, sozialen und körperlichen Räumen drohen sich in Traditionen und Neorassismen erneut zu verfestigen: So werden Werte der bürgerlichen Kleinfamilie ebenso wie rechtspopulistische Positionen nicht nur immer wieder thematisiert, sondern in verschiedenen medialen und sozialen Kanälen reproduziert. Die Beiträge des Bandes fragen daher: Durch welche Prozesse essentialisieren sich Transkonzepte – und an welchen normativen Grenzen zerbrechen sie?



Berend Olivier (Ed.)
Sexual Dysfunction
InTech, Chapters published June 14, 2017 under CC BY 3.0 license, DOI: 10.5772/63284
102 Seiten, Open Acces

Sexual dysfunctions have a high prevalence in males and females, and an increase in research into its backgrounds, causes and treatment is clearly visible. Characterization of sexual dysfunctions is complex and often needs extensive clinical, psychological and psychiatric expertise to arrive at reliable diagnoses. The present volume illustrates various aspects involved in sexual (dys)functioning but also the complexity of the field. Premature ejaculation, erectile dysfunction, female interest/arousal disorder, hypogonadism, sexual side effects of antidepressants and circumcision are subject of the various contributions. The topics treated nicely illustrate the problems associated with sexual function and dysfunction, including lifestyle, biological, mental, sociocultural and religious aspects. The topics in this volume clearly demonstrate the importance of research on sexual functions and dysfunctions.

Rebis. Bilder von Hermaphroditen als Medien alchemischer Erkenntnis

Sven Limbeck

Rebis. Images of Hermaphrodites as Media of Alchemical Knowledge

Abstract

The hermaphrodite (rebis) is an essential symbol of alchemy. It emblemizes not only processes and operations of the physical realm, but represents in and of itself an allegory of the alchemical view of the world. Its background is a gender determined and sexualized understanding of the physical and metaphysical world that alchemy shares with hermeticism, kabbalah, and Christian mysticism – a common ground that is evident in the idea of the first creation of man as androgynous. The images of hermaphrodites occurring since the Late Middle Ages and changing their significance according to their context serve as media of knowledge: Their androgynous perfection unmakes gender difference. At the same time these images communicate the material and immaterial world to each other in a quasi sacramental manner.

Keywords: Alchemy, Androgyny, Visual media, Gender

Zusammenfassung

Der Hermaphrodit (Rebis) ist ein zentrales Sinnbild der Alchemie, das nicht nur Prozesse und Operationen der Stoffeswelt symbolisiert, sondern eine Allegorie des alchemischen Weltbildes an sich darstellt. Sein Hintergrund ist ein geschlechtlich determiniertes und sexualisiertes Verständnis der physischen und metaphysischen Welt, das die Alchemie mit Hermetik, Kabbala und christlicher Mystik gemeinsam hat, wie in der Vorstellung einer androgynen Urschöpfung des Menschen sinnfällig wird. Die seit dem Spätmittelalter nachweisbaren Bilder von Hermaphroditen mit je nach Kontext changierenden Ausdeutungen sind Medien der Erkenntnis: In der androgynen Vollkommenheit wird die geschlechtliche Polarität aufgehoben. Zugleich wird in diesen Bildern materielle und immaterielle Welt in quasi-sakramentaler Weise einander vermittelt.

Schlüsselwörter: Alchemie, Androgynie, Bildmedien, Gender

Zu den eindrucklichsten und schönsten Sinnbildern der frühneuzeitlichen Alchemie zählt der Hermaphrodit aus dem *Splendor solis*, einem wohl noch im 15. Jh. entstandenen deutschsprachigen Text-Bild-Traktat, der in einer ganzen Reihe ikonographisch übereinstimmender und künstlerisch hochwertig illuminierten Handschriften des 16. Jh. überliefert ist (Frühmorgen-Voss et al., 1991,



Abb. 1: Hermaphrodit im *Splendor solis* (London, British Library, Harley MS 3469, fol. 19^v)

44–55; Völlnagel, 2005, 92–94; Telle, 2005, 136f). Das Bild zeigt eine in eine Ideallandschaft platzierte aufrecht stehende und schwarz gewandete menschliche Gestalt mit zwei Köpfen (Abb. 1). Durch die zwei Köpfe, zwei verschiedenfarbige Flügel und Attribute in den Händen ist diese Gestalt in eine heraldisch rechte und linke Hälfte geteilt. Die unterschiedliche Gestaltung der Köpfe in Physiognomie und Haartracht definiert die beiden Hälften geschlechtlich: Die heraldisch rechte Seite ist männlich, hat einen roten Flügel und trägt in der Hand einen Spiegel, in dem sich die Natur spiegelt; die heraldisch linke Seite ist weiblich, hat einen weißen Flügel und trägt in der Hand ein Ei.

Kaum einem Betrachter des 16. Jh. dürfte es zweifelhaft gewesen sein, dass es sich bei dieser Gestalt um einen

Rebis (zweifaches Ding) oder Hermaphroditen handelt und dass darunter keine anatomische Erscheinung, sondern ein Sinnbild zu verstehen ist (Aurnhammer, 1986b, 180). Denn in der Bildtradition der Alchemie hatte sich spätestens seit dem Ende des 14. Jh. eine ikonographische Konvention für Hermaphroditendarstellungen gebildet, die sich zum Teil mit den hermaphroditischen Monstren der gleichzeitigen Medienwelt überschneidet (Holländer, 1922, 39–54; Limbeck, 2009a). Sowohl für den engeren Bereich der Alchemie wie auch für die Monstren im populären Medium des Einblattendrucks ist die allegorische Lesart der Schlüssel zum Verständnis. Dementsprechend bezeichnet der zugehörige Text im *Splendor solis* das Bild als „gleichnus“. In einer dreigliedrigen Aneinanderreihung analoger Antinomien – Sonne und Mond, Erde und Wasser, Mann und Weib – wird der Hermaphrodit als Sinnbild der Vereinigung von Gegensätzen erklärt.¹

Typisch für den alchemischen Diskurs ist, dass Sinnbilder nicht in konkrete Bedeutungen übersetzt werden, sondern sich auf dem Weg der Analogisierung in immer weiteren Sinnbildern fortsetzen, durch die Strukturen aufgrund ihrer Ähnlichkeiten zusammengespannt werden (Eco, 1992, 99–118). Hier überschneiden sich die planetare Struktur des Kosmos und die sublunare Welt der Elemente mit einer geschlechtlich signierten und somit fortpflanzungsfähigen Natur. Die Vereinigung der Gegensätze bringt die vier empedokleischen Elemente (Feuer, Wasser, Luft, Erde), deren Primärqualitäten (warm, kalt, feucht, trocken) sowie als fünftes Element die *quinta essentia* hervor. Des Weiteren wird das Ei als Sinnbild der fünf Elemente gedeutet. Deren Vereinigung im Ei ist ein Zeichen für die Vollkommenheit der Natur, v. a. ihrer Wachstumskräfte, die es in der Alchemie zu erkennen und anzuwenden gilt.

Das Sinnbild des Hermaphroditen ist nicht weniger als ein alchemischer Weltbildentwurf *in nuce*: Auf der Grundlage einer sehr elementaren aristotelischen Naturkunde wird die Natur des Mikro- und Makrokosmos, der überirdischen und sublunaren Welt in Analogien abgebildet, die nicht einfach metaphorische Veranschaulichungen darstellen, sondern Strukturen, Prozesse und Relationen der materiellen und immateriellen Welt wiedergeben. Die Entstehung der Elemente aus der Urmaterie ist der menschlichen Fortpflanzung nicht nur vergleichbar, sondern ist selbst in Wirklichkeit Fortpflanzung.

Der androgyne Adam als Ebenbild Gottes

Die Alchemie bildet nicht lediglich eine Vorstufe der Chemie, sondern eine von experimenteller Erfahrung und spiritueller Spekulation gleichermaßen geprägte Naturkunde (Ganzmüller, 1938; Telle, 1978; Schütt, 2000; Priesner, 2011). Ihr allegorischer Sprach-, Bild- und Denkstil ist der Versuch, durch eine der Poesie verwandte Ambiguität die Komplexität alchemischer Erkenntnis adäquat wiederzugeben und zu befördern. Insofern ist die alchemische Überlieferung immer auch Medium der Erkenntnis. Alchemie will durch Betrachtung und Nachahmung die Wirkweisen der natürlichen Stoffeswelt begreifen und im experimentellen Handeln produktiv machen. Weil die Natur vor der Moderne nie eine unabhängig von der Metaphysik existierende materielle Gegebenheit darstellt, sondern Spiegel und Spielfeld der Transzendenz ist, gehen in der Alchemie Empirie und mystisch-naturphilosophische Spekulation miteinander einher: Der Alchemist im Labor arbeitet nach dem Vorbild der Natur, er begreift die Schöpfung, indem er sie in der Retorte imitiert.

Dass in der Alchemie, wie zu zeigen sein wird, die Doppelgeschlechtlichkeit zu einem zentralen Symbol wird, hat eine Grundlage zweifelsohne in der gängigen Analogisierung von alchemischen Prozessen mit der menschlichen Sexualität und Fortpflanzung, wie sie in zahllosen theoretischen Texten zum Ausdruck kommt und besonders in Bildserien der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Alchemie anschaulich wird. Doch ist dies als Erklärung nicht hinreichend, denn der Vergleichshorizont der Sexualität und die alchemische Symbolik kommen keineswegs zur Deckungsgleichheit. Es widerspricht der Alltagserfahrung, dass beim Koitus regelmäßig ein hermaphroditisches Kind gezeugt wird, wie es beispielsweise im Bildgedicht *Sol und Luna* dargestellt wird (Abb. 2–3).² Der Empfang eines doppelgeschlechtlichen Kindes liegt außerhalb gängiger Erfahrung und verweist gerade deswegen aus den immanenten Aspekten des stofflichen Geschehens auf die in ihnen wirkenden transzendenten Gegebenheiten.

Die hohe Bedeutung der Androgyne ist vor dem Hintergrund eines geschlechtlich determinierten und sexualisierten Weltbildes zu verstehen, das die Alchemie mit der Hermetik, der Kabbala und der christlichen Mys-

¹ „Die Philosophi geben zu diser kunst zwen körper. Nemblich Sonn vnd Mon welches sein erd vnnd wasser die haissens auch Man vnd weib vnnd die geben vier khünder zway Mendl das sein hitz vnnd kelten vnnd zway weibel das sein feucht vnd trugkhenhait. das sein die Vier Element vnnd die machen das Fünffte wesen vnnd das ist die rechte weis Magnesia. die nit falsch ist“ (London, British Library, Harley MS 3469, fol. 18^v).

² Die Bildfolge schließt die Empfängnis des alchemischen Hermaphroditen an den Koitus von König und Königin (*Sol und Luna*) an; vgl. den mit Holzschnitten ausgestatteten Erstdruck: *Rosarium Philosophorum*, 1550, F iii^v: Unter der Überschrift „Coniunctio sive coitus“ koitierendes Königspaar in freier Landschaft; ebd., G iv^r: Unter der Überschrift „Conceptio seu putrefactio“ doppelköpfiger, gekrönter Hermaphrodit in einem Steinsarkophag.

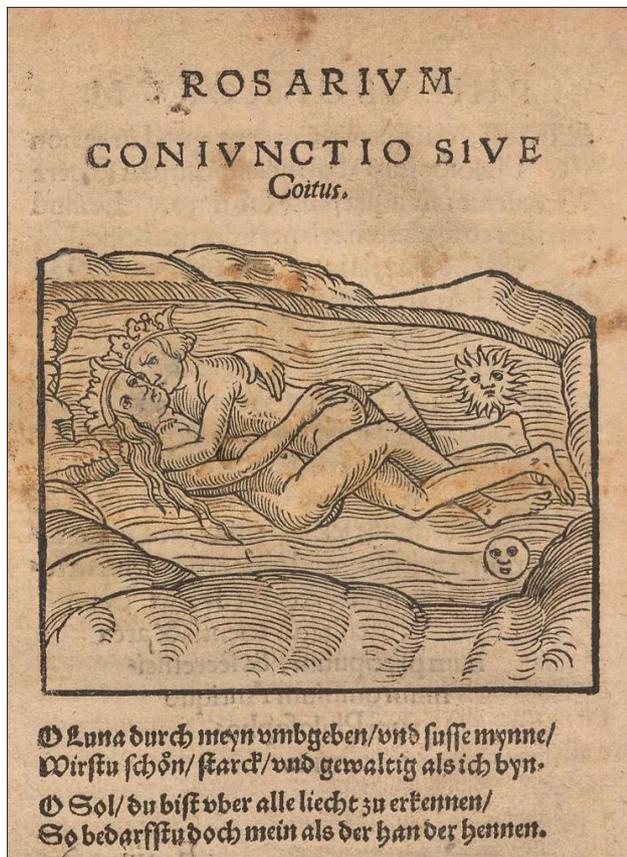


Abb. 2: Koitus von König und Königin in *Sol und Luna* (Rosarium Philosophorum, 1550, F iii^v; Expl.: Zürich, Stiftung der Werke von C.G. Jung)

tik gemeinsam hat.³ Alchemisches Handeln lässt sich als experimenteller Nachvollzug der Schöpfungsgeschichte verstehen. Hermetik, Kabbala und neuplatonisch-mystische Theologie erzählen die Schöpfung als eine Geschichte ursprünglicher Einheit und Vollkommenheit, die sich dann als kosmologisch-historisches Ereignis in partikuläre Objekte teilt. Die ganze Schöpfung zielt daher auch darauf, im Sinne einer Wiederherstellung der ursprünglichen Einheit erlöst zu werden. Das zentrale Bild der Vollkommenheit ist der androgyne Adam (Dietrich, 1939). Die Vorstellung eines mannweiblichen Urmenschen, der in seiner geschlechtlichen Undifferenziertheit seinem

³ Die Verortung der europäischen Alchemie des Mittelalters und der frühen Neuzeit in diesen spätantik-mittelalterlichen Traditionen bedürfte einer intensiven ideengeschichtlichen und quellenbasierten Vertiefung. Hier muss eine grobe bibliographische Orientierung genügen: Eine konzise Darstellung der hermetischen Philosophie und ihrer neuzeitlichen Interpretation (insbesondere der Alchemie) bei Liedtke, 1996; zur Kabbala: Scholem, 1984; Idel, 2009; Dan, 2012; zur hermetischen Überlieferung im lateinischen Mittelalter: Gentile & Gilly, 1999; Lucentini & Perrone Compagni, 2001; Ebeling, 2005, 62–87; zur hermetischen Tradition der Neuzeit: Faivre & Zimmermann, 1979; Yates, 1982; zu Hermetik und Alchemie: Matton, 2003; für den Einfluss der Hermetik auf die Kabbala vgl. Idel, 2003.



Abb. 3: Hermaphrodit in einem Steinsarkophag in *Sol und Luna* (Rosarium Philosophorum, 1550, G iv^r; Expl.: Zürich, Stiftung der Werke von C.G. Jung)

Schöpfergott gleich, ist sowohl im spätantiken *Corpus Hermeticum* wie auch in der jüdischen Schriftexegese präsent. *Poimandres*, der wohl im 2. Jh. entstandene erste Traktat des *Corpus Hermeticum*, erzählt, wie der mannweibliche Gott einen Menschen gebiert, der ihm gleich ist (Colpe & Holzhausen, 1997, 13–17).

Anders als die moderne Bibelexegese, die die divergierenden Berichte von der Erschaffung des Menschen im ersten und zweiten Kapitel des Buchs Genesis (1,27 und 2,18–25) auf verschiedene Quellen zurückführt, erkannten jüdische Ausleger in den Abweichungen die Absicht eines einzigen Verfassers. Eine Erklärungsstrategie beruft sich dabei auf den platonischen Mythos von den androgen Urmenschen: Wenn es in der Bibel heißt, Gott habe den Menschen „als sein Abbild [...] als Mann und Frau“ (Genesis 1,27) geschaffen, dann bedeute dies, der erste Mensch Adam habe beide Geschlechter in sich vereint. Die Erschaffung Evas aus der Rippe oder Seite Adams stellt demgemäß lediglich eine Trennung der ursprünglichen Einheit dar (vgl. Krochmalnik, 2001, 40–57).

In der Kabbala gilt die Zweigeschlechtlichkeit des Urmenschen überhaupt als Aussage über die „Bisexualität“ Gottes. Die sexuelle Polarität ist infolgedessen ein Grund-

gesetz des göttlichen und des menschlichen Lebens (Idel, 2009, 95–175).

Das Konzept des androgynen Adam war als Abwehr oder Anverwandlung im christlich-mittelalterlichen Kontext dauerhaft präsent. Augustinus etwa lehnte als Genesisausleger die Erschaffung Adams als Androgyn explizit ab (*De Genesi ad litteram* III, 22): „damit man nicht glaube, der Mensch sei so erschaffen, daß in einem einzelnen beide Geschlechter ausgeprägt gewesen wären, so wie hie und da Menschen zur Welt kommen, die man Androgynen nennt“ (Augustinus, 1961, 105).⁴ Der Exeget Nikolaus von Lyra zeigte sich in seiner *Postilla super totam Bibliam* mit der midraschischen Erklärung der Schöpfungsgeschichte vertraut, versuchte sie aber in dem Sinne zu widerlegen, dass Doppelgeschlechtlichkeit einen monströsen Defekt darstelle, der mit der Vollkommenheit der göttlichen Schöpfung nicht in Einklang zu bringen sei. Als Beispiel führte er freilich keinen Hermaphroditen, sondern siamesische Zwillinge an, die vom Nabel abwärts miteinander verbunden waren, ansonsten aber zwei in ihren Lebensäußerungen wohl unterscheidbare Individuen darstellten. Monstren seien indessen Unfälle der Natur („monstra autem per accidens contingunt in natura“) und daher sei es unvernünftig zu glauben, ein solcher Unfall sei dem Schöpfer bei Adam unterlaufen (Nicolaus de Lyra, vor 1477, 27r; Flasch, 2004, 21ff).

Eine produktive Anverwandlung der adamischen Androgynie fand indessen bereits im 9. Jh. in der neuplatonisch geprägten Theologie des Johannes Scottus Eriugena statt und sollte in der Folge insbesondere die kosmologische und die mystische Spekulation befruchten. Wenn die Teilung der Substanzen und die Teilung des Menschen in Mann und Frau nur der Abstieg von einer ursprünglichen Einheit in Gott darstellt, so argumentiert Eriugena in seinem *Periphyseon*, dann kann das heilsgeschichtliche Ziel allen Seins nur die Wiederherstellung der ursprünglichen androgynen Einheit sein, die die Polarität allerdings eher übersteigt denn in sich einschließt: „Denn wenn der erste Mensch nicht gesündigt hätte, dann hätte er nicht die Teilung seiner Natur in ein zweifaches Geschlecht erlitten, sondern er wäre unveränderlich in seinen anfänglichen Verhältnissen verblieben, in denen er nach dem Bilde Gottes geschaffen wurde“ (Übers., S.L.).⁵ Die Vereinigung der Naturen wird nach Eriugena durch die Gnade des Heilands möglich, der in sich bereits die göttliche und

die menschliche Natur vereinigt hat. In der Himmelfahrt, d.h., in einer Transfiguration, in der Christus alles Irdische ablegt, ist die Aufhebung der Geschlechterpolarität, die wir in der Vereinigung mit Christus erlangen, schon vorweggenommen (Johannes Scottus, 1997, 22).

Das Ziel der Alchemie, die Gewinnung des Steins der Weisen, besteht vor diesem Hintergrund in der Wiederherstellung der androgynen Ursprungseinheit der Schöpfung. Die pseudo-paracelsische Schrift *Aurora Philosophorum* verknüpft beispielsweise konventionelle Motive alchemischer Gegensatzmotivik mit dem Schöpfungswerk⁶: Der Stein der Weisen wird gebildet durch die Vereinigung zweier Materien – Sol und Luna bzw. Gold und Silber –, die wie bei der Fortpflanzung ihren jeweiligen Samen miteinander vermischen müssen. Abweichend von der menschlichen Fortpflanzung ist zur Vollkommenheit dieser Vermischung ein dritter Same notwendig, der diese Vollkommenheit bereits in sich einschließt, und dies ist dem Verfasser zufolge der Mercurius oder das alchemische Quecksilber.

Diese Materie ist nach alchemischer Auffassung das stoffliche Analogon des androgynen Adams: Deswegen nennen die Alchemisten den Mercurius „ihren Adam der seine vnsichtbare Euam verborgen in seinem Leibe trage/ von dem Augenblick an/ das [sic] sie durch krafft des höchsten Gottes/ dem werck meister aller Creaturen/ mit einander vereinbart worden sind“ (Pseudo-Paracelsus, 1605, 88).⁷ In einer Verschränkung der analogen Wirklichkeiten des Labors, der mineralischen Welt und des Mikrokosmos resümiert der Verfasser: „Schlüßlichen so ist die Materi vnsers Philosophischen Steins anders nichts/ als ein Fewriger vollkommener *Mercurius*, so durch die Natur vnnd Kunst extrahiert worden ist/ das ist Künstlicher weiß zubereit vnnd der warhafftige Hermaphroditische Adam/ vnd die kleinere Welt“ (Pseudo-Paracelsus, 1605, 89).⁸

⁴ Im Original: „ne quisquam arbitraretur ita factum, ut in homine singulari uterque sexus exprimeretur, sicut interdum nascuntur, quos androgynos uocant“ (Augustinus, 1894, 89f).

⁵ Im Original: „Nam si primus homo non peccaret, naturae suae partitionem in duplicem sexum non pateretur, sed in primordialibus suis rationibus, in quibus ad imaginem dei conditus est, immutabiliter permaneret“ (Johannes Scottus, 1997, 12); vgl. Koole, 1986, 104–138).

⁶ Die *Aurora philosophorum* galt als von ihrem Herausgeber Gerhard Dorn verfasstes und Paracelsus unterschobenes Werk. Neueren Untersuchungen zufolge handelt es sich bei der *Aurora* jedoch um einen deutschsprachigen Originaltext, der in mehreren Handschriften vorliegt und den Dorn ins Lateinische übersetzte und dabei bearbeitete. Die deutsche Übersetzung in Husers Paracelsus-Ausgabe beruht auf Dorns lateinischer Version (vgl. Sudhoff, 1894, 302ff [Nr. 177]; Kahn, 1994, 107–116; Redl, 2008; Kahn, 2010–2011, 149–156; Kühlmann, 2012).

⁷ Im Original: „vocarunt Adamum suum, qui suam inuisibilem Euam, occultam in suo corpore gestaret, ab eo momento, quo virtute summi Dei, creaturarum omnium opificis, vniti sunt“ (Pseudo-Paracelsus, 1577, 44).

⁸ Im Original: „Summatim ergo, lapidis philosophorum materia, nihil aliud est, quam igneus perfectusque mercurius per naturam & artem extractus, id est, artificialiter praeparatus, & verus hermaphroditus Adam, atque Microcosmus“ (Pseudo-Paracelsus, 1577, 44f).

Bilder alchemischer Hermaphroditen

Die Bilder alchemischer Hermaphroditen sind keineswegs allesamt Bilder des androgynen Adams, aber sie stehen ideengeschichtlich auf der Grundlage dieses Konzeptes. Sie sind Medien, in denen sich die materiellen und heilsgeschichtlichen Bedeutungsschichten der Alchemie verschränken. Etwa um 1400, einer Zeit der allgemeinen Schrift- und Bildexplosion, werden die alchemischen Hermaphroditen, die auf dem Untergrund einer langen hermetischen, kabbalistischen und mystischen Tradition stehen, auch materialiter bildförmig. Beginnend im späten 14. Jh. und im Laufe des 15. Jh. entsteht eine Reihe lateinischer und deutschsprachiger alchemischer Texte, zu denen jeweils ein Bildzyklus als integraler Bestandteil gehört. Diese Bildzyklen beinhalten jeweils eine oder mehrere Hermaphroditen-Darstellungen (vgl. Aurnhammer, 1986a, 118–128; Aurnhammer, 1986b; Biedermann, 1986; Hild, 1998; Long, 2006, 109–162; Long, 2013; Masson, 2014).

Die wohl noch im 14. Jh. entstandene *Aurora consurgens* ist ein frühes Beispiel einer dezidiert theologischen Alchemie, die Heilsgeschichte und Naturkunde in Einklang zu bringen bestrebt ist (Telle, 1980a; Obrist, 1982, 182–245 u. 275–284; van Lennep, 1985, 54–70; Frühmorgen-Voss et al., 1991, 60–62 u. 75–79; Völlnagel, 2012, 24–41). Ihr erstes Bild zeigt den Hermaphroditen gleichsam in einem Stadium des Zusammenwachsens (Abb. 4): Eine nackte männliche und weibliche Figur sind noch als distinkte Figuren mit ihren jeweiligen Geschlechtsmerkmalen erkennbar, seitlich an den Hüften aber so miteinander verbunden, dass sie nur noch ein eigenes und ein gemeinsames Bein mit ihrem Partner haben. In einem Gewirr aus Vögeln stehend tragen sie als Attribute Fledermaus und Hase und werden von einem Adler hinter ihnen umfassen und gehalten.

Das ebenfalls theoalchemische *Buch der Heiligen Dreifaltigkeit* aus dem frühen 15. Jh. beinhaltet in seinem Illustrationszyklus zwei Hermaphroditen, die ikonographisch ganz ähnlich gestaltet sind, im Text aber mit gegensätzlichen Deutungen versehen werden (Abb. 5 und 6)⁹: Der eine ist das Sinnbild einer christlichen Alchemie, der andere das einer verfehlten luziferischen Alchemie. Sieht man von den unterschiedlichen Attributen und der farblichen Gestaltung ab, sind die Hermaphroditen hier als Flügel tragende, gekrönt-janusköpfige und längshälftig geteilte Figuren dargestellt. Diese schematisch längs in eine männliche und weibliche Hälfte geteilte Figur, die



Abb. 4: Hermaphrodit in der *Aurora consurgens* (Berlin, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Ms. germ. quart. 848, fol. 1^v)

hier in ihrer frühesten graphischen Ausprägung zu sehen ist, sollte in der Folge die vorherrschende Ikonographie des alchemischen Hermaphroditen bilden.

Von enorm weiter Verbreitung seit dem 15. Jh. war der lateinische Traktat *Donum Dei*, von dem sich rund 150 Handschriften nachweisen lassen und der auch in Druck gelangte.¹⁰ Er ist mit einer Serie von zwölf Bildern ausgestattet und strukturiert, die das alchemische *opus magnum*, die Herstellung des Steins der Weisen oder Elixiers, als eine Bilderzählung inszenieren. Der Hermaphrodit innerhalb eines Phiolenbildes wird hier in einen narrativen Kontext gestellt (Abb. 7). Im Bauch des Gefäßes symbolisiert der Koitus eines Paares die Phase der *olutio*. Die Ausgangsstoffe Schwefel und Quecksilber lösen sich in ihre elementaren Bestandteile auf, die von vier Köpfen dargestellt werden. Währenddessen ist im Hals des Gefäßes eine kleine geflügelte Gestalt zu erkennen, die als Hermaphrodit zu identifizieren ist und die *aqua permanens*, das gegenüber dem Ausgangsstoff geläuterte philosophische Quecksilber, repräsentiert.

⁹ Vgl. Hartlaub, 1937, 93–112; Ganzenmüller, 1939; Buntz, 1972; Obrist, 1982, 117–182; van Lennep, 1985, 70–78; Putscher, 1986; Frühmorgen-Voss et al., 1991, 29–42; Telle, 2004b; DeVun, 2008, 208–213; Völlnagel, 2012, 42–53; Limbeck, 2014c.

¹⁰ Vgl. Paulus, 1997; Paulus, 1998; Telle, 2004a; Telle, 2008; Völlnagel, 2012, 54–65; Limbeck, 2014b.



Abb. 5: Christlicher Hermaphrodit im *Buch der Heiligen Dreifaltigkeit* (Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 433 Helmst., fol. 103^v)

Ähnlich weit verbreitet wie das *Donum Dei* ist das deutsche Bildgedicht von *Sol und Luna*, das ebenfalls in einer Bildserie die Phasen des *opus magnum* illustriert. Dessen Bilder und Verse dienten in der weiteren Überlieferung einem lateinischen Florilegium mit dem Titel *Rosarium philosophorum* (1550) als Gliederungsprinzip (vgl. Telle, 1980, 1992a, 1992b, 1995; Gamper & Hofmeier, 2014). In dieser Serie ist der Hermaphrodit ein Hauptprotagonist. Er tritt in Varianten auf mehreren Bildern in Erscheinung und ist an den verschiedenen Phasen des alchemischen Prozesses beteiligt: als Ausgangsstoff für die *putrefactio*-Phase, als Zwischenprodukt, als *Mercurius philosophorum*, mit welchem mehrere Phasen lang weitergearbeitet wird und schließlich als Endprodukt des Prozesses, als *perfectio*, Sinnbild also für den Stein der Weisen oder das Elixier. Gerade an der Bilderserie des *Rosarium philosophorum* ist bei allen Varianten die ikonographische Verfestigung des alchemischen Hermaphroditensbildes zu sehen. Das *perfectio*-Bild, das letzte der Reihe, ist vom Beiwerk abgesehen ikonographisch völlig identisch mit dem Bild aus dem *Buch der Heiligen Drei-*



Abb. 6: Luziferischer Hermaphrodit im *Buch der Heiligen Dreifaltigkeit* (Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 433 Helmst., fol. 104^v)

faltigkeit (Abb. 8). Das Mercurius-Bild stellt lediglich eine Variante davon dar, indem es statt einer bekleideten eine nackte Figur zeigt (Abb. 9).

Zugleich erweist sich in diesen Varianten eine semantische Polyvalenz: Was der Hermaphrodit alchemisch konkret bedeutet, verändert sich im Laufe des Prozesses und hängt von seinem jeweiligen narrativen Kontext ab. Überdies löst sich das Hermaphroditens-Bild aus dem *Buch der Heiligen Dreifaltigkeit* aus seinem ursprünglichen Umfeld und erscheint in textuell und visuell fremden Kontexten, beispielsweise in dem individuell kompilierten alchemischen Hausbuch des Pfarrers Valentinus aus Ottrau aus der ersten Hälfte des 16. Jh. (Abb. 10) (Kassel, Universitätsbibliothek, Landes- und Murhardsche Bibliothek, 4^o Ms. Chem. 82, fol. 16^r; vgl. Broszinski, 2011, 347–353). In Druck gelangte es als Holzschnitt in einer Bilderserie, die 1582 in der von Hieronymus Reusner herausgegebenen *Pandora* erschien. Dort werden alchemische Bilder unterschiedlicher Herkunft jeweils ihrem Herkunftskontext entfremdet und durch Bildbeischriften auf der links gegenüberliegenden Seite mit neuen



Abb. 7: *Solutio*-Phase des *opus magnum* im *Donum Dei* (Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 77.2 Aug. 8°, fol. 5r)

Deutungen versehen (Abb. 11) (Reusner, 1582, 224f). Interessanterweise ist in der Bilderserie der *Pandora* wenige Seiten weiter offenbar nach anderer Vorlage das gleiche Bild noch einmal als Holzschnitt wiedergegeben (Abb. 12) (ebd., 247). Die Beischriften befinden sich dieses Mal im Druckstock und beinhalten wiederum andere Deutungen der Bildinhalte.

Die Offenheit des Hermaphroditen für Bedeutungszuschreibungen ist seiner relativen Unabhängigkeit von der textuellen Komponente seiner Überlieferung geschuldet: In den genannten Denkmälern besteht zwischen den Text- und Bildanteilen kaum ein hierarchisches Verhältnis. Vereinfachend gesagt kommentieren weder die Texte die Bilder, noch illustrieren die Bilder die Texte. Vielmehr sind Bilder und Texte als sich wechselseitig ergänzende integrale Bestandteile eines Ganzen zu betrachten. Die semantische Offenheit des alchemischen Hermaphroditen ist aber nicht minder seiner graphischen Gestalt geschuldet und stellt somit ein medienspezifisches Phänomen dar, das die außerordentliche Beharrlichkeit des Motivs mitzuerklären vermag. Gleichwohl ist er in seiner



Abb. 8: *Perfectio* des *opus magnum* in *Sol und Luna* (Rosarium Philosophorum, 1550, X iiiiv; Expl.: Zürich, Stiftung der Werke von C.G. Jung)

Zeichenhaftigkeit keineswegs der totalen semantischen Ambiguität preisgegeben, insofern er wie viele alchemische Bilder einen allegorischen Charakter besitzt, der von der Tradition und Methodik der Allegorese definiert wird.

Eine androgyne Vision der Minne (Frauenlob)

Es lohnt sich deshalb, noch einmal einen Schritt vor die graphische Bildförmigkeit des Hermaphroditen zurückzugehen. Bevor in der alchemischen Überlieferung eine *imago* des Hermaphroditen sichtbar wurde, entwarf der 1318 gestorbene Dichter Heinrich von Meißen genannt Frauenlob in seinem *Minneleich* eine androgyne *imaginatio* der Minne. In der sogenannten Selvon-Vision wird eine der Länge nach geteilte Gestalt beschrieben, die halb Jungfrau, halb Mann ist. In ihren Händen trägt sie die vier Komplexionen, Elemente oder Primärqualitäten, auf



Abb. 9: Alchemischer Mercurius in Sol und Luna (Rosarium Philosophorum, 1550, M ivr; Expl.: Zürich, Stiftung der Werke von C.G.Jung)

der weiblichen Seite kalt und trocken, auf der männlichen Seite warm und feucht:

(III, 9) Selvon schaute ein nebelhaftes Bild, der Länge nach geteilt: zur Hälfte Jungfrau, zur Hälfte Mann.

Es trug die vier ungezähmten Komplexionen in seiner Hand; es war fließend wie ein Dunst, der in der Luft hängt.

(10) Kalt und Trocken trug es in der Frauenhand, Warm und Feucht trug sein männlicher Arm. Verständig der Mann, der darüber nachdenkt, was das Bild bedeutet.

Ich sage darüber nichts mehr, denn das wäre ein Unglück.

(11) Die Gestalt, zur Hälfte gekrönt nach königlichem Recht und zur Hälfte das Band einer Jungfrau war auf diese Weise mit strahlender Schönheit ge-



Abb. 10: Hermaphroditen-Bild aus dem Buch der Heiligen Dreifaltigkeit im alchemischen Hausbuch des Pfarrers Valentinus aus Ottrau (Kassel, Universitätsbibliothek, Landes- und Murhardsche Bibliothek, 4° Ms. Chem. 82, fol. 16r)

schmückt.
Selvon, der Diener,
wurde zu einem Gott in ihrem Wort.
(Neuhochdeutsche Paraphrase, S.L.)¹¹

¹¹ Mittelhochdeutsches Original:
(III, 9) Selvon, der sach ein dunstlich bilde,
halp maget, halp man, geteilet nach der lenge,
Daz truc die vier complexen wilde
in siner hant, ez vloz in twalmes henge.

(10) Kalt unde trucken truc ez in der vrouwen hant,
warm unde viuchte truc sin manlich ellen.
Ein sinnic man, der sinnet, waz ez tut bekannt.
preche ich da von icht mere, ez were gevelle.

(11) Die forme, halp gecrönet
nach küniges recht
und halp ein meitlich borte,
Sie was so clar geschönet.
Selvon, der knecht,
ein got wart in ir worte
(Frauenlob, 1981, 340–344; vgl. Huber, 2008)



Abb. 11: Hermaphroditen-Bild aus dem *Buch der Heiligen Dreifaltigkeit* in der Bilderserie der *Pandora* (Reusner, 1582, 225; Expl.: München, Bayerische Staatsbibliothek, Res/Alch. 88)

Abb. 12: Hermaphroditen-Bild aus dem *Buch der Heiligen Dreifaltigkeit* in der Bilderserie der *Pandora* (Reusner, 1582, 247; Expl.: München, Bayerische Staatsbibliothek, Res/Alch. 88)

Eine erklärende Ausdeutung dieses Bildes wird als gefährlich zurückgewiesen, vielmehr wird der imaginierende Betrachter aufgefordert, sich selbst ein Verständnis davon zu bilden. In der weiteren Beschreibung des Äußeren wird die Bekrönung der Gestalt durch eine Königskrone bzw. ein Jungfrauendiadem mitgeteilt und die Wirkung, die von diesem Bild ausgeht, die rätselhafte Gottwerdung des Visionärs. Eine weitere Wirkung der Gestalt ist das Ineinanderwirken der Komplexionen. Am Ende der Vision folgt schließlich doch eine resümierende Erklärung, in der die Gestalt als die Kraft der Minne bezeichnet wird. Beglaubigt wird diese Einsicht mit der Berufung auf „toughe buchen“, auf heimliche Bücher – was im Mittelhochdeutschen auch eine Bezeichnung der Apokalypse des Johannes sein kann:

(13) So fing der ganze Übermut der Liebe an; die Gestalt wirkte ohne Faltenschlag die vier Komplexionen völlig in eins nur mit den Widerhaken der Augen.

Die Gestalt hieß der Minne Kraft; in geheimen Büchern wird das offenbar.¹²

Frauenlobs dunkler Stil macht eine Deutung seiner Dichtung nicht leicht, und vieles bleibt auch nach den intensiven Forschungen der letzten Jahre noch unklar – etwa die Gestalt des Visionärs selbst. Doch wird man aufgrund der Elemente-Motivik in der Vision einer androgynen Gestalt grundsätzlich eine Allegorie für den Eros als kosmologisches Wirkprinzip erkennen dürfen. Dies allein schon legt den Kontext der hermetisch-kabbalistischen Tradition nahe. Und tatsächlich hat die jüngere Forschung he-

12 (13) Sus hup sich ganzer liebe vrevell, die forme worchte sunder wevel die vier complexen dicke in ein Niur mit der ougen widerhaft. die forme hiez der minnen kraft, an tougen buchen daz erschein (Frauenlob, 1981, 348).

rausgearbeitet, dass Frauenlobs Minne-Theorie auf naturphilosophischer Spekulation beruht, die sich aus der neuplatonischen Kosmologie der sogenannten „Schule von Chartres“ speist, und hier besonders auf Wilhelm von Conches und Bernardus Silvestris (Huber, 1988, 136–199; Steinmetz, 1994; Finckh, 1999, 386–393; Fritsch-Staar, 1999). Diese eindrucksvollen Forschungsergebnisse seien hier keineswegs grundsätzlich in Zweifel gezogen, wenn im Folgenden mögliche Lösungen für zwei Probleme der Selvon-Vision – die Rolle der Elemente und die Vergottung des Visionärs – vorgeschlagen werden.

In der Deutung der Selvon-Vision ist insbesondere die Frage umstritten, ob Frauenlob mit seiner androgynen Gestalt einen alchemischen Hermaphroditen beschreibt. Die strukturelle Verwandtschaft seiner Vision mit dem längshälftigen Typ des alchemischen Hermaphroditen, wie er im *Buch der Heiligen Dreifaltigkeit* begegnet, ist offenkundig. Die Überlieferung kennt aber keine graphische Gestaltung des alchemischen Hermaphroditen vor 1400, die dem um 1300 dichtenden Frauenlob als Vorbild gedient haben könnte. Es bleibt also die Frage der Beeinflussung: Hatte Frauenlob alchemische Quellen für den längshälftigen Hermaphroditen, die wir nicht kennen? Oder bildet Frauenlob sprachlich einen Bildentwurf ab, der von der alchemischen Bildkunst aufgegriffen wird? Während Thomas Bein die alchemische Deutung von Frauenlobs Androgyn verfochten hat, wies Ralf-Henning Steinmetz Frauenlobs Abhängigkeit von alchemischen Quellen zurück (Bein, 1988, 179–208; Steinmetz, 1994, 79–81). Angesichts der unstreitigen Parallelen zwischen Frauenlobs Dichtung und der alchemischen Bildlichkeit habe der Dichter aus den gleichen Quellen geschöpft wie später die Alchemisten. Für medizinische Quellen, die Steinmetz hier für wahrscheinlich hält, vermag freilich auch er keine Belege beizubringen. Die differenziertere Sicht von Steinmetz dürfte richtig sein, obgleich sie am Ende vielleicht doch für eine alchemische Deutung der Frauenlob'schen Dichtung spricht.

Zunächst zur Elementen- und Komplexionenlehre, die im Mittelalter so allgemein verbreitet ist, dass es nachgerade unmöglich und unnötig erscheint, hierfür eine einzelne Quelle anzuführen: *Complexio* oder *temperamentum* meint das humoralpathologische Konzept der Dominanz eines der vier Körpersäfte im Mischungsverhältnis der *humores* eines Individuums (Schöner, 1964; Arikha, 2007; Limbeck, 2009b). Die Temperamentenlehre beruht wesentlich auf einer Analogisierung der Körpersäfte mit den vier empedokleischen Elementen, wonach die Körpersäfte durch die Primärqualitäten (warm, kalt, feucht, trocken) des ihnen analogen Elementes charakterisiert sind. Jedes Element oder jede Komplexion ist charakterisiert durch eine Kombination von zwei Primärqualitäten. So auch der Geschlechtscharakter: Das männ-

liche Geschlecht hat eine warme und trockene Qualität, das weibliche eine kalte und feuchte. In Selvons Vision sind diese Kombinationen vertauscht: Der männlichen Seite wird die ihr eigentümliche Wärme zugeordnet, allerdings mit der weiblichen Feuchtigkeit verbunden; und umgekehrt verfügt die weibliche Seite über die ihr zukommende Kälte in Kombination mit der männlichen Trockenheit. Diese Qualitätenkombinationen potenzieren gleichsam die Androgynie der Gestalt und weiten sie zu einer kosmologischen Dimension aus.

Frauenlobs Rede von den Primärqualitäten ist mit den auffälligen Motiven von *dunst* und *twalm* (Dampf und Qualm) verbunden, die die bisherige Forschung mit der Pneuma-Theorie in Verbindung brachte (Haage, 2003), in denen wahrscheinlich jedoch Motive der aristotelischen Kosmologie aufscheinen. Nach Aristoteles ist die Bildung der Materie auf die Ausdünstung oder Anathymiasis der Elemente zurückzuführen. Es gibt zwei Arten von Ausdünstungen: eine feuchte dampfartige und eine trockene rauchartige. Unterhalb der Erde bilden die Anathymiasen durch Pressung und Verfestigung die Mineralien und Metalle, und zwar die trockenen Ausdünstungen die Mineralien (Schwefel etc.) und die feuchten Ausdünstungen die Metalle (Eisen, Kupfer, Gold etc.) (Aristoteles, 1984, 89f; Lippmann, 1910, 259f). Die lateinische Version der aristotelischen *Meteorologica* des Wilhelm von Moerbeke gibt die Unterscheidung der beiden Anathymiasen folgendermaßen wieder: „due quidem enim exalationes, hec quidem uaporosa, hec autem fumosa, ut dicimus, est“ („Es gibt nämlich zwei Ausdünstungen, eine dampfartige und eine, wie gesagt, rauchartige“, *Meteorologica* III, 6; Aristoteles, 2008, 103). Die Grundbegriffe *vapor* (Dunst) und *fumus* (Rauch) sind schon rein sprachlich sehr nahe an Frauenlobs Rede von *dunst* und *twalm*. Die Attribuierung der Elemente an die androgynen Gestalt der Vision ist auf die im lateinischen Mittelalter präsente Meteorologie des Aristoteles zurückzuführen, die ihrerseits wiederum eine der wichtigsten theoretischen Grundlagen des alchemischen Denkens bildet (Jüttner & Telle, 1980, 329; Weyer, 1998).

Bei der Gottwerdung des Visionärs in Frauenlobs Vers „Selvon, der knecht, ein got wart in ir worte“ („Selvon, der Diener, wurde zu einem Gott in ihrem Wort“) haben alle Interpreten gestockt. Begreift man indessen die Vergottung des Menschen als genuin mystisches Thema, verliert die Stelle ein Stück weit ihre Rätselhaftigkeit. Obgleich das Thema in der Theologie des lateinischen Westens in vielfältigen Variationen auftaucht und diskutiert wird, ist für Frauenlob eine mittelbare Kenntnis der Vergottungslehre des griechischen Theologen Maximus des Bekenners anzunehmen, der über die Übersetzungen des Johannes Scottus Eriugena rezipiert wurde. Für Maximus ist die Vergottung des Menschen durch die Inkarnation

Christi denkbar geworden. In Christus hat die menschliche Natur göttliches Wesen angenommen. Die menschliche Natur ist berufen, zu ihrem Ursprung in Gott zurückzukehren.¹³ Das ist die Erfüllung ihres Begehrens. Die Teilhabe am Göttlichen beruht auf der Gleichgestaltung von Schauendem und Geschautem, die schließlich als Gnadengabe zur völligen Einheit („immutabilis societas“, „inseparabilis unitas“) hinreicht (Maximus Confessor, 1990, 52). In dieser Identität findet die Vergottung („deificatio“) des Schauenden statt. Bevor sie im Jenseits erreicht wird, ist ihre Vorwegnahme im Diesseits durch die Ekstase („excessio“), die ekstatische Schau, möglich (Maximus Confessor, 1990, 54). Maximus beschreibt die Vergottung als das Ziel einer Bewegung, deren Antrieb die Liebe ist, und nimmt dabei Bilder der Entrückung vorweg, die die hochmittelalterliche Mystik prägen werden: „Wenn einer erkennt, dann liebt er freilich auch, was er erkennt. Wenn einer liebt, dann widerfährt ihm, dass er zu ihm hingezogen wird wie zum Geliebten“ (Übers., S.L.).¹⁴

Die Menschwerdung Christi und die Vergottung des Menschen sind demnach zwei Ausfaltungen desselben Mysteriums: „In dieser gegenseitigen Liebe zeigt sich die Kraft, welche den Menschen durch die Liebe zu Gott auf Gott hin vergottet, und Gott durch die Liebe zum Menschen für den Menschen Mensch werden lässt, und durch diese schöne Umkehrung macht sie den Menschen freilich zu Gott durch die Vergottung des Menschen, und Gott zum Menschen durch die Menschwerdung Gottes“ (Übers., S.L.).¹⁵

Johannes Scottus Eriugena hat die Vergottungslehre des Maximus nicht nur übersetzt, sondern, in seinem Hauptwerk *Periphyseon*, auch in sein eigenes Denken integriert (Ruh, 1990, 202–206; McGinn, 1996, 171–188; Haas, 2002; Kavanagh, 2015). Obgleich umstritten, denn Vertreter von Vergottungsideen setzten sich dem Verdacht des Pantheismus aus, bilden die diversen Varianten der Vergottungslehre keineswegs einen abseitigen Weg der mittelalterlichen Theologie und Frömmigkeit. Kein Geringerer als Bernhard von Clairvaux ist durch Eriugenas Vermittlung der Vergottungslehre des Maximus verpflichtet (Gilson, 1936, 53–58; Fracheboud, 1957, 1405ff; Hiss, 1964, 78–83).

¹³ Vgl. Maximus Confessor, 1990, 52; Dalmais, 1957; 1387f.; Larchet, 2015.

¹⁴ Im Original: „Si autem intelligit, omnino amat quod intelligit. Si amat, patitur omnino ad ipsum ut amabile excessum“ (Maximus Confessor, 1988, 25).

¹⁵ Im Original: „mutuo in hoc affectu ostendatur uirtus quae et hominem Deo per diuinum amorem deificat, et Deum homini per humanum amorem inhumanat, et facit per bonam conuersionem Deum quidem hominem per hominis deificationem, et hominem Deum per Dei inhumanationem“ (Maximus Confessor, 1988, 31).

Frauenlob beschreibt in der Selvon-Vision die ekstatische Schau, die in der androgynen Gestalt das Wesen der Liebe selbst erkennt. Sie ist die Wirkkraft, die Mann und Frau vereinigt und den Kosmos gestaltet. Gleichzeitig ist die androgynen Gestalt ein Abbild Gottes, der der Ursprung der Liebe ist und in dem die Gegensätze aufgehoben sind. Diese Erkenntnis führt im Sinne von Maximus und Eriugena zur Vergottung durch den Logos: Die starke Opposition von Knecht und Gott in dem Vers „Selvon, der knecht, ein got wart in ir worte“ wird im Wort aufgehoben. Das Verhältnis Selvons zu dem androgynen Bild, durch das er vergottet wird, ist eine inverse Spiegelung der Inkarnation, durch die der göttliche Logos zur Knechtsgestalt Christi wird.

Ist Frauenlobs androgynen Gestalt ein alchemischer Hermaphrodit? Sie ist zunächst ein Bild der Liebe, die Makro- und Mikrokosmos, Immanenz und Transzendenz, mineralische Welt und Heilsgeschichte zusammenbindet. Selvons Vision repräsentiert damit ein Weltbild, das sich auf einen hermetischen, neuplatonischen und mystischen Denkstil gründet und das gleichzeitig die Grundlage des analogischen Denkstils der Alchemie darstellt. Das Bild aus Selvons Vision und die Bilder alchemischer Hermaphroditen sind unzweifelhaft miteinander verwandt, auf welcher textuellen oder visuellen Vermittlung diese Verwandtschaft auch beruhen mag. Gewiss sind die Hermaphroditenbilder aus dem *Donum Dei* und aus dem *Buch der Heiligen Dreifaltigkeit* keine unmittelbare visuelle Übersetzung der Dichtung von Frauenlob. Ebenso wenig kann man bei Frauenlob von der Ekphrasis einer tatsächlichen graphischen Vorlage ausgehen. Nichtsdestotrotz haben die Bilder und der Text eine Reihe von Komponenten gemeinsam, die nicht zufällig sein kann: die Längshälftigkeit und Bekrönung des Hermaphroditen im *Buch der Heiligen Dreifaltigkeit* (Abb. 5) die Kombination des Liebesaktes, der vier Elemente und des Hermaphroditen im *Donum Dei* (Abb. 7).

In der Deutung von Frauenlobs Selvon-Vision liegt eine mögliche Antwort auf die Ausgangsfrage nach der allegorischen Determiniertheit des alchemischen Hermaphroditen, die bei aller semantischen Reattribuierung seine anhaltende mediale Attraktivität begründet. Das androgynen Bild der Vision ist das Paradigma eines analogischen Denkens, das nicht nur die Geschlechteropposition überwindet, sondern im Bild der Koinzidenz die Materialität des Kosmos mit der Spiritualität der Liebe überblendet. Alchemische Allegorien sind Symbole, die nicht beliebig oder stellvertretend, sondern realiter materielle und spirituelle Wirklichkeit in eins setzen. Sie sind wie die christlichen Sakramente als zeichenhafte Vermittlung der göttlichen Gnade zu verstehen. In den Sakramenten berühren sich materialiter immanente und transzendente Welt. Die Alchemisten haben in ih-

rer Bildsprache dieses sakramentale Symbolverständnis übernommen (Limbeck, 2014a, 245). Deshalb sind alchemische Allegorien Medien der Erkenntnis der Natur als Gottes Schöpfung. Die alchemischen Bilder von Hermaphroditen sind deswegen nicht nur Sinnbilder für alchemische Stoffe, Prinzipien und Prozesse, sondern Abbild des alchemischen Denkens schlechthin.

Literatur

- Arikha, N., 2007. *Passions and Tempers. A History of the Humours*. Harper, New York.
- Aristoteles, 1984. *Werke in deutscher Übersetzung*, Bd. 12: *Meteorologie*. Über die Welt. Übers. v. H. Strohm, 3. Aufl. Akademie Verlag, Berlin.
- Aristoteles, 2008. *Meteorologica*. Translatio Guillelmi de Morbeka. Hg. v. G. Vuillemin-Diem, Brepols, Turnhout.
- Augustinus, 1894. *De Genesi ad litteram libri duodecim*, rec. J. Zycha, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Prag/Wien/Leipzig.
- Augustinus, 1961. *Über den Wortlaut der Genesis*. Übers. v. C.J. Perl, Bd. 1: Buch I bis VI, Schönigh, Paderborn.
- Aurnhammer, A., 1986a. *Androgynie*. Studien zu einem Motiv in der europäischen Literatur. Böhlau, Köln/Wien.
- Aurnhammer, A., 1986b. *Zum Hermaphroditen in der Sinnbildkunst der Alchemisten*. In: Meinel, C. (Hg.). *Die Alchemie in der europäischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte*. Harrassowitz, Wiesbaden, 179–200.
- Bein, Th., 1988. *Sus hup sich ganzer liebe vrevell*. Studien zu Frauenlobs Minneleich. Lang, Frankfurt a. M.
- Biedermann, H., 1986. *Das Androgyn-Symbol in der Alchemie*. In: Prinz, U. (Hg.). *Androgyn. Sehnsucht nach Vollkommenheit*. [Ausstellungskat.] Reimer, Berlin, 57–74.
- Broszinski, H., 2011. *Die Handschriften der Universitätsbibliothek Kassel, Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel*, Bd. 3,2,2: *Manuscripta chemica in Quarto*. Harrassowitz, Wiesbaden.
- Buntz, H., 1972. *Das Buch der heiligen Dreifaltigkeit*. Zeitschrift für deutsches Altertum 101, 150–160.
- Colpe, C., Holzhausen, J. (Hg.), 1997. *Das Corpus Hermeticum Deutsch*. Übersetzung, Darstellung und Kommentierung in drei Teilen, Tl. 1: *Die griechischen Traktate und der lateinische ‚Asclepius‘*. Übers. u. eingel. v. J. Holzhausen. Frommann-Holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Dalmais, I.H., 1957. *Divinisation II. Patristique grecque*. In: Viller, M. (Éd.). *Dictionnaire de spiritualité. Ascétique et mystique, doctrine et histoire*, Bd. 3. Beauchesne, Paris, 1376–1389.
- Dan, J., 2012. *Die Kabbala. Eine kleine Einführung*, 2. Aufl. Reclam, Stuttgart.
- DeVun, L., 2008. *The Jesus Hermaphrodite. Science and Sex Difference in Premodern Europe*. *Journal of the History of Ideas* 69, 193–218.
- Dietrich, E.L., 1939. *Der Urmensch als Androgyn*. *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 58, 297–343.
- Ebeling, F., 2005. *Das Geheimnis des Hermes Trismegistos. Geschichte des Hermetismus von der Antike bis zur Neuzeit*. Beck, München.
- Eco, U., 1992. *Die Grenzen der Interpretation*. Hanser, München/Wien.
- Faivre, A., Zimmermann, R.C., 1979. *Epochen der Naturmystik. Hermetische Tradition im wissenschaftlichen Fortschritt*. Schmidt, Berlin.
- Finckh, R., 1999. *Minor Mundus Homo. Studien zur Mikrokosmos-Idee in der mittelalterlichen Literatur*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Flasch, K., 2004. *Eva und Adam. Wandlungen eines Mythos*. Beck, München.
- Fracheboud, M.-A., 1957. *Divinisation IV. Moyen Âge*. In: Viller, M. (Éd.). *Dictionnaire de spiritualité. Ascétique et mystique, doctrine et histoire*, Bd. 3. Beauchesne, Paris, 1399–1413.
- Frauenlob (Heinrich von Meissen), 1981. *Leichs, Sangsprüche, Lieder*. Hg. v. K. Stackmann, K. Bertau, Teil 1: *Einleitungen, Texte*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Fritsch-Staar, S., 1999. *Androgynie und Geschlechterdifferenz. Zu Frauenlobs Minneleich*. *Zeitschrift für Germanistik N.F.* 9, 57–71.
- Frühmorgen-Voss, H., Ott, N.H., Bodemann, U., Fischer-Heetfeld, G., 1991. *Katalog der deutschsprachigen illustrierten Handschriften des Mittelalters*, Bd. 1. Beck, München.
- Gamper, R., Hofmeier, Th., 2014. *Alchemische Vereinigung. Das Rosarium Philosophorum und sein Besitzer Bartolome Schobinger*. Chronos, Zürich.
- Janzenmüller, W., 1938. *Die Alchemie im Mittelalter*. Bonifacius, Paderborn.
- Janzenmüller, W., 1939. *Das Buch der heiligen Dreifaltigkeit. Eine deutsche Alchemie aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts*. *Archiv für Kulturgeschichte* 29, 93–146.
- Gentile, S., Gilly, C., 1999. *Marsilio Ficino e il ritorno di Ermete Trismegisto. Marsilio Ficino and the Return of Hermes Trismegistus*. [Ausstellungskat.] Centro Di, Firenze.
- Gilson, St., 1936. *Die Mystik des heiligen Bernhard von Clairvaux*. Fischer, Wittlich.
- Haage, B.D., 2003. *Selvons ‚visio‘*. In: Gross, D., Reininger, M. (Hg.). *Medizin in Geschichte, Philologie und Ethnologie. Festschrift für Gundolf Keil*. Königshausen & Neumann, Würzburg, 245–255.
- Haas, A.M., 2002. *Mystische Züge in Eriugenas Eschatologie*. In: McEvoy, J., Dunne, M. (Eds.). *History and Eschatology in John Scottus Eriugena and His Time. Proceedings of the Tenth International Conference of the Society for the Promotion of Eriugenian Studies*. Leuven University Press, Leuven, 429–446.
- Hartlaub, G.F., 1937. *Signa Hermetis (Zwei alte alchemistische Bilderhandschriften)*. Erster Teil. *Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 4, 93–112.
- Hild, H., 1998. *Hermaphrodit*. In: Priesner, C., Figala, K. (Hg.). *Alchemie. Lexikon einer hermetischen Wissenschaft*. Beck, München, 172f.
- Hiss, W., 1964. *Die Anthropologie Bernhards von Clairvaux*. de Gruyter, Berlin.
- Holländer, E., 1922. *Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt in Einblattdrucken des 15.–18. Jahrhunderts*. *Kulturhistorische Studie*, 2. Aufl. Enke, Stuttgart.
- Huber, C., 1988. *Die Aufnahme und Verarbeitung des Alanus ab Insulis in mittelhochdeutschen Dichtungen. Untersuchungen zu Thomasin von Zerklare, Gottfried von Straßburg, Frau-*

- enlob, Heinrich von Neustadt, Heinrich von St. Gallen, Heinrich von Mügeln und Johannes von Tepl. Artemis, Zürich/München.
- Huber, C., 2008. Frauenlob. In: Kühlmann, W. (Hg.). Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes, 2., vollst. überarb. Aufl., Bd. 3. de Gruyter, Berlin/Boston, 550–553.
- Idel, M., 2003. Hermeticism and Kabbalah. In: Lucentini, P., Parri, I., Perrone Compagni, V. (Eds.). Hermetism from Late Antiquity to Humanism. La tradizione ermetica dal mondo tardo-antico all'Umanesimo. Brepols, Turnhout, 385–428.
- Idel, M., 2009. Kabbala und Eros. Verlag der Weltreligionen, Frankfurt a. M.
- Johannes Scottus seu Eriugena, 1997. Periphyseon. Liber secundus, curavit E.A. Jeaneau. Brepols, Turnhout.
- Jüttner, G., Telle, J., 1980. Alchemie. In: Lexikon des Mittelalters, Bd. 1. Artemis, München/Zürich, 329–342.
- Kahn, D., 1994. Les débuts de Gérard Dorn d'après le manuscrit autographe de sa Clavis totius Philosophiae Chymisticae (1565). In: Telle, J. (Hg.). Analecta Paracelsica. Studien zum Nachleben Theophrast von Hohenheims im deutschen Kulturgebiet der frühen Neuzeit. Steiner, Stuttgart, 59–126.
- Kahn, D., 2010–2011. Le retour de Gérard Dorn sur la scène éditoriale de Bâle (1577–1578). Nova Acta Paracelsica N.F. 24–25, 125–156.
- Kavanagh, C., 2015. The Impact of Maximus the Confessor on John Scottus Eriugena In: Allen, P., Neil, B. (Eds.). The Oxford Handbook of Maximus the Confessor. Oxford University Press, Oxford, 480–499.
- Koole, B., 1986. Man en vrouw zijn een. De androgynie in het Christendom, in het bijzonder bij Jacob Boehme, proefschrift. HES uitgevers, Utrecht.
- Krochmalnik, D., 2001. Schriftauslegung. Das Buch Genesis im Judentum. Katholisches Bibelwerk, Stuttgart.
- Kühlmann, W., 2012. Dorn, Gérard. In: Kühlmann, W., Müller, J.-D. (Hg.). Frühe Neuzeit in Deutschland 1520–1620. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon, Bd. 2. de Gruyter, Berlin/Boston, 164–171.
- Larchet, J.-C., 2015. The Mode of Deification. In: Allen, P., Neil, B. (Eds.). The Oxford Handbook of Maximus the Confessor. Oxford University Press, Oxford, 341–359.
- Lenep, J. van, 1985. Alchimie. Contribution à l'histoire de l'art alchimique, 2ème éd. rev. et augmentée. Crédit communal de Belgique, Brüssel.
- Liedtke, R., 1996. Die Hermetik. Traditionelle Philosophie der Differenz. Schöningh, Paderborn.
- Limbeck, S., 2009a. „Ein seltzam wunder vnd monstrem, welches beide mannlichen vnd weiblichen geschlecht an sich hett“. Teratologie, Sodomie und Allegorese in der Medienkultur der frühen Neuzeit. In: Thoma, L.M., Limbeck, S. (Hg.). „Die sünde, der sich der tiuvel schamet in der helle“. Homosexualität in der Kultur des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Thorbecke, Ostfildern, 199–247.
- Limbeck, S., 2009b. Warum Maulwürfe melancholisch und Fische phlegmatisch sind. Zu Verfasser, Überlieferung und Inhalt der spätmittelalterlichen Komplexionenlehre des Erfurter Magisters Johannes Parisiensis. In: Friedrich, C., Telle, J. (Hg.). Pharmazie in Geschichte und Gegenwart. Festgabe für Wolf-Dieter Müller-Jahncke zum 65. Geburtstag. Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, 317–336.
- Limbeck, S., 2014a. Bild und Text in alchemischen Handschriften. In: Feuerstein-Herz, P., Laube, St. (Hg.). Goldenes Wissen. Die Alchemie – Substanzen, Synthesen, Symbolik. Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, 239–245.
- Limbeck, S., 2014b. Das Opus magnum in zwölf Bildern. In: Feuerstein-Herz, P., Laube, St. (Hg.). Goldenes Wissen. Die Alchemie – Substanzen, Synthesen, Symbolik. Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, 246–255.
- Limbeck, S., 2014c. Buch der Heiligen Dreifaltigkeit. In: Feuerstein-Herz, P., Laube, St. (Hg.). Goldenes Wissen. Die Alchemie – Substanzen, Synthesen, Symbolik. Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, 256–261.
- Lippmann, E.O. von, 1910. Chemisches und Alchemisches bei Aristoteles. Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik 2, 233–300.
- Long, K.P., 2006. Hermaphrodites in Renaissance Europe. Ashgate, Aldershot.
- Long, K.P., 2013. Le rebis et la politique de l'alchimie. In: Closson, M. (Hg.). L'Hermaphrodite de la Renaissance aux Lumières. Garnier, Paris, 219–239.
- Lucentini, G., Perrone Compagni, V., 2001. I testi e i codici di Ermete nel Medioevo. Polistampa, Firenze.
- McGinn, B., 1996. Die Mystik im Abendland, Bd. 2: Entfaltung. Herder, Freiburg i. Br.
- Masson, C., 2014. Text as Stone. Desire, Sex, and the Figurative Hermaphrodite in the Ordinal and Compound of Alchemy. In: Hopkins, A., Rouse, R.A., Rushton, C.J. (Eds.). Sexual Culture in the Literature of Medieval Britain. Brewer, Cambridge, 111–126.
- Matton, S., 2003. Hermès Trismégiste dans la littérature alchimique médiévale. In: Lucentini, P., Parri, I., Perrone Compagni, V. (Hg.). Hermetism from Late Antiquity to Humanism. La tradizione ermetica dal mondo tardo-antico all'Umanesimo. Brepols, Turnhout, 621–649.
- Maximus Confessor, 1988. Ambigua ad Iohannem iuxta Iohannis Scotti Eriugenae latinam interpretationem, ed. É. Jeaneau. Brepols, Turnhout Leuven.
- Maximus Confessor, 1990. Quaestiones ad Thalassium II. Quaestiones LVI–LXV una cum latina interpretatione Ioannis Scotti Eriugenae iuxta posita, ed. C. Laga, C. Steel. Brepols, Turnhout Leuven.
- Nicolaus de Lyra, vor 1477. Postilla super totam bibliam, Bd. 1. Reyser, Straßburg.
- Obrist, B., 1982. Les débuts de l'imagerie alchimique (XIV^e–XV^e siècles). Le Sycomore, Paris.
- Pseudo-Paracelsus, 1577. Aurora Thesaurusque Philosophorum, Theophrasti Paracelsi. Hg. v. G. Dorn. Guarin, Basel.
- Pseudo-Paracelsus, 1605. Aurora Philosophorum, Das ist/ Die Schöne Morgenröt der Weisen. Etwan von dem Hochgelehrten Herren Gerardo Dornaeo Lateinisch beschriben/ vnd Theophrasto Paracelso zu geeegnet. In: Paracelsus. Chirurgische Bücher vnd Schriften. Hg. v. J. Huser. Zetzner, Straßburg, Appendix, 78–92.
- Paulus, J., 1997. Das Donum Dei. Zur Edition eines frühneuzeitlichen alchemischen Traktats. In: Roloff, H.-G. (Hg.). Editionsdesiderate zur Frühen Neuzeit, Teil 2. Rodopi, Amsterdam, 795–803.
- Paulus, J., 1998. Donum Dei. In: Priesner, C., Figala, K. (Hg.). Alchemie. Lexikon einer hermetischen Wissenschaft. Beck, München, 111f.

- Priesner, C., 2011. *Geschichte der Alchemie*. Beck, München.
- Putscher, M., 1986. Das ‚Buch der Heiligen Dreifaltigkeit‘ und seine Bilder in Handschriften des 15. Jahrhunderts. In: Meinel, C. (Hg.). *Die Alchemie in der europäischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte*. Harrassowitz, Wiesbaden, 153–178.
- Redl, Ph., 2008. *Aurora Philosophorum*. Zur Überlieferung eines pseudo-paracelsischen Textes aus dem 16. Jahrhundert. *Daphnis* 37, 689–712.
- Reusner, H. (Hg.), 1582. *Pandora, Das ist/ Die Edleste Gab Gottes/ oder der Werde vnnd Heilsamme Stein der Weisen*. Apiarius, Basel.
- Rosarium Philosophorum*, 1550. *Secunda Pars Alchimiae De Lapide Philosophico Vero Modo praeparando* [= *De Alchimia Opuscula Complura Veterum Philosophorum*, Bd. 2]. Jacob, Frankfurt a. M.
- Ruh, K., 1990. *Geschichte der abendländischen Mystik*, Bd. 1: Die Grundlegung durch die Kirchenväter und die Mönchstheologie des 12. Jahrhunderts. Beck, München.
- Schöner, E., 1964. *Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie*. Steiner, Wiesbaden.
- Scholem, G., 1984. *Alchemie und Kabbala*. In: Ders., *Judaica* 4. Hg. v. R. Tiedemann. Suhrkamp, Frankfurt a. M., 19–128.
- Schütt, H.-W., 2000. *Auf der Suche nach dem Stein der Weisen. Die Geschichte der Alchemie*. Beck, München.
- Steinmetz, R.-H., 1994. *Liebe als universales Prinzip bei Frauenlob. Ein volkssprachlicher Weltentwurf in der europäischen Dichtung um 1300*. Niemeyer, Tübingen.
- Sudhoff, K., 1894. *Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften*, Tl. 1: *Bibliographia Paracelsica*. Besprechung der unter Theophrast von Hohenheim's Namen 1527–1893 erschienenen Druckschriften. Reimer, Berlin.
- Telle, J., 1978. *Alchemie*. II. Historisch. In: Krause, G., Müller, G. (Hg.). *Theologische Realenzyklopädie*, Bd. 2. de Gruyter, Berlin/New York, 199–227.
- Telle, J., 1980a. *Aurora consurgens*. In: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 1. Artemis, München/ Zürich, 1245f.
- Telle, J., 1980b. *Sol und Luna*. Literar- und alchemiegeschichtliche Studien zu einem altdeutschen Bildgedicht. Pressler, Hürtgenwald.
- Telle, J. (Hg.), 1992a. *Rosarium Philosophorum*. Ein alchemistisches Florilegium des Spätmittelalters. Faksimile der illustrierten Erstausgabe Frankfurt 1550, aus dem Lat. ins Dt. Übers. v. L. Claren, J. Huber, 2 Bde. VCH, Weinheim.
- Telle, J., 1992b. ‚Rosarium philosophorum‘. In: Ruh, K. (Hg.). *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, 2., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 8. de Gruyter, Berlin/New York, 172–176.
- Telle, J., 1995. ‚Sol und Luna‘. In: Wachinger, B. (Hg.). *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, 2., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 9. de Gruyter, Berlin/New York, 19–22.
- Telle, J., 2004a. ‚Donum Dei‘. In: Wachinger, B. (Hg.). *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, 2., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 11. de Gruyter, Berlin/New York, 376–379.
- Telle, J., 2004b. *Ulmannus*. In: Wachinger, B. (Hg.). *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, 2., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 11. de Gruyter, Berlin/New York, 1573–1580.
- Telle, J., 2008. *Donum Dei*. In: Kühlmann, W. (Hg.). *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*, 2., vollst. überarb. Aufl., Bd. 3. de Gruyter, Berlin/Boston, 85.
- Telle, J., 2011. *Splendor solis*. In: Kühlmann, W. (Hg.). *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*, 2., vollst. überarb. Aufl., Bd. 11. de Gruyter, Berlin/Boston, 136f.
- Völlnagel, J., 2004. *Splendor solis oder Sonnenglanz*. Studien zu einer alchemistischen Bilderhandschrift. Deutscher Kunstverlag, Berlin.
- Völlnagel, J., 2005. *Handschriftliche Kopien des Splendor Solis*. In: Götz, U., Roth, M., Telle, J., Völlnagel, J., Zander-Seidel, J. (Hg.). *Splendor Solis*. Handschrift 78 D 3 des Kupferstichkabinetts der Staatlichen Museen zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, [Bd. 2:] *Kommentarband*. Wissen-Media-Verlag, Gütersloh/München, 92–94.
- Völlnagel, J., 2012. *Alchemie. Die königliche Kunst*. Hirmer, München.
- Weyer, J., 1998. *Elemente*. In: Priesner, C., Figala, K. (Hg.). *Alchemie. Lexikon einer hermetischen Wissenschaft*. Beck, München, 124–127.
- Yates, F.A., 1982. *Giordano Bruno and the Hermetic Tradition*. Routledge & Kegan Paul, London/Chicago.

Autor

Dr. phil. Sven Limbeck, Herzog August Bibliothek, Abteilung Handschriften und Sondersammlungen, Lessingplatz 1, 38304 Wolfenbüttel, e-mail: limbeck@hab.de

Intersexualität im nazistischen Deutschland (1933–45)*

Elisa Herbst

Intersexuality in Nazi Germany (1933–45)

Abstract

The goal of this study was to investigate the medical perception of intersexuality during National Socialism and the ramifications of medical positions for intersexual persons in Germany. Medical journals published between 1933 and 1945 were systematically searched using relevant medical terms; the located materials, which included original research, reviews, case studies and protocols, were then summarized and compared. Keywords: Intersexuality, Nazism, Discrimination, Racism, Eugenics

Zusammenfassung

Ziel dieser Studie war es, das medizinische Verständnis von Intersexualität im Nationalsozialismus und die Folgen dieser medizinischen Positionen für intersexuelle Menschen in Deutschland zu untersuchen. Medizinische Fachzeitschriften, die zwischen 1933 und 1945 veröffentlicht wurden, wurden systematisch mit Hilfe von medizinischen Begriffen recherchiert und die gefundenen Materialien, darunter Originalarbeiten, Rezensionen, Fallstudien und Protokolle, zusammengefasst und verglichen.

Schlüsselwörter: Intersexualität, Nazismus, Diskriminierung, Rassismus, Eugenik

Einleitung

Eine spezifische Verfolgung intersexueller Menschen im NS ist durch die bisherige Forschung kaum belegbar. Die wenigen Texte, die sich dem Thema widmen (Kehl, 2010; Klöppel, 2010, 374ff; Klöppel, 2014), stellen ein Forschungsdesiderat fest. Andere Schriften beschäftigen sich mit männlicher Homosexualität und stellen die „[d]iskursive Deckungsgleichheit“ zur Intersexualität heraus, ohne aber die möglichen Konsequenzen für intersexuelle

Menschen aufzuzeigen (Mildenberger, 2005, 259ff; vgl. Dupont, 1996). Das Erforschen der Intersexualität im NS wird durch die relativ geringe Zahl intergeschlechtlicher Menschen – die Angaben schwanken zwischen 0,02 und 2% der Bevölkerung (Klöppel, 2014, 114) – besonders erschwert. In den Tiefen der Gesundheitsamt-, Klinik- oder Anstaltsakten „[a]ussagekräftige Dokumente auffindig zu machen“, ist, wie Ulrike Klöppel festgestellt hat, „ein äußerst schwieriges Unterfangen“ (ebd.).

Als Quellen dieser Studie dienen einschlägige medizinische Fachpublikationen zwischen 1933 und 1945, die neben Originalarbeiten auch Fallberichte, Rezensionen und Tagungs-/Sitzungsprotokolle zur Intersexualität enthalten und einen Überblick über damals geführte Diskurse ermöglichen. Anhand der Sachregister und Inhaltsverzeichnisse wurden folgende Zeitschriften nach relevanten Begriffen systematisch durchsucht¹: Die *Klinische Wochenschrift* und die *Deutsche medizinische Wochenschrift* (Allgemeinmedizin), die *Zeitschrift für Gynäkologie und Geburtshilfe* und das *Zentralblatt für Gynäkologie* (Gynäkologie), *Der Erbarzt* und die *Zeitschrift für Rassenphysiologie* (Genetik) und *Der Chirurg* (Chirurgie).

Da es sich um Veröffentlichungen – nicht um interne Dokumente – handelt, muss ihnen allerdings, wie Ulrike Klöppel warnt, „hinsichtlich ihres Aussagegewerts für die konkrete Praxis mit Skepsis begegnet werden, da mit Auslassungen, Verschweigen und Beschönigungen zu rechnen ist“ (Klöppel, 2014, 113). Zudem herrscht ein spezifischer, größtenteils medizinthoretischer Diskurs vor. Dass die Realität, beispielsweise in Konzentrationslagern, Arbeitslagern und anderen Anstalten, in denen sich intersexuelle Menschen höchstwahrscheinlich auch befanden, ganz anders ausgesehen haben kann, ist anzunehmen.

* Der Beitrag basiert auf einer stark gekürzten BA-Arbeit zum Thema „Intersexualität im Nationalsozialismus. Die Diskriminierung geschlechtlich uneindeutiger Körper von 1933–1945. Eine politikwissenschaftliche Quellenanalyse medizinischer Fachzeitschriften“, die im Wintersemester 2015/16 an der Freien Universität Berlin im Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft eingereicht wurde.

¹ Gesucht wurde nach folgenden Begriffen: Geschlecht, Genitaloperationen, Hermaphroditismus, Hermaphrodit, Homosexualität, Hypospadie, Intersexualität, intersexuell, künstliche Scheidenbildung, sexuelle Zwischenstufen, Vaginalplastiken, Zwitter, Zwitterigkeit. Dass Begriffe wie Vaginalplastiken, Homosexualität oder Hypospadie mit Intersexualität (im NS) in Verbindung stehen, ergab sich aus verschiedenen Sekundärquellen. Teilweise wurden die Zeitschriften nur bis 1944 untersucht, da die Ausgabe von 1945 kriegsbedingt entfiel.

Richard Goldschmidt – Frühe Theorien der Intersexualität und ihre rassistischen Anschlüsse

Der Zoologe und Mediziner Richard Goldschmidt (1878–1958) arbeitete seit 1914 am Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie in Berlin-Dahlem, bis er 1936 aufgrund seiner jüdischen Abstammung emigrieren musste. Goldschmidt beschäftigte sich mit der Vererbung und Ausbildung des Geschlechts in der Tierwelt. Durch Kreuzungen verschiedener europäischer und japanischer Populationen der Schwammspinnenart *Lymantria dispar*, die er als „Rassen“ bezeichnete (Goldschmidt, 1915, 565), behauptete er, „nach Belieben jede geschlechtliche Zwischenform erzeugen [zu können,] die in lückenloser Reihe von einem Weibchen zu einem Männchen und umgekehrt führen [sic]“ (Goldschmidt, 1916, 5).

Diese „Intersexe“, wie Goldschmidt die Tiere nannte (Goldschmidt, 1915, 565), belegten für ihn, dass es neben den Chromosomen X und Y geschlechtsdeterminierende Faktoren M (männlich) und F (weiblich) gebe, die ebenfalls vererbbar seien. Diese könnten in ihrer Stärke variieren; die geschlechtliche Entwicklung beruhe darauf, dass einer der beiden Geschlechtstaktoren deutlich dominiere (vgl. Satzinger, 2004, 12). Ein ausbalanciertes Stärkeverhältnis von F und M war für Goldschmidt „bei den reinen Rassen“ gegeben. Wenn aber bei „Rassenkreuzungen“, „in ihrer Stärke bzw. Schwäche nicht aufeinander abgestimmte F und M“ aufeinander trafen, entstünden „Intersexe“ (Goldschmidt, 1931, 78).

Auf dieser Grundlage entwickelte Goldschmidt die „Drehpunkttheorie“ zur Entstehung von Intersexualität:

„Ein Intersex ist ein Individuum, das nach seiner genetischen Beschaffenheit, XX oder XY, eigentlich ein Weibchen oder Männchen sein sollte, tatsächlich sich aber nur bis zu einem bestimmten Augenblick mit seinem eigentlichen Geschlecht entwickelt, von diesem Augenblick, dem Drehpunkt, an aber seine Entwicklung mit dem anderen Geschlecht vollendet.“ (Ebd., 12f)

Der stärkste Grad von Intersexualität fand sich Goldschmidt zufolge bei jenen Individuen, die phänotypisch das Aussehen des genetisch entgegengesetzten Geschlechts aufwiesen. Diese benannte er mit den Begriffen „Umwandlungsmännchen“ und „Umwandlungsweibchen“ (ebd., 19).

Der Ansatz führte dazu, dass Goldschmidt in seinen frühen Arbeiten menschliche Homosexualität und Intersexualität miteinander in Verbindung brachte (Gold-

schmidt, 1916, 7, 14).² Homosexuelle Männer waren demnach ‚Umwandlungsmännchen‘, also nur phänotypisch Männer, genotypisch aber Frauen (vgl. Nieden, 2005, 19).

Schon in den 1920er Jahren wurde Goldschmidts Intersexualitätslehre antifeministisch, eugenisch und rassistisch interpretiert, indem man seine Ergebnisse auf die menschliche Intersexualität übertrug. Diese wurde mit Degeneration und dem Untergang von ‚Rassen‘ insofern in Verbindung gebracht, als ‚Rassenkreuzungen‘ auch beim Menschen für die Auflösung einer binären Geschlechterordnung verantwortlich gemacht wurden und allgemein eine Vererbung von Intersexualität angenommen wurde. Man sah die ‚nordische Rasse‘ als bedroht an, da die Berufstätigkeit der Frau (die als Auflehnung gegen die natürliche Rolle als Mutter galt), sowie weibliche Beinbehaarung mit Intersexualität in Verbindung gebracht wurden (vgl. Lenz, 1912, 1922; Mathes, 1924, vgl. Satzinger, 2004, 17ff). Auch wenn Goldschmidt ab Ende der 1920er Jahre derartigen Interpretationen entgegenwirkte, dienten sie Mediziner³ im NS unter vielen Aspekten als Grundlage und Anknüpfungspunkt.

Neben Goldschmidts Intersexualitätslehre waren es Züchtungsversuche von Fröschen, Fischen und verschiedenen Säugetieren, die zu ähnlichen Ergebnissen geführt hatten und die Entstehung von Intersexualität auch beim Menschen durch „Rassenmischungen“ belegen sollten (Neumann, 1934, 177; Geissler, 1943, 336).

Intersexualität und Judentum

Überlegungen zur Übertragung auf menschliche Intersexualität stammten etwa vom ‚Rassenphysiologen‘ Lothar Gottlieb Tiralà (1886–1974), welcher die Meinung vertrat, Homosexualität und Intersexualität seien aneinander gekoppelte Degenerationserscheinungen, die durch ‚Rassenmischungen‘ hervorgerufen wurden und für welche er in besonderem Maße Juden/Jüdinnen verantwortlich machte. Da Tiralà jedoch 1936 aufgrund „verschiedener Unzulänglichkeiten und standeswidrigem Verhalten“ seine Professur verlor, wurde sein Ansatz nicht weiter verfolgt (Mildenberger, 2005, 275f; vgl. auch Tiralà, 1934, 148; Tiralà, 1935, 66f, 80).

Etwa zur gleichen Zeit entwarf jedoch der ‚Rassenhygieniker‘ Robert Stigler (1878–1975) auf Goldschmidts

² Diese Verbindung existierte jedoch schon deutlich früher. Bereits in den 1860er Jahren erklärte der Jurist Karl Heinrich Ulrichs Homosexualität („Uranismus“) durch Intersexualität, wodurch er hoffte, zur Entpathologisierung von Homosexualität beizutragen (vgl. Mildenberger, 2005, 263).

³ Keine der nachfolgend zitierten Quellen ist dem Augenschein nach von einer Frau verfasst worden, daher wird durchgehend die männliche Form verwendet.

Intersexualitätslehre aufbauend eine Theorie, welche Intersexualität und Jüdischsein koppelte. Ausgangspunkt war die These, dass der „Grad der sexuellen Differenzierung [der beiden Geschlechter] als eugenetische[r] Wertmesser sowohl für den Einzelnen wie für den ganzen Stamm“ betrachtet werden könne. Die sexuelle Differenzierung von Mann und Frau sei „bei verschiedenen menschlichen Rassen verschieden stark entwickelt, am stärksten bei den Weißen, am wenigsten bei den Indianern, Eskimos [...] und bei den Negern“ (Stigler, 1934, 68f). Diesen „Grad der sexuellen Differenzierung“ sah Stigler durch „Rassenkreuzungen“ gefährdet, welche auch er für die Entstehung von Intersexualität verantwortlich machte (ebd., 70f). Intersexualität schrieb er hierbei explizit „der jüdischen Rasse“ zu (ebd., 71).

Den „Ursprung“ der Intersexualität im Judentum sah Stigler in einer „besondere[n] geschlechtliche[n] Auslese innerhalb der jüdischen Rasse“ (ebd., 71). Er vertrat die Meinung, dass die Eigenschaften, die er Intersexualität zuschrieb (bspw. die Emanzipiertheit und Berufstätigkeit der intersexuellen Frau) von den Juden/Jüdinnen als besonders attraktiv empfunden wurden, wodurch ‚intersexuelle Erbanlagen‘ hier besonders stark weitergegeben würden. Intersexualität war für Stigler folglich ein vor allem der ‚jüdischen Rasse‘ innewohnendes Merkmal, das durch ‚Rassenmischungen‘ an die ‚arische Rasse‘ weitergegeben werde. Sie war seiner Meinung nach deshalb sowohl bei ‚Kreuzungsprodukten zwischen Juden und Nichtjuden‘ als auch bei ‚ungemischten‘ Juden“ auffallend häufig (ebd.). Besonders gefährlich seien Intersexuelle, da „sehr viele normale Menschen vom Intersexuellen mit seinem komplizierten, auf seelisches Erlebnis und Abwechslung eingestellten unausgeglichenen Wesen verhältnismäßig leicht zu leiten und auch zu verleiten sind“ (ebd., 72). Bewiesen sah er dies unter anderem in der breite Resonanz findenden Mode der ‚Vermännlichung der weiblichen Figur‘, beispielsweise im ‚Bubikopf‘, welcher seiner Meinung nach auch eine ursprünglich ‚intersexuelle Mode‘ sei (ebd.).

Intersexualität im Fokus der Medizin von 1933–45

Die während der NS-Zeit verfassten Publikationen belegen, dass sich Mediziner sowohl in ihren theoretischen Aufsätzen wie auch in den Fallberichten zur Intersexualität in ihren Überlegungen weitgehend mühelos den neuen Gegebenheiten anpassen konnten.

Anpassung an die NS-Ideologie

Für den bereits erwähnten Robert Stigler war der Blick auf Intersexualität somit nicht nur durch eine rassifizierte Perspektive bestimmt, sondern auch durch NS-Rollenbilder von Mann und Frau, denen die von ihm ausgemachten ‚intersexuellen Charaktereigenschaften‘ konträr gegenüberstanden. Er sprach der intersexuellen Frau den „[z]u den wichtigsten sekundären Geschlechtsmerkmalen des Weibes“ gehörenden „Mutterinstinkt“ ab (Stigler, 1934, 71). Es mangle ihr an der „geduldige[n] Passivität“, die für „Schwangerschaft, [...] Aufzucht der Kinder, die Führung des Haushaltes mit seinen vielen monotonen, undankbaren und doch so wichtigen Leistungen“ unerlässlich sei. Sie verlange einen Lohn für ihre Leistungen und lehne sich gegen ihre natürliche Stellung auf (ebd., 82). Frauenemanzipation, die berufliche Gleichstellung von Frauen und Männern sowie die gemeinsame Bildung von Jungen und Mädchen waren für Stigler „soziale Schöpfungen der Intersexuellen“ (ebd., 72). Er vertrat zudem die Auffassung, die intersexuelle Frau versage auf dem Gebiet der ‚Sexualsphäre‘. Sie spüre ihre Unzulänglichkeit und komme so „in schwere Konflikte mit sich selbst und ihrer nächsten Umwelt“ (ebd., 82). „Grundlos verweigert sie den ehelichen Beischlaf, unstet, unzufrieden, enttäuscht, schwankt sie von einer Stimmung in die andere, ist dadurch launenhaft und für ihren Gatten bald ein Rätsel, bald eine Qual“ (ebd.).

Zudem brachte er weibliche Intersexualität in Verbindung mit Dyspareunie und folgerte daraus eine „mangelnde sexuelle Abreaktion“, die sich in einem ständigen Bemühen um „Männergunst“ äußere. Dies wurde als Gefahr angesehen, da hierdurch beim Mann die falsche Vorstellung einer „hypersexuelle[n] Frau“ erweckt werde (ebd., 78), wodurch die Bindungschancen intersexueller Frauen gesteigert würden.

Dem intersexuellen Mann hingegen attestierte Stigler eine „Unechtheit im ganzen Gehaben“. Seine fehlende „Männlichkeit“ versuche er durch Schauspielerei „besonders deutlich zur Schau“ zu tragen (ebd., 80). „Mannestugenden“ des „sexuell vollwertigen“ Mannes wie „Mut und Wahrhaftigkeit“ besitze er nicht. Ihn kennzeichne die „philtröse, ängstliche, leisetreterische“ Einstellung (ebd., 81). Auch „Instinktverlust“ und gesteigerte „Suggestibilität“ waren für Stigler Eigenschaften intersexueller Männer. Dies erkenne man daran, dass sie „abwegige Ideen“ und „unnatürliche Vorstellungen vom Weltgeschehen“ vertreten (ebd.). Er führte das Misslingen von Marxismus und Bolschewismus auf Intersexualität zurück und sah die gesteigerte Suggestibilität intersexueller Männer vor allem in ihrem Kampf für die Frauenemanzipation (vgl. ebd., 82).

Folgen der eugenischen Politik

Auch aufgrund der bevölkerungspolitisch ausgerichteten NS-Ideologie, die einerseits die Steigerung der Geburten verfolgte und andererseits durch Zwangssterilisierungen, -abtreibungen und Tötungen die Fortpflanzung ‚minderwertiger‘ Bevölkerungsgruppen unterband (vgl. Bock, 1986, 77ff), gerieten intersexuelle Menschen unter verschiedenen Aspekten in den Fokus der Ärzteschaft. Intersexualität galt ihnen als „Mißbildung“ (Naujoks, 1934, 136), als „abnorme Erbanlage“ (Moszkowicz, 1934, 401) und „niedere Daseinsstufe“ (Rosenkranz, 1942, 1560) und wurde mit einer „abnormen Wertigkeit der Gene“ in Verbindung gebracht (Derichsweiler, 1934, 869). Zudem wurden Degenerationsszenarien formuliert, da Intersexualität mit „pathologische[n] Erbfaktoren“ (Moszkowicz, 1934, 402) und „Abweichungen auf zerebrospinalem und psychischem Gebiet“ (Seitz, 1942, 742) gekoppelt wurde.

Mit eugenischen Argumenten begründeten viele Mediziner die Notwendigkeit eines Ausschlusses intersexueller Menschen von Fortpflanzung, Geschlechtsverkehr und Ehe. Wenn eine Fortpflanzungsfähigkeit ausgeschlossen werden konnte, was häufig der Fall war, wurde die Gefahr, die vermeintlich von intersexuellen Menschen ausging, zumindest relativiert (vgl. Naujoks, 1934, 151). Zwar schien eine ‚erbliche Verbreitung‘ von Intersexualität nicht möglich, nichtsdestotrotz wurde die Angst geäußert, dass intersexuelle Menschen EhepartnerInnen mit ‚wertvollem Erbgut‘ an sich binden könnten, die Ehen jedoch kinderlos bleiben würden (Wagner, 1938, 174).

Waren Intersexuelle fortpflanzungsfähig, galten sie und ihre Nachkommenschaft als Gefahr für den ‚Volkkörper‘, da von einer Weitergabe der „abnormen intersexuellen Erbanlage“ ausgegangen wurde (Moszkowicz, 1934, 401). Eine Vererbung von menschlicher Intersexualität wurde häufig mit Bezug auf Goldschmidts Arbeiten angenommen (vgl. Stigler, 1934, 70; Naujoks, 1934, 151), blieb aber medizinisch umstritten (vgl. Verschuer, 1936, 192). Verschiedene Arbeiten widmeten sich dieser Frage und untersuchten die Aszendenz intersexueller Menschen (vgl. Neumann, 1934). Familiäres Vorkommen von Intersexualität wurde einige Male beobachtet und als Beweis für eine Erbllichkeit gesehen (vgl. Hemje, 1936, 957; Schultze, 1940, 2081; Naujoks, 1934, 151). Vereinzelt betrachteten die Mediziner Intersexualität dementsprechend als „schwere erbliche körperliche Mißbildung“ im Sinne des *Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* (Rogal, 1942, 502), andere stritten dies explizit ab (vgl. Verschuer, 1936, 192).

Generell wurden operative Behandlungen, die eine Fortpflanzungsfähigkeit hätten ermöglichen können, entschieden abgelehnt und zwar mit Blick auf eine mögliche Vererbung:

„Ich glaube, daß gerade in unserer Zeit, welche die Forderung nach einer erbgesunden Nachkommenschaft in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt hat, die Chirurgen zu dem Entschluß kommen müßten, solche Operationen abzulehnen.“ (Moszkowicz, 1934, 402)

„Wenn es sich aber darum handelt, mit unserer Therapie das Zwitterwesen zeugungs- oder befruchtungsfähig zu machen, wenn wir ihm die Möglichkeit der Schaffung von Nachkommenschaft geben, dann taucht ein ganz neuer Gesichtspunkt auf: Das ist die eugenische Seite! [...] Wenn wir neuerdings Erbkrankte zielbewußt und sogar zwangsweise sterilisieren, so dürfen wir andererseits nicht unsere Hand dazu reichen, durch kunstvolle Eingriffe die Erzeugung fragwürdiger Nachkommenschaft zu ermöglichen und zu fördern.“ (Naujoks, 1934, 151)

Auch und gerade in Bezug auf fortpflanzungsfähige Intersexuelle spielten folglich Eheverbote eine Rolle. Die untersuchten Quellen zeigen, dass es sowohl für fortpflanzungsfähige als auch fortpflanzungsunfähige intersexuelle Menschen aufgrund der neuen Gesetzeslage schwierig war, ein Ehefähigkeitszeugnis für eine Verheiratung mit einer ‚erbgesunden‘ oder zeugungsfähigen Person zu erhalten – eine Zwangssterilisierung⁴ schien hingegen eine geeignete Maßnahme um eine Fortpflanzung generell zu unterbinden:

„Namentlich bei Verdacht auf noch vorhandene Zeugungsmöglichkeit sollten Eheschließungen unbedingt verboten werden, da auch diese Mißbildungen vererbt werden können. Und schon deshalb ist vom Standpunkt der Eugenik gegen die operative Entfernung der Keimdrüsen bei Zwittern nichts einzuwenden. Es ist ernsthaft zu erwägen, ob nicht überhaupt grundsätzlich bei Anwesenheit von Fehlbildungen an den äußeren Geschlechtsteilen Sterilisation der betreffenden Individuen durchzuführen wäre.“ (Priesel, 1940, 969)

⁴ Einige Mediziner vertraten allerdings die Meinung, dass hierfür der individuelle „Nachweis eines Erbganges“ erbracht werden müsse und Zwangssterilisierungen generell nicht vonnöten seien, da Intersexualität oft mit einer Zeugungsunfähigkeit einhergehe (Zenker, 1934, 578). In anderen Fällen wurde eine Zwangssterilisierung bei Intersexualität aufgrund mangelnder Kenntnisse zur Erbbedingtheit explizit abgelehnt (vgl. Verschuer, 1936, 192). Wiederum andere Mediziner sahen die einzige wirksame Maßnahme zur Bekämpfung von Intersexualität in der „Aufklärung des Volkes über die Bedeutung der Intersexualität für das eheliche Glück und für die Gesundheit der Nachkommenschaft“ sowie in der „Erweckung [...] gesunder Vorstellungen von der Beschaffenheit eines anstrebenswerten Ehepartners“ (Stigler, 1934, 88).

An der Herstellung der Fähigkeit zum Geschlechtsverkehr schieden sich die Geister. So finden sich bspw. kontroverse Diskussionen zwischen den Medizinern in Bezug auf die künstliche Scheidenbildung. Die eine Seite vertrat die Auffassung, dass Geschlechtsverkehr, der nur der „Befriedigung der sexuellen Gelüste“ (Kraatz, 1938, 168) diene, abzulehnen sei. Den „ideale[n] Endzweck jeder sexuellen Umarmung [sollte] die Erzeugung eines neuen Wesens darstellen“ (Schubert, 1936, 67). Die künstliche Scheidenbildung sei folglich nur legitim, wenn ein „Uterus vorhanden und eine Schwangerschaft möglich ist“ (Wallau, 1942, 1282). War dies nicht der Fall, galt eine Operation eugenisch als nicht gerechtfertigt. Die andere Seite war der Meinung, eine solche Operation sei bei nicht fortpflanzungsfähigen Intersexuellen berechtigt, um ihnen ihr ohnehin geschädigtes Leben zu erleichtern (vgl. Kirschner, 1934, 631).

Positive Maßnahmen für intersexuelle Menschen schienen (eher) als berechtigt zu gelten, wenn sie die Arbeitsfähigkeit verbesserten oder der Beruf bzw. der Bildungsabschluss allgemeines Ansehen besaß. Ein Mediziner legitimierte beispielsweise die gewünschte Umschreibung einer intersexuellen Person zum Mann, welche zuvor als Mädchen erzogen wurde, damit, dass „[d]as vorher unglückliche Zwitterwesen [...] seine Arbeit als Mann bei bestem Wohlbefinden und voller Zufriedenheit [versieht]“ (Naujoks, 1936, 182). In diesen Kontext gehören auch Überlegungen dazu, geschlechtsanpassende Operationen, die Geschlechtsverkehr ermöglichen sollten, dann nicht zu verwehren, wenn diese Menschen suizidgefährdet erschienen (vgl. Schubert, 1936, 66ff). Ob sich diese Einstellung mit einem unerwünschten Verlust einer möglichen Arbeitskraft begründen lässt, bleibt spekulativ. Es lassen sich jedoch durchaus Hinweise auf einen solchen Gedankengang finden. So wurde die Eheerlaubnis steriler Männer mit sterilen Frauen durch ihre geleistete Arbeit gerechtfertigt (ebd., 68).

Andere Mediziner hielten die normal oder besonders ausgeprägte Intelligenz intersexueller Menschen für erwähnenswert und äußerten sich über diesen Sachverhalt teilweise mit Verwunderung (vgl. Brangs, 1937, 900; Brandsch, 1936, 958; Stoeckel, 1940, 667). Bereits die Nennung deutet an, dass man mit anderem gerechnet hatte; ein damals unterstellter Zusammenhang zwischen Intersexualität und der in dieser Zeit verbreiteten Diagnose ‚angeborener Schwachsinn‘, kann nur vermutet werden.

Die Frage der sexuellen Orientierung

In einer Reihe von Artikeln, v.a. in Fallberichten, wird auf die sexuelle Orientierung intersexueller Menschen eingegangen, wobei häufig eine ‚abnorme‘ Sexualität angenommen wird, etwa wenn Intersexualität und Homosexualität zusammengedacht werden und registriert werden muss, dass es heterosexuell orientierte Intersexuelle gibt (vgl. Kolde, 1938, 329). In wenigen Fallberichten wurden Intersexuelle auch mit Hypersexualität in Verbindung gebracht (vgl. Kuliga, 1936, 2020), während andere als sexuell desinteressiert charakterisiert wurden (vgl. Neumann, 1934, 171). Beides wurde als der Intersexualität innewohnende Abweichung gedeutet. Es gibt aber auch Fallberichte, in denen die intersexuelle ‚Frau‘ bzw. der intersexuelle ‚Mann‘ den vorherrschenden heterosexuellen Erwartungen entsprachen und entsprechend ‚normalisierend‘ behandelt wurden.

Verknüpfung von Inter- und Homosexualität

Zu den Arbeiten, die auf eine ‚abnorme‘ Sexualität von Intersexuellen rekurrierten, gehören die Studien des Psychiaters und Erbbiologen Theobald Lang (1898–1957), die von 1936 bis 1941 vor allem in der *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* veröffentlicht wurden. Aufbauend auf Goldschmidts Annahme der genetischen Bedingtheit der Intersexualität und dessen Drehpunkttheorie, hatte es sich Lang zur Aufgabe gemacht, die Verbindung von Intersexualität und Homosexualität statistisch zu beweisen. Seinen Ausgangspunkt bildete das statistische Geschlechterverhältnis bei Neugeborenen – 106 Jungen auf 100 Mädchen (vgl. Dupont, 1996, 78ff). Da Lang voraussetzte, dass homosexuelle Männer genotypische Frauen sind, nahm er an, dass sich das

„phänotypisch gezählte Geschlechterverhältnis unter den Geschwistern von homosexuellen Männern zu gunsten [sic] der Männer verschieben [müßte], denn ein weibliches Geschwister ist durch den homosexuellen Mann bereits da“ (zit. n. ebd., 79).

Für seine Untersuchung zog Lang die Geschlechterverhältnisse von 1750 homosexuellen Männern heran, welche ihm die Münchner und Hamburger Kriminalpolizei zur Verfügung stellten. Er stellte schließlich ein „eindeutig zugunsten der Männer“ verschobenes Geschlechterverhältnis fest und sah seine Hypothese bestätigt (Lang, 1940, 664), was auch von anderen über Intersexualität publizierenden Medizinern aufgenommen wurde:

„Die diesmaligen Befunde bestätigen die Hypothese, daß unter der Geschwisterschaft der männlichen Homosexuellen eine Verschiebung zugunsten der Männer stattfindet, woraus wahrscheinlich wird, daß ein nennenswerter Teil aller männlichen Homosexuellen Verwandlungsmännchen, also genetische Weibchen sind.“ (Wiedermann, 1941, 678; vgl. auch Stefan, 1939, 1480)

Langs Ansichten zur Verknüpfung von Inter- und Homosexualität traten ab Ende der 1930er Jahre in den Hintergrund – die genetische Bedingtheit widersprach der NS-Auffassung von Homosexualität als Seuche und ließ sich nicht ausreichend pathologisieren (vgl. Nieden, 2005, 28ff).

Beispiele ‚normalisierender‘ Betrachtungsweisen

Zu den Texten, die Intersexualität ‚normalisierend‘ beschrieben, gehören zwei Fallberichte. Im Jahr 1938 gab der Mediziner W. Kolde im *Zentralblatt für Gynäkologie* den bereits zuvor von einem Londoner Arzt beschriebenen Fall eines intersexuellen Menschen wieder:

„Ein auffallend schönes Mädchen mit ausgesprochen weiblichen Formen sucht im Alter von 18 Jahren den Arzt auf, da die Regel noch nie aufgetreten ist. [...] Das Sexualempfinden war rein weiblich, sie hatte mehrfach Liebhaber.“ (Kolde, 1938, 329)

Die durch die Untersuchung gestellte Diagnose ergab Intersexualität. Eine geschlechtsanpassende Operation wurde durchgeführt, wobei bei der Durchführung verschiedener Behandlungsschritte auch betont wurde, dass dies „[a]uf Wunsch der Kranken“ geschah (ebd.). Auffällig ist die vorteilhafte Darstellung der intersexuellen Person. Bereits die klare Zuweisung des Geschlechts ‚Frau‘ sticht hervor.⁵ Während andere Fallberichte intersexuelle Menschen oft als sächlich darstellen (das Lebewesen, Individuum, es), erhält dieser intersexuelle Mensch eine klare Zuordnung zum weiblichen Geschlecht („Mädchen“, „sie“).

Kolde bewertet den beschriebenen Fall als Beweis dafür, dass auch intersexuelle Menschen ihrem vorherrschenden Geschlecht nach heterosexuell sein können. Er thematisiert kurz ihre anatomischen ‚Abweichungen‘. Seine Darstellung der intersexuellen ‚Frau‘ ist durchgehend positiv. Sie entspricht dem NS-Frauenbild und nicht dem vorherrschenden Bild eines intersexuellen Menschen. Sie

ist schön, begehrt, eindeutig heterosexuell und dem Geschlechtsverkehr mit Männern zugeneigt. Aussehen, Begehrtheit und sexuelle Orientierung rechtfertigen auch für Kolbe die geschlechtsanpassende Operation.

In einem Aufsatz aus dem Jahre 1943, ebenfalls aus dem *Zentralblatt für Gynäkologie*, schilderte der Gynäkologe und Eugeniker August Mayer den Fall eines intersexuellen Menschen, den er über zwölf Jahre immer wieder untersuchte und behandelte. Auffällig ist auch hier die klare Zuordnung des intersexuellen Menschen zum weiblichen Geschlecht. So wird die Person zu Beginn des Artikels wie folgt beschrieben: „[...] eine zarte, etwas aufgeschossene, schmale Blondine mit weiblichem Gesichtsausdruck, aber mit gewissen virilen Anklängen im Körperbau, wie relative Breite der Schultern, etwas schmales Becken und lange Beine“ (Mayer, 1943, 1923). Inwiefern sich soziale Zugehörigkeiten mit Intersexualität verschränken, wird besonders deutlich, als die Genehmigung eines Ehetauglichkeitszeugnisses diskutiert wird: „Eine neue Aufgabe trat an uns heran, als die Kranke auf Grund der regelmäßig eintretenden Menstruation sich für eine normale Frau hielt und im Jahr 1941 die Frage der Ehfähigkeit an uns richtete“ (ebd., 1928). Verschiedene Zugehörigkeiten und Gegebenheiten werden folgend ‚abgewogen‘. Neben einer durchaus möglichen „Kohabitationsmöglichkeit“, einer nicht ausgeschlossenen „Konzeptionsfähigkeit“, der Angst der Person vor Geschlechtsverkehr und ihrer Heiratswilligkeit taucht unversehens das „Abiturientenzeugnis“ in der Diskussion auf: „Die intellektuelle Begabung ist ausweislich des Abiturientenzeugnisses gut.“ Hierauf folgt unmittelbar das Ergebnis der Diskussion: „Alles in allem könnte man also ein Ehetauglichkeitszeugnis nicht zum Vornherein verweigern, wenn man es auch nicht ganz bedenkenlos ausstellen kann“ (ebd., 1930).

Fazit

Es scheint, dass Intersexualität im NS einerseits zwar pathologisiert wurde, was für die Betroffenen mit enormen Gefahren verbunden war, andererseits intersexuelle Menschen nicht per se bzw. nicht gleichermaßen Opfer der NS-Ausgrenzungs- und Verfolgungspolitik werden mussten. Auffallend ist zunächst, wie ausdifferenziert über Intersexualität nachgedacht und auf wie vielen verschiedenen Ebenen die entsprechenden Phänomene als pathologisch und abnormal bewertet wurden. Dabei lag der Fokus von einer eugenischen Perspektive her auf Fortpflanzungsfähigkeit und Vererbung, was Aspekte wie Sexualität und Ehe mit einbezog. Eine Weitergabe der ‚intersexuellen Erbanlage‘ und der ihr inhärenten

⁵ Zur Frage, welche Rolle das Geschlechtsempfinden in Überlegungen und Entscheidungen der Ärzteschaft spielte, vgl. Klöppel, 2014, 110ff.

„Minderwertigkeit“ sollte in jedem Fall ausgeschlossen werden, sodass sich intersexuelle Menschen nicht bzw. nur mit unfruchtbaren Menschen verheiraten durften.

Da Intersexualität, wenn auch nur vereinzelt, als ‚schwere erbliche körperliche Missbildung‘ im Sinne des *Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* angesehen wurde, ist anzunehmen, dass auch bei intersexuellen Personen Zwangssterilisierungen durchgeführt wurden. In welchem Maß dies geschah, kann anhand der untersuchten Quellen nicht beurteilt werden. Es wäre – wie eingangs erwähnt – notwendig, Anstalts-, Klinik- und Gesundheitsamtsakten durchzusehen.

Verfolgungskategorien wie Homosexualität, Jüdischsein und ‚Schwachsinn‘ sowie die Zuschreibung bestimmter Charakter- und Wesenseigenschaften erscheinen eher als Hilfskategorien, welche die Abnormität von Intersexualität zusätzlich untermauern sollten. Faktoren, die in der NS-Ideologie als positiv angesehen wurden, konnten sich hingegen günstig auswirken. So beispielsweise eine heterosexuelle Orientierung, ergänzt durch Heiratsabsichten und/oder Begehrtheit durch Männer, oder ein guter Bildungsabschluss, von welchem angenommen wurde, dass er zu einer qualifizierenden Berufsausbildung führen würde.

Die Quellen bieten Hinweise darauf, dass zumindest einige Mediziner Intersexualität als meldepflichtig im Rahmen der 1939 eingeführten, streng vertraulichen Meldepflicht für Hebammen, GeburtshelferInnen und leitende ÄrztInnen von Entbindungsanstalten ansahen. Diese sah vor, die örtlichen Gesundheitsämter von der Geburt aller Kinder in Kenntnis zu setzen, die an „Idiotie“, Mongolismus, Microcephalie, Mißbildungen aller Art [...] oder Lähmungen litten“ (Schmuhl, 1992, 183). Auch eine Tötung intersexueller Menschen im Rahmen anderer Euthanasie-Programme, beispielsweise der Aktion T4, oder ihre Verschleppung in Konzentrationslager oder andere Anstalten, ist vorstellbar. Weiterhin ist es durchaus wahrscheinlich, dass intersexuelle Menschen durch die Verknüpfung von Intersexualität mit Homosexualität, Jüdischsein und mangelnder Intelligenz – also zentralen Verfolgungskategorien des NS – in Konzentrationslager und psychiatrische Anstalten verschleppt und dort ermordet wurden.

Wenn Ulrike Klöppel vermerkt, dass sich bezüglich „der medizinischen Behandlungspraxis bei Intersexualität im Zeitraum 1933 bis 1945 [...] mehr Fragen [stellen], als derzeit Antworten gegeben werden können“ (2014, 113), so ist dem auch unter dem Gesichtspunkt einer spezifischen Verfolgungspraxis für Intersexuelle während der NS-Zeit zuzustimmen.

Literatur

- Bock, G., 1986. Zwangssterilisierungen im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik. Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Brandsch, K., 1936. Rezension zu: E. Sorrel und Frau Sorrel-Dejerine (Paris). Ein makrogenetischer Hermaphrodit, *Presse méd.* 1935, Nr. 47. *Zentralblatt für Gynäkologie* 60, 958.
- Brangs, 1937. Kommentar zu: Ectopia vesicae, Atresia recti et ani, echter Hermaphroditismus und andere Anomalien, *Amer. J. Surg.* 1936, 172ff, Januar. *Zentralblatt für Gynäkologie* 61, 900.
- Derichsweiler, H., 1934. Geschlechtsumkehr durch das Arrhenoblastom. *Zentralblatt für Gynäkologie* 58, 866–870.
- Dupont, M., 1996. Sexualwissenschaft im Dritten Reich. Eine Inhaltsanalyse medizinischer Zeitschriften. o.V., Frankfurt a.M.
- Geissler, J., 1943. Uterus myomatosus bei einem männlichen Scheinzwitter. *Zentralblatt für Gynäkologie* 67, 332–337.
- Goldschmidt, R., 1915. Vorläufige Mitteilung über weitere Versuche zur Vererbung und Bestimmung des Geschlechts. *Biologisches Centralblatt* 35 (12), 565–570.
- Goldschmidt, R., 1916. Die biologischen Grundlagen der konträren Sexualität und des Hermaphroditismus beim Menschen. *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* 12 (1), 1–14.
- Goldschmidt, R., 1931. Die sexuellen Zwischenstufen. Julius Springer, Berlin.
- Hemje, E., 1936. Kommentar zu: J.M. O’Farrel (Houston). Hereditärer Hermaphroditismus (*J. amer. med. Assoc.* 1935, Juni). *Zentralblatt für Gynäkologie* 60, 957.
- Kehl, M., 2010. Aspekte des Umgangs mit Intersexualität im Nationalsozialismus und die Auswirkungen für die Betroffenen. In: Kühl, R., Ohnhäuser, T., Schäfer, G. (Hg.). *Verfolger und Verfolgte. „Bilder“ ärztlichen Handelns im Nationalsozialismus.* LIT, Berlin, 175–194.
- Kirschner, M., 1934. Fragen und Antworten. Welche Erfahrungen liegen vor über den Operationserfolg bei Hypospadie (mit Ausnahme der direkt hinter dem Sulcus coronarius liegenden Hypospadien, also auch der Hypospadien penis. *Der Chirurg* 6, 631.
- Klöppel, U., 2010. XXOXY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. transcript, Bielefeld.
- Klöppel, U., 2014. Intersex im Nationalsozialismus. Ein Überblick über den Forschungsbedarf. In: Schwartz, M. (Hg.). *Homosexuelle im Nationalsozialismus.* de Gruyter, Oldenburg, 107–114.
- Kolde, W., 1938. Kommentar zu: H. Chapple (London). Ein ungewöhnlicher Fall von Hermaphroditismus (*Brit. Med. J.* 1937, April 17). *Zentralblatt für Gynäkologie* 62, 329.
- Kraatz, H., 1938. Zur Indikationsstellung für die künstliche Scheidenbildung. *Zeitschrift für Geburtshilfe und Gynäkologie* 117, 168–171.
- Kuliga, P., 1936. Aussprache zu: Schmidt v. Elmendorff: Vergrößerter Sinus urogenitalis als Mißbildung und Fehldeutung in der Geschlechtsbestimmung. *Niederrheinisch-Westfälische Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe. Zentralblatt für Gynäkologie* 60, 2020.
- Lang, T., 1940. Fünfter Beitrag zur Frage der genetischen Bedingtheit der Homosexualität. *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 170, 663–671.

- Lenz, F., 1912. Über die krankhaften Erbanlagen des Mannes und die Bestimmung des Geschlechts beim Menschen. Untersuchungen über somatische und idioplasmatische Korrelation zwischen Geschlecht und pathologischer Anlage mit besonderer Berücksichtigung der Hämophilie. Fischer, Jena.
- Mathes, P., 1924. Die Konstitutionstypen des Weibes, insbesondere der intersexuelle Typus. Biologie und Pathologie des Weibes, Hg. v. J. Halban u. L. Seitz. Urban und Schwarzenberg, Berlin/Wien, Bd. 3., 1–112.
- Mayer, A., 1943. Verdopplung der weiblichen Harnröhre durch eine ‚Clitoris-Harnröhre‘. Zentralblatt für Gynäkologie 67, 1921–1930.
- Mildenberger, F., 2005. Diskursive Deckungsgleichheit – Hermaphroditismus und Homosexualität im medizinischen Diskurs (1850–1960). In: Stahnisch, F., Steger, F. (Hg.). Medizin, Geschichte und Geschlecht. Körperhistorische Rekonstruktionen von Identitäten und Differenzen. Geschichte und Philosophie der Medizin. Steiner, Wiesbaden, Bd. 1, 259–283.
- Moszkowicz, L., 1934. Soll man die Hypospadie operieren?“ Der Chirurg 6, 401–402.
- Naujoks, H., 1934. Über echte Zwitterbildung und ihre therapeutische Beeinflussung. Zeitschrift für Geburtshilfe und Gynäkologie 109, 135–161.
- Naujoks, H., 1936. Über sexuelle Zwischenstufen. Wissenschaftlich-medizinische Gesellschaft an der Universität Köln. Sitzung vom 8. November 1935. Klinische Wochenschrift 15, 182.
- Neumann, H.O., 1934. Vererbungstheoretische Grundlagen zu den sexuellen Zwischenstufen. Zeitschrift für Geburtshilfe und Gynäkologie 109, 162–186.
- Nieden, S. zur, 2005. Erbbiologische Forschungen zur Homosexualität an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie während der Jahre des Nationalsozialismus. Zur Geschichte von Theo Lang. Ergebnisse 25. Vorabdrucke zum Forschungsprogramm „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“, Präsidentenkommission der Max-Planck-Gesellschaft, o.V., Berlin.
- Priesel, A., 1940. Zweifelhafte Geschlechtszugehörigkeit. In: Neureiter, F. v., Pietrusky, F., Schütt, E. (Hg.). Handwörterbuch der gerichtlichen Medizin und naturwissenschaftlichen Kriminalistik. Springer, Berlin, 961–969.
- Rogal, O., 1942. Referat zu: Albin Schmidt. Die operative Behandlung des Hermaphroditismus, Z. Urol. 35: 152–169, 1941. Deutsche Zeitschrift für die gesamte Gerichtliche Medizin 35, 501–502.
- Rosenkranz, k.Vorna., 1942. Rezension zu: H. Roger (Paris). Die Intersexualität und die Hormone (Presse méd. 1940, Nr. 79). Zentralblatt für Gynäkologie 66, 1560.
- Satzinger, H., 2004. Rasse, Gene und Geschlecht. Zur Konstituierung zentraler biologischer Begriffe bei Richard Goldschmidt und Fritz Lenz, 1916–1936, Ergebnisse 15. Vorabdrucke aus dem Forschungsprogramm „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“, Präsidentenkommission der Max-Planck-Gesellschaft, o.V., Berlin.
- Schmuhl, H.-W., 1987. Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Schubert, G., 1936. Die künstliche Scheidenbildung aus dem Mastdarm nach Schubert. Beilageheft zur Zeitschrift für Geburtshilfe und Gynäkologie 113. Ferdinand Enke, Stuttgart.
- Schultze, K.W., 1940. Kommentar zu: Mishell. Familiäre Intersexualität (Amer. J. Ostetr. 35, 960–970 (1938)). Zentralblatt für Gynäkologie 64, 2081.
- Seitz, L., 1942. Geschlechtliche Konstitution und geschlechtliches Hormonsystem. Deutsche medizinische Wochenschrift 68, 741–745.
- Stigler, R., 1934. Die rassenphysiologische Bedeutung der sexuellen Applanation. Zeitschrift für Rassenphysiologie 7, 67–88.
- Stefan, k.Vorna., 1939. Kommentar zu: Vierter Beitrag zur Frage nach der genetischen Bedingtheit der Homosexualität. Von T.H. Lang. Z. Neur. 166, 255 (1939). Klinische Wochenschrift 18, 1480.
- Stoeckel, W., 1940. Hermaphroditismus feminus externus. Gesellschaft für Geburtshilfe und Gynäkologie zu Berlin. Sitzung vom 16. Juni 1939. Zentralblatt für Gynäkologie 64, 666–667.
- Tirala, L.G., 1934. Rasse, Geist und Seele. Lehmanns, München.
- Tirala, L.G., 1935. Homosexualität und Rassenmischung. Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte 93. Versammlung vom 16.–20. September 1934. Springer, Berlin.
- Verschuer, O. v., 1936. Erbärztliche Beratung und Begutachtung. Der Erbarzt 3, 192.
- Wagner, G.A., 1938. Aussprache: Herren P. Caffier und G. A. Wagner zum Vortrag des Herrn H. Kratz: Zur Indikationsstellung für die künstliche Scheidenbildung. Zeitschrift für Geburtshilfe und Gynäkologie 117, 171–174.
- Wallau, F., 1942. Zur Kenntnis der gleichzeitigen Mißbildungen des weiblichen Harn- und Geschlechtsapparates. Zentralblatt für Gynäkologie 65, 1276–1285.
- Wiedermann, k.Vorna., 1941. Kommentar zu: Lang, Th.: Fünfter Beitrag zur Frage nach der genetischen Bedingtheit der Homosexualität. Z. Neur. 170, 663 (1940). Klinische Wochenschrift 20, 678.
- Zenker, R., 1934. Ergebnisse der operativen Behandlung schwerer Hypospadienformen durch Epidermisplastik. Der Chirurg 6, 576–578.

Autorin

Elisa Herbst, Studierende im Studiengang Politische Bildung, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, Freie Universität Berlin, Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften, Ihnestraße 21, 14195 Berlin
e-mail: herbstelisa@zedat.fu-berlin.de

Intersexualität zwischen 1957 und 1961 – Zur Bedeutungsverschiebung und Neuorientierung im deutschsprachigen Raum*

Marion Hulverscheidt

Intersexuality between 1957 and 1961 – Shift of Meaning and Reorientation in the German-speaking Countries

Abstract

This article analyzes German-language medical publications from the late 1950s and early 1960s which classify of intersexuality by means of the patient's chromosomal sex, a recently introduced diagnostic category. On the one hand, the time limitations of the terms and their changing definitions become clear. At the same time, one understands that the chromosomal sex was a diagnostic factor intended only for the internal medical discourse. The patients were not informed.

Keywords: Intersexuality, Sex chromosomes, Pseudohermaphroditism, Adrenogenital syndrome, Turner-Syndrome, Klinefelter-Syndrome

Zusammenfassung

Dieser Beitrag analysiert deutschsprachige Fachpublikationen der späten 1950er/frühen 1960er Jahre zur Klassifikation der Intersexualität nach der damals eingeführten Kategorie des chromosomalen Geschlechts. Dabei wird zum einen die Zeitgebundenheit der verwendeten Begrifflichkeiten und deren allfällige Neu- und Umdefinition deutlich. Zugleich wird deutlich, dass das chromosomale Geschlecht ein diagnostisches Moment darstellte, das nur für den medizininternen Diskurs bestimmt war. Den Patienten wurde es verschwiegen. **Schlüsselwörter:** Intersexualität, Geschlechtschromosomen, Pseudohermaphroditismus, adrenogenitales Syndrom, Turner-Syndrom, Klinefelter-Syndrom

* Dieser Beitrag ist eine überarbeitete Version der Blog-post-Reihe „Begriffsdefinitionen Intersexualität“, die auf dem Blog <https://intersex.hypotheses.org/> in elf Folgen zwischen dem 29.9.2016 und dem 5.12.2016 erschienen ist. Ich danke Christof Rolker für die anregenden Diskussionen und für die Möglichkeit der Zweitveröffentlichung.

Einleitung

Ende der 1950er/Anfang der 1960er Jahre führte ein Forschungsschub im deutschsprachigen Raum zum Verständnis der menschlichen Intersexualität. Biomedizinische Entdeckungen wie das Barr-Körperchen, das zum Begriff des chromosomalen Geschlechts führte, fallen in diese Zeit; die Nomenklatur der Intersexualität wurde ausdifferenziert.

Nachfolgend werden aus einer Mikroperspektive einige zwischen 1957 und 1961 erschienene deutschsprachige Fachpublikationen in dieser Perspektive untersucht. Gefragt wird nach den wissenschaftlichen Hintergründen der Autoren und den spezifischen Bedingungen und Umständen des damaligen Diskurses. Zur Auswahl gekommen sind die mit *Intersexualität* betitelte Habilitation des Züricher Pädiaters Andrea Prader (1957), das *Lehrbuch für Kinderchirurgie* (1957) von Max Grob, der „Versuch einer einheitlichen Betrachtung des Zwittertums“ (1958) des Direktors der Kieler Universitäts-Frauenklinik Ernst Philipp und der Entwurf zur „Nomenklatur der menschlichen Intersexualität“ (1957) des an der Greifswalder Universitäts-Nervenklinik tätigen Psychiaters Hans Jörn Lammers. Ihre Konklusion und erneute Einordnung erfahren die verschiedenen Diskurselemente in dem vom Internisten Claus Overzier herausgegebenen Sammelband *Intersexualität*, der 1961 auf Deutsch und zwei Jahre später auf Englisch erschienen ist.

Zur Vorgeschichte

In dem Nachschlagewerk zur *Medizinischen Terminologie* (1948) von Rudolf Abderhalden gibt es keinen Eintrag zu „Intersexualität“. Hingegen gibt es Einträge zu den Lemmata „Hermaphroditismus“ und „Pseudohermaphroditismus“ – eine Unterscheidung, die sich bereits in dem *Handbuch der pathologischen Anatomie* (1876) von Edwin Klebs findet: Hermaphroditismus, gleichzeitiges Vorhandensein weiblicher und männlicher Geschlechtsorgane in einem Individuum. Pseudohermaphroditismus (P), d.h., Scheinzwittertum: Zwittertum, das durch die abnorme

Entwicklung der äußeren Genitalien vorgetäuscht wird. Beim *P. masculinus* sind die Keimdrüsen männlich, beim *P. femininus* weiblich, während die Genitalien und sekundären Geschlechtsmerkmale jeweils mehr denen des anderen Geschlechts gleichen (vgl. Abderhalden, 1948, 819).

Diese bis in die Mitte des 20. Jh. wirkmächtige Kategorisierung, die Keimdrüsen als geschlechtsbestimmend ansah, basierte auf einer anatomisch-pathologischen Definition mit unverkennbar diskriminierendem Unterton und hob nicht darauf ab, über Menschen, die diese Variationen in sich trugen, eine Aussage hinsichtlich ihrer geschlechtlichen Identität zu vermitteln. Eine präzise Bestimmung der Keimdrüsen konnte nur mit der Sektion von Leichen vorgenommen werden oder indirekt über die von ihnen produzierten Keimzellen: Spermien im Ejakulat galt als sicheres Vorliegen des männlichen Geschlechts, eine regelmäßige Menstruation oder eine Konzeption sprachen für das weibliche Geschlecht. Eine andere Möglichkeit bot eine Biopsie, diese war allerdings aufgrund des notwendigen operativen Eingriffs mit einem Infektionsrisiko verbunden und wurde nur selten ausgeführt. Flankiert wurde die Geschlechtsbestimmung bei Uneindeutigkeit durch die Inaugenscheinnahme der äußeren Geschlechtsorgane und der sog. sekundären Geschlechtsmerkmale.

Das Barr-Körperchen und das chromosomale Geschlecht

In den 1950er Jahren kam die im Tierversuch entwickelte Bestimmung des Zellkerngeschlechts hinzu, nachdem eine etwa 1μ große Struktur am Zellkern (das Barr-Körperchen) nur in den Zellen weiblicher Tiere nachgewiesen werden konnte (Barr & Bertram, 1949, 676–677). Das Vorhandensein dieser Struktur wurde als chromosomales Geschlecht interpretiert und gewann als Bestimmungsmethode bei uneindeutigem Geschlecht (Zwittertum) rasch an Bedeutung. Klinisch konnte dies dahingehend umgesetzt werden, dass auf Basis von Hautproben diese Zellkernformation in Epidermiszellen gesucht wurde. Nachteilig war zunächst, dass hierfür Hautbiopsien invasiv entnommen werden mussten (vgl. Moore et al., 1953, 641–648), was in den darauffolgenden Jahren jedoch mit dem Zugriff auf die Zellkerne der weißen Blutkörperchen (Wiedemann et al., 1956, 1108–1112) und mit dem Abstrich aus Mundschleimhautzellen (Moore & Barr, 1955, 57–58) praktikabler wurde. Das Barr-Körperchen galt somit als Zeichen für Weiblichkeit (Miller, 2006), der Nachweis basierte allerdings auf einer Häufigkeit von Zellen, war also ein statistisches Resultat, doch setzte sich der Wunsch nach einer kategorialen Interpretation durch – chromosomal männlich oder weiblich – Individuen mit Barr-Körperchen galten als weiblich, war es nicht vorhanden, galten sie als männlich.

Die klinische Praxis der 1950er Jahre

Neben dem theoretischen Diskurs über geschlechtsdeterminierende Faktoren (vgl. Klöppel, 2010, 396ff) gab es das praktische Feld der je nach Fachdisziplin agierenden Mediziner und Ärzte.¹ Die medizinische Betreuung für Menschen mit Varianten der Geschlechtsentwicklung war auch in den 1950er Jahren schon interdisziplinär aufgestellt: Kinderärzte, Gynäkologen, operativ tätige Ärzte, Psychiater, Pathologen und Endokrinologen, also Spezialisten für Hormone, kümmerten sich um sie. Wer operativ tätig war – etwa als Chirurg, Urologe oder Gynäkologe – sah eher Menschen mit offensichtlichen Fehlbildungen. Ein Kinderarzt sah Kinder im Alter vom Neugeborenen an bis zu jungen Erwachsenen, wohingegen einem Frauenarzt eher Neugeborene vorgestellt wurden, ebenso wie junge Frauen mit primärer Amenorrhoe oder mit unerfülltem Kinderwunsch. Auf diesem Feld musste v.a. auch mit Blick auf das Leid der Patientinnen und Patienten, oder das der Angehörigen agiert werden. Insbesondere bei Kindern mit Varianten der Geschlechtsentwicklung bedingte häufig nicht das Leid des Kindes den Handlungsbedarf als vielmehr die Verunsicherung und Not der Eltern. Im Vordergrund standen neben der unentscheidbaren Situation bei uneindeutigem äußeren Genitale Phänomene wie der Kleinwuchs, die verstärkte frühzeitige Körperbehaarung oder die Angst der Eltern, die vergrößerten Geschlechtsorgane der Kinder könnten auf eine abnorme Sexualität hindeuten. Die möglicherweise bestehende Sterilität und die Wahrscheinlichkeit, dass Krebs entstehen könnte, waren auf Seiten der Ärzte mögliche Leitfragen der Diagnose und Behandlung.

Als neue Therapiemöglichkeit gab es ab 1950 das Cortison, welches bei Kindern mit adrenogenitalem Syndrom die Virilisierung bzw. die vorzeitige Pubertät verhinderte. Diese Therapie hat vorangegangene Therapieversuche, wie die operative Entfernung einer Nebenniere, die Implantation von Östrogenen oder die Bestrahlung der Hirnanhangdrüse abgelöst. Durch die regelmäßige Cortisoneinnahme konnte die Virilisierung, also die Behaarung nach männlichem Behaarungsmuster, gut zurückgedrängt werden. Die Wachstumskurve der betroffenen Kinder näherte sich der durchschnittlichen Entwicklung an, insofern mit der Cortisonbehandlung frühzeitig begonnen wurde und diese regelmäßig durchgeführt wurde.

¹ Aus Gründen der Lesbarkeit wird nur eine Form verwendet, es sind immer alle gemeint.

Der erste Kinderendokrinologe – Andrea Prader

Andrea Prader (1919–2001) war seit 1947 unter Guido Fanconi am Kinderspital in Zürich tätig und baute dort die Endokrinologie auf. In seiner Habilitationsschrift von 1957, die als Teil des *Lehrbuchs für Innere Medizin* von Alexis Labhart 1957 publiziert wurde, definierte er Intersexualität von der Annahme her, dass es ein männliches und weibliches äußeres Genitale, männliche und weibliche Keimdrüsen, männliche und weibliche Chromosomen gibt: „Beim Menschen versteht man unter Intersexualität das Vorhandensein von somatischen Merkmalen beider Geschlechter beim gleichen Individuum“ (Prader, 1957, 645). Unberücksichtigt blieb noch, dass es ein soziales, erlebtes und wahrgenommenes Geschlecht geben könne.

Mit dieser Einteilung bewegte sich Prader entlang der Linien Hermaphroditismus, den es seiner Ansicht nach, wenn zwar selten, dennoch gab, und Pseudohermaphroditismus (P.), den er gleichfalls in einen P. femininus und in einen P. masculinus unterteilte (wie Klebs und Abderhalden, s.o.). Geschlechtsdefinierend seien die Gonaden und die Chromosomen. Beim P. masculinus wäre das Gonadengeschlecht männlich, das genitale und/oder körperliche Erscheinungsbild hingegen weiblich. Beim P. femininus wäre das Gonadengeschlecht weiblich, das genitale und/oder körperliche Erscheinungsbild eher männlich. Unter Pseudohermaphroditismus femininus listete er den adrenogenitalen P. femininus und den nicht-adrenalen P. femininus auf und, bei äußerem männlichen Genitale, das Klinefelter Syndrom. Unter Pseudohermaphroditismus masculinus führte er die partielle Testisdysgenese und die partielle testikuläre Feminisierung auf, sowie, bei einem weiblichen äußeren Genitale, die Testisdysgenese, die testikuläre Feminisierung und die kongenitale Lipidhyperplasie der Nebennieren.

Prader erwähnte zudem erworbene Intersex-Formen: diese wären nicht angeboren, sondern entwickelten sich im Verlauf des Lebens und äußerten sich als Hirsutismus (männlicher Behaarungstypus) und Virilisierung (Vermännlichung) bei weiblichen Individuen, Gynäkomastie (Vergrößerung der männlichen Brustdrüsen) und Feminisierung (Verweiblichung) bei männlichen Individuen.

Anhand einer Schemazeichnung (vgl. Abb. 1, Prader, 1957, 646) wurde die „heutige Auffassung der Genitaldifferenzierung bei Gesunden und bei einigen Intersexformen“ verdeutlicht. Dabei wurden drei Ebenen der Genitaldifferenzierung angegeben: ganz links die Diagnose aus der Zellkerndifferenzierung – gemeint damit ist die Bestimmung des Chromatinkörperchens aus Mundschleimhaut- oder Blutaustriech, dann die Diagnose aus der Gonadenbiopsie und ganz rechts die Diagnose aus dem klinischen Befund.

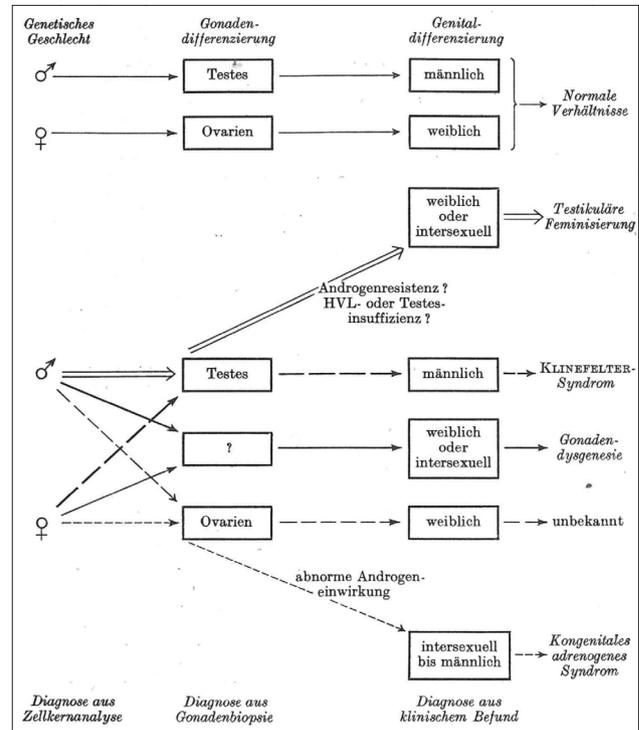


Abb. 1: Schemazeichnung zur Genitaldifferenzierung, Prader 1957, 646

Doch Prader zog noch weitere diagnostische Kriterien für das Zustandekommen der Diagnosen heran: Zunächst einmal die Anamnese, also das Erfragen der Vorgeschichte des Menschen, seiner Entwicklung und seines Stammbaums. In der Familienanamnese gäbe es eventuell Anhaltspunkte für Frauen mit primärer Amenorrhoe, also Frauen, die noch nie menstruiert hätten und kinderlos geblieben waren oder für zuvor geborene Geschwister, die früh verstorben waren. Alsdann: wie verliefen Schwangerschaft und Geburt und das Gedeihen nach der Geburt? Erbrechen deutete auf ein adrenogenitales Syndrom mit Salzverlust hin, rasches Wachstum und vorzeitiges Auftreten von Schambehaarung ebenso.

Die körperliche Untersuchung des Kindes sollte umfassend sein, inklusive Inspektion und Tastuntersuchung, eventuell das Sondieren der Vagina und einer Röntgenkontrastmitteluntersuchung, die über den Verlauf und die Lage der Harnröhre und das Vorhandensein einer Vagina Aufschluss gebe. Relevant sei die Frage, wo sich die Keimdrüsen befänden: Sind sie tastbar im Hodensack, im Leistenkanal oder liegen sie im Bauch? Was ergibt der rektale Tastbefund – sind Gebärmutter oder Prostata tastbar? Falls vorhanden, werde das Ejakulat untersucht, die sekundären Geschlechtsmerkmale werden geprüft und der allgemeine Eindruck – männliches oder weibliches Erscheinungsbild – notiert. Eine Wachstumskurve, die verzögertes oder beschleunigtes Wachstum im Vergleich zur Altersgruppe darstellt, wurde ab der Mitte der 1950er Jahre geführt. Bei Laboruntersu-

chungen wurde die Ausscheidung von 17-Ketosteroiden (17-KS) und folikelstimulierenden Hormonen (FSH) bzw. deren Abbauprodukte zurückgegriffen. Bei Kindern, die älter als zwei Jahre waren, bekam die psychopathologische Untersuchung mit Berücksichtigung der psychosexuellen Entwicklung noch eine zusätzliche Gewichtung.

Die häufigste bekannte Form des Pseudohermaphroditismus femininus in den 1940er–50er Jahren war das adrenogenitale Syndrom (Eder, 2011). Erhöhte 17-KS-Werte galten als diagnostisch wegweisend neben Kleinwuchs, früh auftretender Sekundärbehaarung und einer Klitorishypertrophie. Diese Vermännlichung am Genitale differenzierte Prader schematisch in verschiedene Typen (vgl. Abb. 2).

Prader listete zudem das Klinefelter Syndrom, auch als männlicher Hypogonadismus bezeichnet, als P. femininus auf, obschon er anmerkte, dass dieses Syndrom vordergründig keine Intersexualität vermuten lasse. Die Individuen sähen männlich aus, hätten eine männliche Genitalentwicklung, auch wenn die Hoden klein seien, bei der Hodenbiopsie zeige sich eine sklerosierende Tubulusdegeneration. Histologisch seien also die Zellen im Hoden verknöchert, Spermien wären nicht nachweisbar. Das Klinefelter-Syndrom sei die einzige bisher bekannte Intersexform, bei der die Geschlechtsdiskrepanz nicht zwischen dem gonadalen und genitalen, sondern zwischen dem chromosomalen und gonadalen Geschlecht liege (Prader, 1957, 656). Hier brach Prader also mit der Klebs'schen Terminologie, indem er das sogenannte chromosomale Geschlecht in der Definition über die vorhandenen Gonaden stellte.

Für den Pseudohermaphroditismus masculinus blieb die Einteilung Praders eher vage. Er führte die Testisdysgenese oder auch die Gonadendysgenese bzw. die Ovardysgenese an. Mit all diesen Begriffen ist eine Fehlanlage – dys = fehlerhaft – bezeichnet. Diese wurde dann von ihm mit der Symptomtrias aus Kleinwuchs und Pterygium als Turner-Syndrom bezeichnet. Das äußere Genitale imponiere weiblich, das chromosomale Geschlecht im Blutausstrich oder Wangenschleimhautabstrich hingegen männlich.

Eine weitere Form des P. masculinus sei die testikuläre Feminisierung, die besser als „hereditäre Intersexform bei äußerlich weiblichen, gonadal und chromosomal männlichen Individuen ohne Uterus und ohne Sexualbehaarung“ (ebd., 659) bezeichnet werde.² Die intersexuellen Diskrepanzen lägen also nicht in der äußeren Erscheinung, diese sei rein weiblich, sondern in der Diskrepanz zwischen äußerer Erscheinung und Gonaden bzw. Chromosomen. Im englischsprachigen Raum hat Wilkins

(1950) dieses Syndrom als „hairless women“ beschrieben, wozu Prader ausführte:

„Obschon die Patientinnen mit diesem Syndrom chromosomal männlich sind und Testes besitzen, sind die äußeren Genitalmerkmale, die Brustentwicklung, die Stimme, der Körperbau und die Psyche für weibliche Verhältnisse so unauffällig, dass weder die Patientin selbst, noch deren Angehörige am Geschlecht der Patientin zweifeln.“ (Ebd., 659f)

Prader empfahl, die Patientin und andere Betroffene nicht über das gonadale bzw. chromosomale Geschlecht zu informieren, dafür aber über die bestehende Sterilität und die fehlenden therapeutischen Möglichkeiten (vgl. ebd., 661).

Zum Umgang mit den Diskrepanzen zwischen gonadalem und chromosomalem Geschlecht, wie sie sich bei Klinefelter-Syndrom und Turner-Syndrom darstellen, vertrat Prader wiederum die Auffassung, sowohl den Betroffenen selbst, als auch ihren Eltern, das chromosomale Geschlecht zu verschweigen, hingegen sollten auch hier die Sterilität sowie die Prognosen zur Pubertätsentwicklung mitgeteilt werden.

Im Versuch, diese Publikation aus heutiger Sicht einzuordnen, lässt sich konstatieren, dass die Differenzierung der Intersexualitäts-Formen noch gering ausfällt. Dies betrifft insbesondere den Sammelbegriff der Gonadendysgenese, der mal als Synonym für das Turner-Syndrom, mal als Oberbegriff für verschiedene Formen der mangelhaften oder fehlerhaften Anlage der Hoden oder Eierstöcke (Testes oder Ovarien) verwendet wird. Die genetische Di-

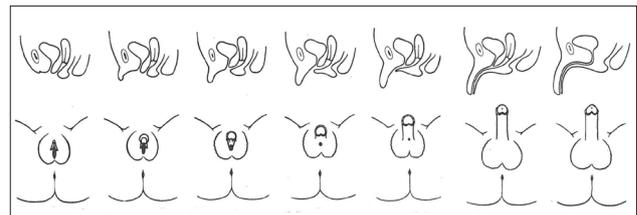


Abb. 2: „In der oberen Zeile ist der Genitalapparat im Sagittalschnitt dargestellt. Die Strukturen von links nach rechts sollen darstellen: Schambein-Knochen, Harnblase, Gebärmutter, Enddarm. Von links nach rechts formiert sich eine nicht vorhandene Klitoris zu einem von der Harnröhre durchbohrten Penis; Harnröhre und Vagina haben im 4. Bild nur eine Öffnung nach außen, den sog. Sinus urogenitalis. In der unteren Zeile wird die Frontalansicht in Steinschnittlage gezeigt, erkennbar sind Unterschiede in Größe und Existenz der inneren Labien, Größe und Verhältnis der beiden äußeren Labien sowie die Lage der Gonaden und das Vorhandensein eines Präputiums. Auch hier ist die unterschiedliche Lage der Harnröhrenöffnung im Verhältnis zu Clitoris und Glans penis schematisch dargestellt.“ (Prader, 1957, 651)

² Prader hat den ersten deutschsprachigen Artikel zur testikulären Feminisierung gemeinsam mit Guido Fanconi verfasst (Prader & Fanconi, 1955, 1365).

agnostik steckte damals noch in den Anfängen, ein vorhandenes Chromatinkörperchen wurde als ein definitiver Hinweis auf das chromosomale Geschlecht gewertet. Es waren nur wenige bildgebene Verfahren verfügbar, die das Körperinnere, und damit die Formation der inneren Genitalorgane hätten zugänglich machen können.

Die Sicht eines Kinderchirurgen – Max Grob

Praders Züricher Kollege und der erste Schweizer Ordinarius für Kinderchirurgie Max Grob (1901–1976), seit 1928 am Kinderspital Zürich tätig und von 1939 bis 1971 Chefarzt der chirurgischen Abteilung, führte in seinem ebenfalls 1957 erschienenen *Lehrbuch für Kinderchirurgie* verschiedene chirurgische Eingriffe bei Kindern mit Erkrankungen des Urogenitalsystems an. Er ging also nicht von einer anatomisch-pathologischen Einteilung aus, vielmehr folgte er den verschiedenen Organsystemen. Im Abschnitt zur Hypospadie, der Aplasie des vorderen Urethraabschnitts, heißt es: „Beim Pseudohermaphroditismus femininus weist das äußere Genitale oft die gleichen Veränderungen auf wie bei der männlichen Hypospadie. Aus dem äußeren Aspekt allein ist eine Entscheidung unmöglich“ (Grob, 1957, 539). In diesem Fall seien eine rektale Untersuchung (Tastbefund eines Uterus, differentialdiagnostisch einer Prostata), eine Blasenfüllung zum Nachweis einer Vagina, 17-Ketosteroide im 24h-Urin und die genetische Geschlechtsbestimmung aus einem Hautexzidat notwendig, bei bestehenden Zweifeln sei eine Probelaparotomie mit Probeexzision aus den vorliegenden Gonaden „unumgänglich“ (ebd., 540).

Grob zufolge gehörte die operative Korrektur der Hypospadie zu den besonders schwierigen Aufgaben der plastischen Chirurgie und sollte nur dann ausgeführt werden, wenn der Urinstrahl von seiner normalen Richtung abweiche; deswegen sollten leichtere Fälle nicht operiert werden. Die etwaige Operation sollte aus psychologischen Gründen vor Eintritt in die Schule erfolgen (ebd., 541).

Nebennierentumore, wie sie beispielsweise beim Cushing-Syndrom oder beim adrenogenitalen Syndrom vorkommen, werden nach Grob mittels der Symptomatik und eines bildgebenden Verfahrens diagnostiziert. Nachdem retroperitoneal etwa 50–200ml Luft in die Nierenfettkapsel gespritzt worden ist – Schmerz und Druckgefühl im Abdomen bzw. in der Nierengegend sind die Folgen – werden Röntgen-Bilder angefertigt, sofort und nach 12, 18 und 36 Stunden. So könnten Tumore oder Vergrößerungen der Nebenniere als Verschattungen erkannt werden.

Das adrenogenitale Syndrom sei immer angeboren, so Grob, anderweitig berichtete Fälle seien schlecht beobachtet (ebd., 582). Zur operativen Behandlung führte er aus, dass „vor der Cortisonära“ (ebd., 586) eine Nebenniere extirpiert worden wäre, jedoch nur mit temporärem Erfolg in Bezug auf Körperbehaarung und Längenwachstum. Das Cortison wirke sich auf die Behaarung, auf das Längenwachstum, das Brustwachstum aus, es führe zur Menarche und zu zyklusartiger Menstruation, beim Knaben zur Reifung der Hoden. Keine Wirkung habe das Cortison jedoch auf die Größe der Genitalien und auf die Stimmlage. Zur operativen Korrektur der Klitorishypertrophie führte Grob aus:

„Die Amputation der Klitoris, die durch ihre Größe und Form störend wirkt, und diesen Mädchen beim Umkleiden, Baden usw. Verlegenheiten bereiten kann, ist sicher gerechtfertigt und wird nicht nur von den meisten Eltern, sondern – wie wir selbst erfahren haben – auch von solchen Patienten im Erwachsenenalter dringend gefordert.“ (Ebd., 587)

Zum Syndrom der testikulären Feminisierung erklärte Grob, dass dieses auch bei Kindern beobachtet worden sei, es sei identisch mit dem bei Erwachsenen beschriebenen Syndrom der „hairless women“. Bei der Operation der Leistenbrüche seien die Hoden nach der vorgenommenen Probeexzision in die Bauchhöhle zu verlagern. „Da es sich um hormonal aktive, Oestrogen produzierende Hoden handelt, dürfen sie nicht entfernt werden.“ (Ebd., 589)

Soweit zu den Ausführungen von Max Grob. Er selbst definierte Intersexualitätsformen nicht, sondern beschrieb lediglich, wie in Hinblick auf Diagnostik und Therapie vorgegangen werden könne. Dabei benannte er klare Dilemmata – Erscheinungsformen, wo die Zuordnung schwierig ist und wo weitere diagnostische Verfahren notwendig werden. Er rief zur Mäßigung auf, beispielsweise bei der geringgradigen Hypospadie und auch bei dem Syndrom der testikulären Feminisierung. Das Turner- und Klinefelter-Syndrom, die sich für Prader der Einordnung sperrten, wurden von Grob nicht erwähnt. Insgesamt ging es ihm eher um Praxis und die Lebbarkeit als um die korrekte theoretische Einordnung. Als Kind seiner Zeit empfahl er das Verschweigen von erhobenen Befunden. Das Kind in seinem Erleben und in seinem Leid stand bei ihm nicht im Mittelpunkt. Er wirkt wie ein Reagierender, nicht wie ein aktiv Handelnder. Dies mutet umso erstaunlicher an, da er als Chirurg ja zu der Personengruppe gehörte, die aktiv handelt, die das Skalpell und die Kocher-Klemme in der Hand hat.

Eine einheitliche Betrachtung des Zwittertums – Ernst Philipp

Ernst Philipp (1893–1961), Direktor und Professor an der Universitäts-Frauenklinik in Kiel, versuchte in der *Deutschen Medizinischen Wochenschrift* das Zwittertum als Ganzes zu erfassen (Philipp, 1958, 129–34). Er hob besonders darauf ab, dass die Keimdrüsen, also die Gonaden, lange Zeit für das Primäre des Geschlechts gehalten wurden (vgl. Klebs, 1876; Aberhalden, 1948). Doch dies werde in jüngster Zeit relativiert, denn „ihr Bau hängt von der Konstellation der Geschlechtschromosomen ab, die schon im Moment der Befruchtung des Eies das Geschlecht des Individuums und damit auch den Charakter der Geschlechtsdrüse bestimmen“ (ebd., 129).

Philipp sah also anhand der neuen Methoden der Geschlechtsbestimmung im Zellkern – durch Barr-Körperchen oder „drumsticks“ (vgl. Barr & Bertram, 1949; Wiedemann et al., 1956) – die Möglichkeit eindeutig chromosomal männliche und chromosomal weibliche Personen unterscheiden zu können. Und er unterteilte Zwitter – so sein Wortgebrauch – in chromosomal männliche und chromosomal weibliche Fälle von Pseudohermaphroditismus. Sodann eröffnete er zwei Ausnahmen in dieser Einteilung, denn echte Zwitter, mit Eierstock- und Hodengewebe, seien chromosomal weiblich, und es seien auch Fälle von Chromosomenmischung bekannt. Dies verknüpfte er sogleich mit einer These: „Vielleicht entstehen manche Fälle von echtem Hermaphroditismus aus solcher zygotischen Intersexualität“ (Philipp, 1958, 130).

In einem längeren Abschnitt versuchte sich Philipp an einer Theorie der formalgenetischen Entstehung der Zwitter, wonach der Anwesenheit eines Hodens wohl eine entscheidendere Rolle im Vergleich zum Eierstock zukomme (vgl. ebd.). So unterschied er zwischen chromosomal männlichen Zwittern und chromosomal weiblichen und schrieb den Chromosomen die Deutungsmacht zu, die ihnen auch in rezenten Einteilungen der verschiedenen Formen von Intersexualität zugeteilt wird. Er selbst bezeichnete seine Ausführungen als rein theoretisch, und skizzierte, inwieweit diese Einteilung in Einzelfällen Schwierigkeiten bereitet (vgl. ebd.). Er stellte also eine Theorie auf, in die er die Einzelfälle einzupassen versuchte, auch wenn es nicht immer gelang.

In seinen theoretischen Ausführungen über die chromosomal weiblichen Zwitter rekurrierte Philipp, der Gynäkologe, auf den Rudolf Virchow zugeschriebenen Ausspruch: *Mulier est propter ovarium solum!* Dass die Frau nur Frau sei wegen der weiblichen Keimdrüse, nicht wegen ihrer Brüste und der Fähigkeit zu Stillen oder der Gebärmutter oder der Fähigkeit zur Empfängnis, Schwangerschaft und Geburt (Virchow, 1848, 747).

Formalgenetisch unterschied Philipp anatomische Zwitter, primär hormonal entstandene Zwitter, weibliche Zwitter mit Hoden, echte Zwitter sowie Zwitter im Rahmen von multiplen Missbildungen. Zur kausalen Genese äußerte er sich vorsichtig; er erwähnte ein Zwillingsspärgchen mit Pseudohermaphroditismus und mehrere Mitteilungen aus dem Schrifttum, wonach mehr Beweise für eine Vererbung als für eine erworbene Krankheit vorlägen (vgl. Philipp, 1958, 132). Die in der Literatur erwähnte mögliche erbliche Komponente beim adrenogenitalen Syndrom könne er allerdings mit seinem Patientengut nicht stützen; eher sehe er das Klinefelter Syndrom familiär gehäuft. Der theoretische Versuch, Zwitter dahingehend zu unterscheiden, ob nun unterentwickeltes Hodengewebe (Testisdysgenese) oder ein unzureichend ausgebildetes Eierstockgewebe (Ovarialdysgenese) vorliege, lasse sich aufgrund der wenigen Fallbeispiele nicht absichern.

Diagnostik und Therapie

Nach seiner Einteilung der Zwitter in chromosomal männliche und chromosomal weibliche und einem Exkurs über mögliche formalgenetische Entstehungsweisen der Zwitter und Überlegungen zur Ätiologie und Zeitpunkt der Zwitterbildung – die ersten Tage und Wochen der fetalen Entwicklung – begab sich Philipp auf den für ihn sicheren Boden der Diagnostik und Therapie. Zwar sei die Diagnose selten leicht, doch gab er Methoden an, die die Geschlechtsbestimmung aus den Zellkernen, die Bestimmung der 17-Ketosteroide und der Gonadotropine im 24h-Urin und einen Zellabstrich aus der Vagina umfassten. Jedoch: „In vielen Fällen wird man ohne eine diagnostische Laparotomie nicht auskommen“ (ebd., 132).

Von entscheidender Bedeutung sei die Geschlechtsdiagnose bei Neugeborenen mit intersexuellem Genitale, hier erachtete er die „chromosomale Geschlechtsdiagnose aus den Zellkernen [...] für die standesamtliche Meldung, die Namensgebung und Erziehung [als] entscheidend“ (ebd.). Damit werde dem Aufwachsen im falschen Geschlecht vorgebeugt. Weiterer therapeutischer Maßnahmen, sowohl bei männlichen als auch bei weiblichen Pseudohermaphroditen bedürfen lediglich diejenigen mit adrenogenitalem Syndrom. Hier sei die Einleitung einer Cortisontherapie erforderlich.

Bei der Geburt bleiben Zwitter mit unauffälligem Genitale – testikuläre Feminisierung, Klinefelter-Syndrom, Testisdysgenese – unerkannt. Dies müsse Philipps Ansicht zufolge „nachgerade als Segen“ (ebd., 133) bezeichnet werden: „Man würde der Natur Gewalt und diesen Menschen Unrecht antun, wollte man sie nach der Geburt in das andere, für sie nicht passende Geschlecht zwängen“ (ebd.). Zwar wäre es wissenschaftlich wertvoll

all diese Zwitterformen schon bei Neugeborenen zu erkennen, „dem Patienten gegenüber aber darf davon kein Gebrauch gemacht werden, und selbst die Angehörigen sollten nichts davon erfahren“ (ebd.).

Der Gynäkologe Philipp scheint aus eigener Erfahrung zu sprechen, wenn er weiter erläutert, dass diejenigen im Neugeborenenalter unerkannten Zwitter, die als Mädchen erzogen wurden, in der Pubertät den Arzt aufsuchen, weil sich die Regelblutung nicht einstellt. Hier könne dann weitere Diagnostik betrieben werden. Mit plastischen Korrekturen der Vagina solle man warten, „bis der Wunsch des Patienten den Eingriff verlangt“ (ebd.).

Und auch seine Unsicherheit hinsichtlich der Hoden bei testikulärer Feminisierung machte Philipp deutlich: „Die Frage, was mit den Hoden geschehen soll, ist schwer zu entscheiden, da sie Oestrogene produzieren und ihr Ausfall mit Kastrationserscheinungen verbunden sein kann“ (ebd.). Wenn sie Beschwerden wie Druck in der Leiste oder in den Labien verursachen, dann sei die Entscheidung zur Operation leicht. Bei intraabdominalen, im Bauchraum liegenden Hoden, plädierte er eher zur Entfernung, auch aus der Erfahrung heraus, dass der mit ihm zusammenarbeitende Pathologe im entfernten Gewebe „Geschwulstkeime“ gefunden habe.

Am schwierigsten sei die Entscheidung der Diagnose und somit die Entscheidung zur Operation bei den echten Zwittern, und auch hier plädierte Philipp für „größte Zurückhaltung“: „Entscheidend ist letzten Endes nur die psychische Einstellung und der Wille des Kranken“ (ebd.). Ein Geschlechtswechsel bei unauffälligem Genitale sei seiner Ansicht nach kaum je erforderlich.

Philipp schien über die neue Methode der Geschlechtsbestimmung hochofret zu sein und plädierte für ein hohes Maß an operativer Zurückhaltung, die er damit untermauerte, dass dem Betroffenen die letzte Entscheidung darüber obliege. Das macht seine klaren Handlungsanweisungen verständlich und auch seine Mahnungen zur Zurückhaltung: „Wer die oft in früher Jugend durch operative Maßnahmen verstümmelten Genitalien solcher Personen gesehen hat, kann nicht genug zur Vorsicht mahnen!“ (ebd.). Seine Begriffswahl von „Kranken“ und „Zwittern“ ist seiner Zeit geschuldet. Sein Anliegen scheint nicht so sehr in der Ansprache seiner wissenschaftlichen Kollegen oder der Grundlagenforschung zu liegen, der Adressat scheint eher der allgemein sich interessierende und tätige Arzt zu sein.

In seiner Darstellung scheint es keine Dilemmata zu geben zwischen unterschiedlichen Auffassungen von Arzt und Patienten oder Arzt und Eltern des Patienten und/oder verschiedenen Ärzten, die je nach Erfahrung und Kenntnisstand ein Syndrom unterschiedlich einschätzen. An einer wenig prominenten Stelle seines Textes fällt der wichtige Begriff der Beobachtung:

„Auch stehen zwei jetzt 5½-jährige Zwillinge in meiner Beobachtung, die bei der Geburt auf Grund des weiblichen äußeren Genitales als Mädchen erklärt wurden, aber beide männliche Pseudohermaphroditen sind und beide fast den gleichen Bau der äußeren Geschlechtsorgane aufweisen. Trotz ihrer bisherigen Erziehung als Mädchen entwickeln sich beide auch psychisch mehr und mehr in männliche Richtung.“ (Ebd., 132)

Philipp beobachtete diese Kinder, er behandelte sie nicht, er therapierte sie nicht, er diagnostizierte nicht, er beobachtete und meinte damit eine teilnehmende Begleitung.³

Neue Nomenklatur der menschlichen Intersexualität – Hans Jörn Lammers

Einen weiteren aus dem Jahre 1957 stammenden Entwurf zur Nomenklatur der menschlichen Intersexualität lieferte Hans Jörn Lammers (*1926), Psychiater an der Greifswalder Universitäts-Nervenklinik im *Zentralblatt für Gynäkologie*. Die Einteilung von Edwin Klebs (1876) fand er klinisch brauchbar, in biologischer Hinsicht jedoch nicht. Er entschied sich für den Begriff Intersexualität und gegen die Begriffe Zwitter bzw. Hermaphrodit, denn: „Dieser Begriff bedeutet zunächst nur, dass ein Individuum in seiner sexuellen Entwicklung eine Stellung zwischen zwei Polen, dem typischen Manne und der typischen Frau, einnimmt“ (Lammers, 1957, 1486).

Lammers versuchte den Begriff der Intersexualität gegen „ähnliche Abnormitäten“ abzugrenzen, dazu rechnet er etwa eine Gynäkomastie, die jedoch niemals „als ein Syndrom der Intersexualität, sondern höchstens in gewissen Fällen als ein Teil desselben“ (ebd.) bezeichnet werden könne. Schwieriger werde es bei der Hypospadie. Lammers wollte also mit Intersexualität ganze Syndrome und nicht nur einzelne, singuläre Symptome gekennzeichnet wissen.

Der Einteilung in zygotische und hormonale Intersexualität haftete seiner Ansicht nach etwas Willkürliches an, weil noch nicht genau bekannt sei, wie weit diese so eingeteilten Intersexualitätsformen interagieren oder interdependieren. Dennoch war es auch für ihn an der Zeit eine neue Nomenklatur der menschlichen Intersexualität zu entwerfen. Dafür zog er folgende Kriterien heran: hor-

3 Diese Beobachtung erläuterte Philipp genauer in einem zweiten Beitrag (Philipp, E., Staemmler, H.-J., 1959). Er korrespondierte auch mit Andrea Prader aus Zürich über die Behandlung dieses Zwillingspaares.

Tabelle 1: Neue Nomenklatur nach Lammers (1957, 1490)

	Bisherige Bezeichnung (nach Klebs)	Eigener Vorschlag
sog. horm. Intersex.	Pseudohermaphroditismus femininus externus	maskulierendes intersexuelles Syndrom suprarenaler Genese (adrenogenitales Syndrom)
	Pseudohermaphroditismus femininus internus	Existenz fraglich
sog. zygot. Intersex.	Pseudohermaphroditismus maskulinus externus	feminierendes intersexuelles Syndrom
	Pseudohermaphroditismus maskulinus internus	
	Pseudohermaphroditismus maskulinus externus et internus	
	Hermaphroditismus verus	
	<div style="display: flex; justify-content: space-around;"> <div style="text-align: center;"> <p>←</p> <p>Gegengeschl. Keimdrüsen getrennt</p> </div> <div style="text-align: center;"> <p>→</p> <p>Ovotestis oder auch Testovarium</p> </div> </div>	je nach XX oder XY= maskulierendes (oder feminierendes) intersexuelles Syndrom mit einem Testis (oder auch mit einem Ovar) (oder auch mit einem Ovotestis oder Testovarium)
Ende der Einteilung nach Klebs	feminisierende Tumoren des Mannes	feminierendes intersexuelles Syndrom durch Hodentumoröstrogen
	virilisierende Tumoren der Frau	maskulierendes intersexuelles Syndrom durch Ovarialtumorandrogen

monale, genetische, gonadale, innere Geschlechtsorgane, äußeres Genitale, sekundäre Geschlechtshormone und die sexuelle Entwicklung sowie Orientierung.

Für Lammers schien es am zweckmäßigsten, die „einzelnen Erscheinungsgruppen der Intersexualität von der Art des vorliegenden Chromosomengeschlechts“ her einzuteilen, denn die „jeweilige genetische Situation [sei] mit den modernen histomorphologischen Methoden sehr leicht zu diagnostizieren“ (ebd., 1489). Er war von diesen Methoden begeistert und von der vom inneren bzw. äußeren Geschlecht und der sexuellen Orientierung unabhängigen Bestimmungsmethode.

In tabellarischer Form (vgl. Tab. 1) stellte Lammers seine neue Nomenklatur der bisherigen gegenüber. In einer Fußnote versuchte er, seine Einteilung juristisch zu bewerten, eine neue Sprache, neue Worte zu finden, um für eine bessere Orientierung zwischen den beiden Polen zu sorgen.

Es fällt auf, dass Lammers sich mit den verwendeten Begrifflichkeiten von seinen westdeutschen und Schweizer Kollegen unterscheidet. Der von Lammers verwendete Terminus ‚feminierend‘ stellt eine Vereinfachung des Ausdrucks ‚feminisierend‘ dar, wie er etwa im von Zetkin & Schaldach herausgegebenen *Medizinischen Wörterbuch* (1956, VEB Verlag Volk und Gesundheit) angeführt wird. Zwar werden hier die Begriffe Pseudohermaphroditismus und Hermaphroditismus noch aufgeführt und erläutert, beim Turner-Syndrom, welches für Lammers mit seinem Anspruch an eine chromosomale Einteilung so schwer zu fassen war – „Personen mit Turner-Syndrom scheinen XX, solchem mit Ullrich-Turner-Syndrom den XY-Typ zu zei-

gen“ (ebd., 1488) – schweigt das Wörterbuch jedoch. Für Lammers hingegen stellt sich die Frage: „Sollte es sich in jenen Fällen, in denen ein XY-Chromosomenmechanismus vorliegt, um sog. ‚Umwandlungsweibchen‘ im Sinne von Goldschmidt handeln, Personen, die genetisch männlich beginnen und im Erscheinungsbild weiblich enden?“ (ebd.). Auch das Klinefelter-Syndrom, bei dem Lammers am ehesten eine Keimzellenschädigung als ursächlich ansieht, findet bei Zetkin & Schaldach keine Erwähnung.

Bemerkenswert ist die Diskussion von Lammers, inwieweit es berechtigt sei, der körperlichen Intersexualität eine psychische Intersexualität gegenüberzustellen. Es sei wiederum Sache des Standpunktes, ob man die Homosexualität, den Transvestitismus u.a., also Erscheinungen, die ohne besondere primäre körperliche Besonderheiten auftreten, als „psychische Intersexualität“ (ebd.) bezeichnen will. Die Suche nach einem morphologischen Unterscheidungskriterium sei hier noch nicht erfolgreich verlaufen. Zusammenfassend formulierte Lammers diesbezüglich:

„Nachdem die Frage aufgeworfen wird, ob die neue histomorphologische Methode zur Bestimmung des Chromosomengeschlechts, wie sie von Barr eingeführt wurde, auch für die Nomenklatur der Intersexualität von Bedeutung sei, werden die einzelnen Intersexualitätsgruppen unter diesem Aspekt besprochen. Hieran schließt sich der Vorschlag einer neuen Einteilung der Intersexualitätsformen, für die das Chromosomengeschlecht zur Grundlage genommen und die Zusammenfassung zu Syndromen empfohlen wird.“ (Ebd., 1494)

Damit gleicht Lammers' Ansicht derjenigen von Philipp, der davon ausging, dass mit der histomorphologischen Methode der Geschlechtschromatinbestimmung eine klare, objektive dichotome Wahrheit über das Geschlecht eines Menschen enthüllt werden kann. Zwar kann er schon postulieren, dass Personen mit XXY-Chromosomentyp existieren, und kategorisiert sie als Fälle von Hermaphroditismus verus ein, geht also von der Theorie und nicht von der Klinik aus. Eine Chromosomenkonstellation wie X0 für das Turner-Syndrom erscheint in diesem Horizont jedoch nicht denkbar.

Alles geklärt?! – Claus Overzier

Claus Overzier (*1918), habilitierter Internist, gab 1961 einen über 500 Seiten starken Sammelband, betitelt *Die Intersexualität*, heraus. 18 Autoren aus dem deutschen- und englischsprachigen Raum stellten dieses Forschungsfeld vor. Overzier selbst war mit sechs Beiträgen, davon einmal als Mitautor, beteiligt. Fünf der Beiträge waren original auf Englisch verfasst und dann von Overzier und anderen ins Deutsche übertragen worden (vgl. Kohen, 1983).

In Hinblick auf die hier verhandelte Fragestellung, wie Intersexualität bzw. verschiedene intersexuelle Syndrome neu gefasst oder klassifiziert werden, macht die Gliederung einen wenig innovativen Eindruck: Zwar wurden die Grundlagen der Intersexualität, Zytogenese und Hormone ausführlich referiert, doch geschah dies unter Verwendung der Begrifflichkeiten von Klebs' Hermaphroditismus verus und Pseudohermaphroditismus. Darauf folgten gleichwohl neue Begrifflichkeiten: testikuläre Feminisierung, das „sogenannte echte Klinefelter-Syndrom“, Gonadendysgenese und adrenogenitales Syndrom. Das Turner-Syndrom wurde im Kapitel über Gonadendysgenese abgehandelt.

In einer Besprechung der englischen Ausgabe im *New Scientist* vom 31.10.1963 resümierte die Rezensentin Ursula Mittwoch: „In any rapidly developing subject, nomenclature is likely to be a bugbear, and this one is no exception“ (Mittwoch, 1963, 280). Denn sowohl das Klinefelter-Syndrom als auch die Gonadendysgenese wurden als Sammelbegriffe verwendet, um bestimmte Symptomkonstellationen zu beschreiben. Overzier beklagte hinsichtlich des Klinefelter-Syndroms, „dass sich Personennamen nur selten in der Nomenklatur bewähren“ (Overzier, 1961, 283). So sei diese Sammelbezeichnung für Hypogonadismus und Gynäkomastie durch die Entwicklungen in der Zellkern-Diagnostik und der Chromosomenanalyse nun klar gefasst als Bezeichnung der „chromatinpositiven, phänotypisch männlichen Fälle“, diese Personen „haben ein XXY, also 47 Chromosomen, statt normal 46 Chromosomen“ (ebd.).

Dieser neue Bezugsrahmen – das Chromatin-Körperchen im Kerngeschlecht und die Chromosomenzahl – löste die terminologische Problematik der ‚chromosomal männlichen‘ Turner-Syndrom-Menschen und der ‚chromosomal weiblichen‘ Klinefelter-Syndrom-Patienten. Den begrifflichen Schwierigkeiten versuchten Overzier und seine Kollegen mit der Bezeichnung ‚echtes‘ Klinefelter-Syndrom zu begegnen, wobei sie hier dem Pfad von Hermaphroditismus verus und Pseudohermaphroditismus folgten, wonach vorgeblich neben ‚echten‘ Syndromen auch ‚vorgetäuschte‘ existieren würden. Um ein echtes von einem vorgetauschten Klinefelter-Syndrom unterscheiden zu können, wurde dann eben doch auf die histologische, feingewebliche Untersuchung von Hodengewebe verwiesen, die weitgehende Sicherheit bringe (ebd., 295). Die Therapie des echten Klinefelter-Syndroms beinhaltete für Overzier eine spätestens mit dem 30. Lebensjahr beginnende Testosteron-Gabe zur Verhinderung der Osteoporose – auch früher könne gerne mit dieser Behandlung begonnen werden, um die allgemeine männliche Erscheinung zu stärken. Da das Testosteron nicht auf die Gynäkomastie wirke, könne diese, falls sie störend wirke, operativ entfernt werden. Der Patient solle über seine Sterilität in Kenntnis gesetzt werden, aber „keine Situation rechtfertigt eine Offenbarung des Geschlechtschromatinbefundes“ (ebd., 300).

Overzier differenzierte die Gonadendysgenese vom Turner-Syndrom, d.h. er differenzierte diese seiner Auffassung nach verschiedenen Formen von Intersexualität, die von zeitgenössischen Kollegen, beispielsweise Prader, unter dem Terminus Turner-Syndrom subsumiert wurden. Dies sei demnach eine Gonaden-Dysgenese mit den pathognomonischen Zeichen von Infantilismus, Faltenhals und Cubitus valgus mit einem chromatin-negativen Befund, den Overzier schon als X0 bezeichnet. Dieser Unterform der Gonadendysgenese stellte er weitere zur Seite. Ebenso wie seine Kollegen Prader und Philipp forderte er, dass alle Personen mit Gonadendysgenese nicht voll über ihr „chromosomales Geschlecht“ informiert werden und im weiblichen Geschlecht erzogen werden sollten. Im Gegensatz zu Prader und auch Philipp plädierte er bei den „ungeklärten Fällen mit primärer Amenorrhoe (also bei Erwachsenen)“ für eine diagnostische Laparotomie. Bei dieser könnten die dysfunktionalen Gonaden auch entfernt werden, wie es auch andere Autoren befürworteten, weil sie hier eine erhöhte Tumoranfälligkeit sahen. Overzier selbst rekurrierte auf seine Erfahrung, wonach er sehr selten maligne Entartungen gesehen hätte und sprach sich gegen eine prinzipielle Gonadenentfernung aus (ebd., 343). Er selbst würde vielmehr intraoperativ entscheiden wollen, ob die Gonaden aus prophylaktischen Erwägungen zu entfernen seien.

In der Behandlung des adrenogenitalen Syndroms bei Mädchen wurde die orale Prednisongabe empfohlen

neben einer eventuellen Kochsalzgabe. Hinsichtlich der operativen Korrektur stützte sich Overzier auf drei Gründe:

„1. Um eine regelrechte Funktion der Vagina zu ermöglichen, 2. Um die unangenehmen Klitoriserektionen zu verhindern, 3. Um seelische Konflikte zu vermeiden, die den Mädchen aus dem Vorhandensein männlicher Attribute erwachsen können.“ (Ebd., 387)

Der Internist Overzier empfahl eine Exstirpation und nicht nur eine Amputation der Klitoris, um die „lästigen Erektionen des zurückgebliebenen Stumpfes“ zu verhindern, wobei die Orgasmusfähigkeit darunter nicht leide (ebd., 537).

In seinem Schlusswort zum Band rekurrierte Overzier nochmals auf die allgemeinen Entwicklungen und neuen Erkenntniswege und stellte fest, dass mit der zunehmenden Würdigung dieses großen neuen Forschungsgebietes die Kenntnis mehr und mehr ärztliches Allgemeingut werde. Die jetzt anscheinend größere Häufigkeit der Fälle sei hierin begründet. So seien z.B. zwischen 1952 und 1958 etwa ebenso viele Kasuistiken von echten Hermaphroditen veröffentlicht worden, wie in den Jahren 1900 bis 1951 (vgl. ebd.).

Was die Rolle des Arztes hinsichtlich der medizinischen Betreuung und Begleitung betraf, so benannte Overzier die klare Diagnose und die konsequente Behandlung. Diese sei insbesondere bei Menschen mit adrenogenitalem Syndrom erfolversprechend bis hin zur Möglichkeit der Schwanger- bzw. Mutterschaft. „Unheilbar sterile Intersexe“, gemeint sind hier Menschen mit Turner- und Klinefelter-Syndrom, hingegen müssten dauerhaft mit Hormonen substituiert werden, um Spätschäden zu vermeiden.

Die Führung als „Mann“ oder „Frau“ solle entsprechend den Wünschen der Patienten, bei Kindern denen der Eltern erfolgen. Der Arzt könne nur beraten. Nicht selten werde man „gegen“ die Kerngeschlechtsdiagnose und den histologischen Befund der Gonaden entscheiden. Man sollte diese Befunde dann dem Patienten, vielleicht sogar dem Hausarzt, verschweigen.

Festzuhalten bleibt somit, dass sich Overzier als Internist und Endokrinologe für die Kriterien der Intersexualität engagiert hat, dafür, wie die verschiedenen Formen diagnostiziert, voneinander unterschieden und medizinisch behandelt bzw. begleitet werden sollten. Den aufkommenden Möglichkeiten und Entwicklungen der Humangenetik stand er positiv gegenüber. Seine Begrifflichkeiten zeugen allerdings von einer indifferenten Haltung – zwar beklagte er die Vermischung von Syndromen, beispielsweise bei der Gonadendysgenese und beim Klinefelter-Syndrom, doch zielten seine terminologischen Vorschläge eher auf kleine Korrekturen, denn auf fundamentale Veränderungen.

Diskussion und Conclusio

Der Begriff des „Kerngeschlechts“

Anhand der Frage des Kerngeschlechts lässt sich symptomatisch die Begriffsgeschichte der Intersexualität verfolgen: Prader bezeichnete als genetisches oder chromosomales Geschlecht den an Zellkernen im Blutbild, Schleimhautabstrich oder der Hautbiopsie erhobenen Befund (Prader, 1957, 653). Ihm folgte Philipp, der anhand der Geschlechtsbestimmung aus Zellkernen chromosomal männliche von chromosomal weiblichen Personen unterscheiden wollte (Philipp, 1958, 129). Lammers bezog sich von der histomorphologischen Bestimmung des Chromosomensgeschlechtes direkt auf die XX- oder XY-Chromosomenkonstitution, eine XXY-Konstitution sei noch nicht sicher erwiesen (Lammers, 1957, 1489). Damit wurde eine starke Kausalität zwischen einem vorhandenen Barr-Körperchen und dem chromosomalen Geschlecht hergestellt, was dahingehend gewertet werden kann, wie sehr man es schätzte bzw. herbeisehnte, eine distinkte Unterscheidungsmöglichkeit zwischen männlich und weiblich bei unklaren Befunden, insbesondere vor dem Auftreten von sekundären Geschlechtsmerkmalen wie Brustwachstum, Stimmbruch, Menstruation und Ejakulation, zur Hand zu haben. Die klare Unterscheidung war eher sprachlicher Art, als dass sie sich im histomorphologischen Befund darstellte. So hatte Hans-Rudolf Wiedemann in seiner praktischen Anleitung zur Untersuchung von Leukozytenzellkernen vorgegeben, dass 500 Zellen durchgemustert werden sollten. Wenn bei sechs Zellen ein „drumstick“ gefunden werde, sei das chromosomale Geschlecht als weiblich anzunehmen (Wiedemann et al., 1956, 1092). – Ein statistisch schwacher Befund wird sprachlich stark dichotom konnotiert.

Overzier verwandte 1961 den vorsichtiger formulierten Begriff des chromatin-positiven Kerngeschlechts, welches beim echten Klinefelter-Syndrom vorkomme (Overzier, 1961, 284). Er kann diesen Befund auch auf die nun möglichen „Chromosomenuntersuchungen aus den Teilungsfiguren des Knochenmarks“ beziehen, wonach sich eine Gesamtchromosomenzahl von 47 ergebe (ebd., 285). Ab 1959 sind Chromosomenkonstellationen wie 47, XXY und 45, X0 denkbar. Doch schon zuvor wurde die Definitionskraft des chromosomalen Geschlechts, was lediglich ein Chromatinkörperchen war, gegenüber dem gonadalen Geschlecht als stärker angesehen. So haben schon Prader, Philipp und Lammers die Neuordnung der verschiedenen Formen der Intersexualität nicht mehr primär nach dem gonadalen, sondern nach dem chromosomalen Geschlecht vorgenommen. Dieser Wechsel in der primären Ordnungskategorie fand also in einem Wissensraum statt,

der sich zunächst nur auf das Vorkommen von Chromatinkörperchen stützen konnte, sich mit der sprachlichen Terminologie gleichwohl auf die genetische Forschung und die Chromosomen in ihrer Gesamtheit bezieht. Der sprachlichen Vorwegnahme des ‚chromosomalen Geschlechts‘ folgt die Grundlagenwissenschaft nach. Somit wird das besondere Interesse für die numerische Chromosomenaberration bei Klinefelter- und Turner-Syndrom in den Anfangsjahren der klinischen Genetik plausibel (Harper, 2008, 155–60).

Theorie und Therapie

Das Bedürfnis, die verschiedenen Formen der Intersexualität neu anzuordnen, wird nicht nur durch neue diagnostische Möglichkeiten bestimmt, sondern auch durch neue therapeutische Ansätze, insbesondere in der Cortisontherapie des adrenogenitalen Syndroms, die ab 1950 rasche Verbreitung fand. Und weil damit eine erfolgreiche therapeutische Intervention gegeben war, die die Virilisierung verhinderte, nährte dies einerseits die Hoffnung, auch bei anderen Intersexualitätsformen spezifische therapeutische Möglichkeiten zu finden. Andererseits betonten Prader und Philipp in ihren Publikationen, insbesondere bei Formen der testikulären Feminisierung, die Nicht-Behandlung bzw. die Abstinenz von Operationen. Prader formulierte explizit, dass es eine Therapie nicht gebe (Prader, 1957, 661).

Auch eine heute diskutierte Frage (AWMF, 2016, 21, Empf. 35), inwieweit ein potentielles Entartungsrisiko die Entfernung von Gonaden im Kindesalter – ohne Zustimmung des noch nicht einwilligungsfähigen Kindes – rechtfertigt, klang schon in den 1950er Jahren an. Philipp legte eine abwartende, beobachtende Haltung an den Tag, wenn es um die Entfernung von Bauchhoden ging, es sei denn, sie bereiteten Beschwerden (Philipp, 1958, 133). Auch Overzier referierte zwar das von Pathologen beschriebene Entartungsrisiko, nahm jedoch von einer „prophylaktischen und prinzipiellen Gonadenentfernung Abstand“ (Overzier, 1961, 343). Dies waren bemerkenswerte Befunde, denn in den 1950ern gab es noch keine bildgebenden Verfahren wie Ultraschall oder MRT, die eine kontinuierliche Überwachung ermöglichen. Die beobachtende, abzuwartende Haltung wurde wohl auch deswegen betont, weil Prader, Philipp und Overzier mit dem zu raschen operativen Eingreifen einiger ihrer Kollegen nicht d'accord gingen.

Prader und Overzier verwenden in ihren Empfehlungen zur operativen Behandlung der Klitorishypertrophie den Begriff der Klitorisextirpation, der Chirurg Grob verwendet den Terminus Amputation. Ob es sich hier um ein und dieselbe Operation handelt oder um unterschiedliche Ausmaße – ganz = Extirpation, teilweise = Amputation – derselben, wird in den Texten nicht recht deutlich.

Die Kenntnisse über die sexuelle Erlebnisfähigkeit nach einer derartigen Operation war in diesem Zeitraum noch nicht Inhalt wissenschaftlicher Studien.

Bewusstes Verschweigen

Das Arzt-Patienten-Verhältnis der 1950er Jahre war dadurch bestimmt, dass Befunde oder Diagnosen bewusst nicht mitgeteilt, sondern vielmehr verschwiegen wurden. Dass dies auf die neue Wissensfigur des ‚chromosomalen Geschlechts‘ angewendet wurde, kann sowohl als benevolentes paternalistisches Denkverhalten oder auch als ein vorsichtiger Umgang mit unsicherer Erkenntnis angesehen werden. Perspektivisch gesehen, bildet dies aber auch ab, wie sich die veränderten Möglichkeiten der Befunderhebung im veränderten Umgang mit den Befunden und Diagnosen niederschlägt – doch war es bis zum gegenwärtigen Ansatz eines „informed consent“ noch ein weiter Weg. So formuliert Prader hinsichtlich der Therapie bei Gonadendysgenese:

„Diese Individuen sind immer, und zwar auch dann als Frauen zu betrachten, auch wenn das chromosomale Geschlecht männlich ist. Es wäre unklug und falsch, der Patientin oder den Angehörigen mitzuteilen, dass das chromosomale Geschlecht männlich sei, da dieses Wissen nur beunruhigen und verwirren kann.“ (Prader, 1957, 677)

Philipps Aussage lautet ähnlich:

„Der männliche Pseudohermaphrodit mit der Testisdysgenese bleibt so, wie er ist: genetisch ein Mann, phänomenologisch eine Frau; von diesem Zwiespalt der Natur sollte er nie etwas erfahren“ (Philipp, 1958, 133).

Auch bei Lammers klingt das Verschleiern an, so würde

„die Bezeichnung ‚feminines intersexuelles Syndrom‘ [...] nicht erkennen lassen, dass ein männlicher Ausgangstyp vorliegt“ (Lammers, 1958, 1492).

Und auch bei Overzier findet sich das Verschweigen etwa hinsichtlich der Gonadendysgenese:

„Die Patientin ist immer schon bei der Diagnosestellung und nicht erst vor der Heirat über die endgültige Sterilität aufzuklären. Aber es ist zu betonen, dass Kohabitationsfähigkeit mit normaler Libido möglich erscheint. Das Kerngeschlecht soll, wenn es ‚männlich‘ ist, unter allen Umständen verschwiegen werden.“ (Overzier, 1961, 341)

Ausblick: Theorie und Praxis

Der Forschungsschub dieses kurzen Zeitraums – 1957 bis 1961 – bildete sich in Lehrbüchern und wissenschaftlichen Publikationen anders ab als in Krankenakten. Denn im direkten Kontakt mit Menschen war nicht die intellektuelle Diskussion, wie dieses Syndrom einzuordnen wäre, handlungsleitend, sondern die Frage, welche lebenswirkliche Relevanz das Syndrom für die jeweiligen Betroffenen hatte. So bestimmten die Bedürfnisse und Fragen des Kindes und des zukünftigen Erwachsenen, die Bedürfnisse der Eltern nach einem normalen, gesunden Kind, die Kriterien zur Geschlechtsbestimmung, die möglichen therapeutischen Interventionen des Arztes. Sowohl beim Turner- als auch beim Klinefelter-Syndrom betraf dies vor allem die Sterilität, also die Unmöglichkeit eigene Kinder zu bekommen. Das Paradigma des Verschweigens, welches von den Fachbuchautoren vornehmlich für das Kerngeschlecht formuliert wurde, weitete sich auch auf dieses lebenswirklich relevante Symptom aus. Dies ist auch der Eindruck, der aus den Vorstudien zu einem jetzt laufenden interdisziplinären Forschungsprojekt entsteht, in dem die Behandlung von Kindern mit Varianten der Geschlechtsentwicklung am Kinderspital Zürich im Zeitraum von 1945 bis 1970 anhand von Krankenakten-Studien aufgearbeitet wird (vgl. Schweizerischer Nationalfonds, 2016).

Literatur

- Abderhalden, R., 1948. Medizinische Terminologie. Wörterbuch der gesamten Medizin und der verwandten Wissenschaften. Schwabe, Basel.
- Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften (AWMF), 2016. S2k-Leitlinie 174/001: Varianten der Geschlechtsentwicklung. http://www.awmf.org/uploads/tx_szleitlinien/174-001_S2k_Geschlechtsentwicklung-Varianten_2016-08_01.pdf
- Barr, M.L., Bertram E.G., 1949. A Morphological Distinction between Neurones of the Male and Female, and the Behaviour of the Nucleolar Satellite during Accelerated Nucleoprotein Synthesis. *Nature* 163 (4148), 676–677.
- Eder, S., 2011. The Birth of Gender. Clinical Encounters with Hermaphroditic Children at Johns Hopkins (1940–1956). Ph.D. diss., Johns Hopkins University, Baltimore.
- Grob, M., 1957. Lehrbuch der Kinderchirurgie. Georg Thieme, Stuttgart.
- Harper, P.S., 2008. A Short History of Medical Genetics. Oxford University Press, Oxford.
- Klebs, E., 1876. Handbuch der pathologischen Anatomie, Bd. 1. August Hirschwald, Berlin.
- Klöppel, U., 2010. XX0XY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität (GenderCodes 12). transcript, Bielefeld.
- Kohen, N., 1983. Claus Overzier 65 Jahre alt. *Medizinische Welt* 34, 806.
- Lammers, H.-J., 1957. Zur Nomenklatur der menschlichen Intersexualität. *Zentralblatt für Gynäkologie* 79 (38), 1485–1494.
- Miller, F.A., 2006. Your True and Proper Gender. The Barr Body as a Good Enough Science of Sex. *Studies in the History and Philosophy of Science. Part C. Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences* 37 (3), 459–483.
- Mittwoch, U., 1963. The X and the Y of Sex. *New Scientist* 363, 280.
- Moore, K.L., Graham, M.A., Barr, M.L., 1953. The detection of chromosomal sex in hermaphrodites from a skin biopsy. *Surg Gynecol Obstet* 96 (6), 641–648.
- Moore, K.L., Barr, M.L., 1955. Smears from the oral mucosa in the detection of chromosomal sex. *The Lancet* 269 (6880), 57–58.
- Overzier, C. (Hg.), 1961. Die Intersexualität. Thieme, Stuttgart.
- Overzier, C. (Hg.), 1963. Intersexuality. Academic Press, London.
- Philipp, E., 1958. Versuch einer einheitlichen Betrachtung des Zwittertums. *Deutsche Medizinische Wochenschrift* 4, 129–134.
- Philipp, E., Staemmler H.-J., 1959. Geschwister und Zwillinge als männliche Scheinzwitter mit intersexuellem äußerem Genitale. *Acta obstetricia et gynecologica Scandinavica* 38, 645–663.
- Prader, A., 1957. Intersexualität im engeren Sinn. In: Labhart, A. (Hg.). *Klinik der inneren Sekretion*, Springer-Verlag, Berlin u.a., 360–402, 645–680.
- Prader, A., Fanconi, G., 1955. Testikuläre Feminisierung. *Deutsche Medizinische Wochenschrift* 82, 1365.
- Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, 2016. Behandlung zwischengeschlechtlicher Kinder am Kinderspital Zürich. <http://www.snf.ch/de/fokusForschung/newsroom/Seiten/news-161010-medienmitteilung-die-behandlung-von-varianten-der-geschlechtsentwicklung-wird-aufgearbeitet.aspx>
- Virchow, R., 1848. Der puerperale Zustand. Das Weib und die Zelle. In: Virchow, R., *Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin*, 1848–1856. Meidinger, Frankfurt a.M., 735–779.
- Wiedemann, H.R., Romatowski, H., Tolksdorf, M., 1956. Geschlechtsbestimmung aus dem Blutbilde. *Grundlagen – Anwendung – Bedeutung*. *Münchener Medizinische Wochenschrift* 34, 1108–1112.
- Wilkins, L.M., 1950. The Diagnosis and Treatment of Endocrine Disorders in Childhood and Adolescence. Charles C. Thomas, Springfield, III.
- Zetkin, M., Schaldach, H., 1956. Wörterbuch der Medizin. VEB Verlag Volk und Gesundheit, Berlin.

Autorin

Dr. med. Marion Hulverscheidt, Institut für Biomedizinische Ethik und Medizingeschichte, Lehrstuhl Medizingeschichte, Universität Zürich, Winterthurerstraße 30, CH-8006 Zürich, e-mail: marion.hulverscheidt@uzh.ch

Genitalpanik

Karlheinz Lüdeking

Genital Panic

Abstract

Half a century ago, displaying one's sexual organs was still a means of artistic provocation. Nowadays, it is no longer possible to irritate or shock anyone by openly presenting one's genitals. The essay tries to show how this shift could come about.

Keywords: Genitals, Crotch, Exposure, Beauty, Arousal

Zusammenfassung

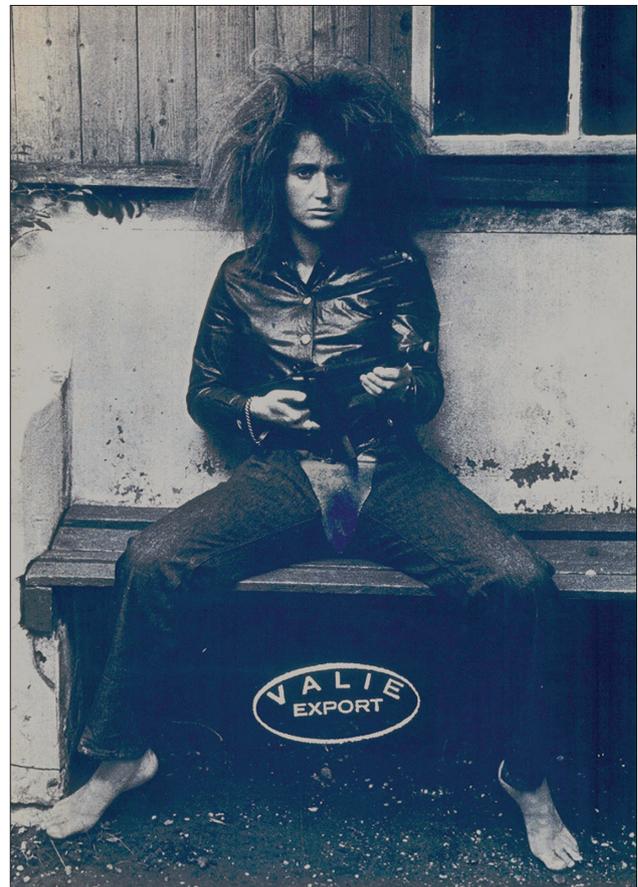
Vor einem halben Jahrhundert konnte die öffentliche Zurschaustellung von Sexualorganen noch als Mittel künstlerischer Provokation dienen. Heute lässt sich durch die Präsentation der Genitalien niemand mehr irritieren oder gar schockieren. Der Aufsatz versucht zu zeigen, wie dieser Wandel zustande kommen konnte.

Schlüsselwörter: Genitalien, Schritt, Entblößung, Schönheit, Erregung

In einem Pornokino soll es sich ereignet haben, 1969, in München, in der Nähe des Bahnhofs. Während der Filmvorführung sei da eine junge Frau von höchstens dreißig Jahren aufgestanden, um langsam durch die Sitzreihen zu gehen. Aus ihrer Hose war genau im Schritt ein großes dreieckiges Stück Stoff herausgeschnitten. So hatten, als sie sich durch die Gänge drängte, die – allesamt männlichen – Zuschauer in den Klappsesseln ihre Vagina und ihre Schambehaarung direkt vor Augen. Doch das behagte ihnen ganz und gar nicht. Was sie sahen, löste weder Wohlgefallen noch Erregung aus, es erzeugte vielmehr Gefühle der Beschämung und Bedrohung, aufgrund derer die meisten versuchten, den Saal so schnell und so unauffällig wie möglich zu verlassen.

Vielen dürfte dabei auch später schleierhaft geblieben sein, was die Frau mit ihrem sonderbaren Verhalten eigentlich bezweckt hatte. Man hätte jedoch leicht herausfinden können, dass es sich um die Aktion einer Künstlerin gehandelt hatte, die sich – zwar nicht in München, aber in Wien – bereits einen Namen gemacht hatte. Dies ist in ihrem Fall sogar wortwörtlich zu verstehen, denn die Künstlerin, die bei ihrer Geburt in Linz auf den Namen „Waltraud Lehner“ getauft worden war und anschließend aus Anlass zweier Eheschließungen zwei neue Nachnamen angenommen hatte (erst „Höllinger“, dann „Stockinger“), war 1967 zu dem Entschluss gekommen, ihren Namen nunmehr selbst zu bestimmen. Bei ihrem

Vornamen – abgekürzt „Walli“ – änderte sie lediglich die Schreibweise, aber als Nachnamen wählte sie einen ganz neuen, den es gleichwohl bereits gab, als Name einer Zigarettenmarke. Seitdem heißt die Künstlerin Valie Export. Für ihren Künstlerinnennamen entwarf sie zudem eine standardisierte typografische Gestaltung, die, mit einer ovalen Umrandung versehen, an den Stempel einer Behörde oder einer Firma erinnert. In dieser Form findet sich der Namenszug der Künstlerin auf vielen ihrer Arbeiten, um deren Urheberschaft zu beglaubigen.



Das gilt auch für eine Reihe von Fotografien, die an die Münchener Aktion erinnern. Sie entstanden drei oder vier Monate nach ihrem Auftritt, und sie wurden auch nicht am Ort des Geschehens aufgenommen, sondern im Hof einer Wohnanlage im zweiundzwanzigsten Wiener Bezirk. Alle diese Fotos zeigen Frau Export mit aufgeschnittener Hose. Dabei steht sie uns entweder frontal gegenüber, oder sie sitzt in ebenso frontaler Haltung und mit demselben Konfrontationsgestus breitbeinig auf

einer hölzernen Bank vor einer leicht verwitterten Häuserwand, die eigentlich nichts Großstädtisches an sich hat und eher an eine ländliche Umgebung erinnert. Mit einer engen schwarzen Lederjacke und langen, zerzausten Haaren präsentiert sich die Künstlerin betont militant, und dementsprechend hält sie auch noch ein elegantes kleines Maschinengewehr mit solcher Selbstverständlichkeit in ihren Händen, als habe sie noch kurz zuvor an der Seite Che Guevaras im Bolivianischen Dschungel gekämpft. Mit diesem Bild, in dem sie sich martialisch als moderne Amazone stilisiert, fand Valie Export ihren Platz im kollektiven Gedächtnis: nicht mit einem Dokument ihrer Performance, sondern mit einer inszenierten Fotografie.

Häufig liest man, Valie Export habe bei ihrem Auftritt in dem Münchener Pornokino ebenfalls ein Maschinengewehr dabei gehabt, doch das ist in Anbetracht der Umstände unwahrscheinlich. Wer im öffentlichen Raum mit einer Schnellfeuerwaffe herumläuft, ist – vor einem halben Jahrhundert nicht anders als heute – ein Fall für die Polizei, und selbst in obskuren Bahnhofskinos wird Leuten mit einer Kalaschnikow nicht ohne weiteres Einlass gewährt. Dieses Detail der Erzählung scheint also nicht besonders glaubwürdig. Damit wird aber sofort der Wahrheitsgehalt des Ganzen in Frage gestellt, und tatsächlich spricht vieles dafür, dass es sich bei der Geschichte vom Münchener Pornokino um eine nachträglich erfundene Legende handelt.

Bemerkenswerterweise hat Frau Export selbst, zehn Jahre nach ihrer Aktion, zur Verbreitung dieser Legende beigetragen, als sie in einem Interview einige zweifelhafte Einzelheiten bestätigte. Vermutlich geschah das weder aus einer momentanen Laune, noch aus Fahrlässigkeit oder böser Absicht, sondern aus der intuitiven Einsicht, dass der bestmögliche Ort für ihre Intervention tatsächlich das Pornokino gewesen wäre. Faktisch fand die Performance wahrscheinlich anderswo statt (vermutlich in einem künstlerisch ambitionierten Lichtspielhaus), doch dort ließ sich, wie die Künstlerin sicherlich selbst erkannt haben dürfte, ihr fundamentales Anliegen nur unzureichend realisieren. In einem Pornokino wären dagegen schon von vornherein die besten Bedingungen gegeben gewesen, um die zentrale Paradoxie zu verdeutlichen, um die es eigentlich ging. Diese Paradoxie besteht darin, dass eine junge, attraktive Frau mit offener Hose in der Lage ist, eine ganze Meute von Männern in die Flucht zu schlagen, obwohl diese doch eigentlich nur gekommen waren, um sich an der ausgiebigen Betrachtung von Geschlechtsorganen aus allernächster Nähe zu ergötzen.

Dies wird von der Künstlerin selbst mit dem Ausdruck angedeutet, den sie zur Bezeichnung ihres wichtigsten Requisites benutzt: „Aktionshose: Genitalpanik“. Das erste der beiden Wörter („Aktionshose“) verweist auf Exports Verbundenheit mit den Wiener Aktionisten,

einer Künstlergruppe, der fast nur Männer angehörten, unter anderem auch ihr damaliger Lebensgefährte Peter Weibel, der angeblich das zweite Wort („Genitalpanik“) erfunden hat. Dieses Wort benennt knapp und prägnant eine Ambivalenz, die im Wiener Aktionismus – wie auch in der Wiener Moderne allgemein – von zentraler Bedeutung ist: die zutiefst zwiespältige Einstellung zum Sexuellen, von dem man unwiderstehlich angezogen, aber auch radikal abgestoßen wird.

In der christlichen Tradition wird das Sexuelle schon deshalb verdammt, weil es bei den ersten, noch von Gott selbst erschaffenen Menschen zum Sündenfall führte, der in Form der Erbsünde bis in die Gegenwart fortwirkt und nur durch ein Heilsgeschehen zu überwinden ist, in dem Sexuelles nicht mehr vorkommt. Deshalb werden sexuelle Themen in der christlichen Kunst weitgehend gemieden. Angesichts dessen ist es besonders erstaunlich, dass sich gelegentlich Bilder und Skulpturen von Frauen erhalten haben, die ihre Vagina ebenso deutlich und oft sogar noch weitaus drastischer zur Schau stellen als Valie Export das tat.



Bei einem besonders interessanten Beispiel, einer kleinen Skulptur vom Ende des 13. Jahrhunderts, die an der Außenwand der Kathedrale von Sainte Rodégande in Poitiers angebracht ist, verblüfft zunächst die Bemühung um anatomisch korrekte Wiedergabe. Weit geöffnete Schamlippen geben den Blick ins Innere frei, so dass auch die Klitoris deutlich zu erkennen ist. Ob diese Detailtreue womöglich von einer subversiven Einstellung des (sicherlich männlichen) Urhebers zeugt, ist schwer zu entscheiden.

Innerhalb des funktionalen Zusammenhangs, in den die Skulptur bis heute gehört, dient sie jedenfalls dazu, die weiblichen Genitalien als eine Gefahrenzone auszuweisen. Die Vagina ist eine unheilsschwangere Pforte, die ins Reich des Bösen führt, und sie ist – umgekehrt – zugleich eine Schleuse, durch die der Satan sich den Menschen nähern und sich ihrer Seelen bemächtigen kann. Wo solche Vorstellungen herrschen, kann die ostentative Darbietung der Genitalien nichts anderes bezwecken als einen apotropäischen Abwehrzauber gegen die Fleischeslust, die prinzipiell des Teufels ist.

Bekanntlich beschränkt sich die Verteufelung geschlechtlicher Lüste nicht auf die längst vergangene Epoche des europäischen Mittelalters. Sie ist, vor allem in ländlichen Gebieten, noch heute weit verbreitet.

So steht auch die Aktion von Frau Export immer noch in der christlichen Tradition, obwohl sie diese gar nicht fortführen, sondern überwinden will. Bei ihr dient die Entblößung der Vagina nicht mehr der Warnung vor dem Bösen, sondern der Werbung für das Gute. Sexualität, so glaubte man nämlich 1969 nicht nur in Wien, ist keineswegs das Böse schlechthin, sondern – im Gegenteil – ein mächtiges Heilmittel gegen die Übel der Welt. *Make Love, Not War* – in diesem (seinerzeit weit verbreiteten) Slogan kondensierte der sympathische (unter anderem von Wilhelm Reich propagierte) Irrglaube, dass Kriege (wie der in Vietnam) und auch alle anderen Formen aggressiven Verhaltens ganz von selbst verschwinden, wenn man dem Streben nach sexueller Erfüllung nur hinreichenden Raum gibt. Dies erfordert, wie leicht einzusehen ist, zugleich die vollständige Selbstbestimmung jeder einzelnen Person über sich selbst und ihren Körper. So erklärt sich auch Exports Selbststilisierung als Protagonistin einer „sexuellen Revolution“, wobei ihre Schnellfeuerwaffe nur eine rein defensive Funktion hat. Sie soll Übergriffe von anderen verhindern, nicht aber eigene ermöglichen.

Im Übrigen ist Exports Aktion auch im Hinblick auf ihr besonderes Interesse am Film zu verstehen. Nach ihrer Überzeugung wird der reale Frauenkörper im Kino durch einen imaginären Körper ersetzt, der verführerischer und deshalb auch bedrohlicher wirkt. Den Betrachtern wird eine voyeuristische Haltung aufgedrängt und so werden aus den Frauen, die man auf der Leinwand sieht, Objekte einer abartigen Schaulust. Zudem zeigt das Kino naturgemäß nichts anderes als „reproduzierte Kopien“ von wirklichen Menschen. Im Gegensatz dazu versucht Export, den weiblichen Körper in seiner faktischen Realität zu rehabilitieren. Die provokative Präsenz ihres eigenen Körpers richtet sich gegen die krankhafte Tendenz, realen Körpern auszuweichen, um sich stattdessen dem gefahrlosen Umgang mit bloßen Bildern hinzugeben.

Der Faszination bloßer Bilder waren auch die Besucher jenes Münchener Pornokinos erlegen, in dem die

eingangs beschriebene Aktion vermutlich doch wohl nicht stattfand. Bilder wie jene, die dort auf der Leinwand erschienen, haben im Archiv unserer kulturellen Errungenschaften allerdings keinen Platz gefunden, weil sie dem banalen Zweck masturbatorischer Ersatzbefriedigung dienen. Auch im Korpus der Werke, die von der universitären Kunstgeschichtsschreibung und den Bildwissenschaften erforscht werden, sind solche Bilder kaum vertreten.

Es gibt allerdings eine große Ausnahme: das Gemälde mit dem Titel *L'Origine du Monde*, das Gustave Courbet 1866 für einen türkischen Diplomaten und Lebemann namens Khalil Bey mit Ölfarben auf einer Leinwand mit dem handlichen Format von 46 mal 55 Zentimetern erschuf. Dieses Gemälde kam über verschiedene Besitzer im Jahre 1955 in den Besitz des Psychoanalytikers Jacques Lacan, wurde nach dessen Tod im Jahre 1981 dem französischen Staat übereignet und gelangte schließlich ins Pariser Musée d'Orsay, wo es seit 1995 – also immerhin schon zweiundzwanzig Jahre lang – öffentlich zugänglich ist.

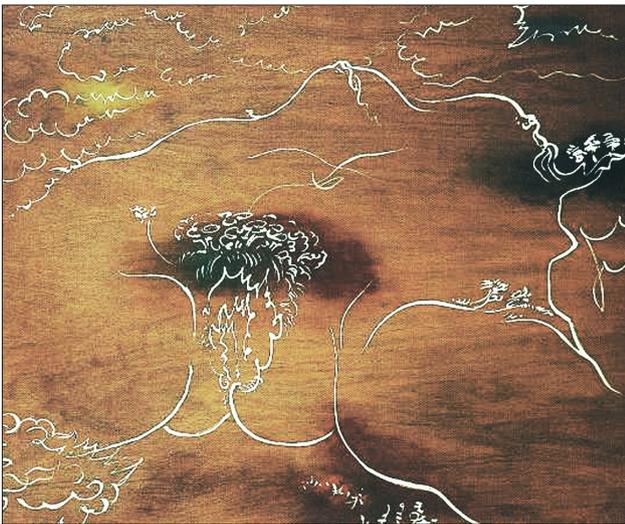


Im Internet findet man eine Erklärung des Museums, die plausibel machen will, dass dieses Gemälde ganz und gar nichts Pornografisches an sich hat. Das ist natürlich Unsinn, denn niemand kann übersehen, dass Courbet die Vagina in einem leicht geöffneten Zustand zeigt. Das deutet darauf hin, dass sie sich bald noch weiter öffnen wird. Die Frau liegt keineswegs ruhig, entspannt, womöglich gar schlafend vor uns. Sie befindet sich offenkundig selbst bereits in jenem Zustand der Erregung, in den sie auch den Betrachter versetzen möchte. Dies ignoriert der keusche Museumskommentar, der uns zudem weiszumachen versucht, das Sujet sei bei diesem Gemälde ganz belanglos, denn wichtig sei allein die malerische Raffinesse der Ausführung. Das Bild sei, so wörtlich, mit einer Vielzahl von bernsteinfarbenen Farbtönen so meisterhaft gemalt, dass es keinen Vergleich mit Gemälden von Tizian und Veronese

scheuen müsse. Das mag sein, rechtfertigt aber nicht die absurde Behauptung, angesichts der malerischen Virtuosität werde man das obszöne Sujet des Bildes gar nicht mehr beachten und völlig aus den Augen verlieren. So zu tun, als könne man hier beim besten Willen keine Vagina erkennen, zeugt nicht von künstlerischer Urteilsfähigkeit, sondern eher von einer schwerwiegenden neurotischen Störung. Doch einfach zu leugnen, was man da sieht, hat wenig Sinn, denn es macht sich eben doch immer wieder geltend und eine gewisse Entschärfung seiner Sprengkraft wird allein dadurch bewirkt, dass wir dem Bild auf neutralem Museumsterrain begegnen und nicht im schwülstigen Ambiente eines privaten Boudoirs.

Darüber, wie das Bild von seinen verschiedenen Besitzern präsentiert wurde, ist wenig bekannt. Man weiß, dass der Auftraggeber, einer langen Tradition folgend, das Gemälde mit einem grünen Vorhang vor unbefugten Blicken schützte, und Ähnliches gilt vermutlich auch für seine Nachfolger.

Sehr viel genauer sind wir allerdings darüber informiert, wie Lacan mit dem Bild verfuhr. Nachdem er es erworben hatte, ließ er sich von dem Künstler André Masson, einem Schwager seiner Frau, eine Vorrichtung bauen, die dazu diente, es zu verbergen. Masson nahm eine dünne Holzplatte von exakt denselben Abmessungen wie Courbets Gemälde, darauf zeichnete er mit weißer Tusche eine abstrahierte Version des Bildes, die den Betrachter eher an eine Landschaft mit Hügeln, Felsen, Bäumen und Wolken erinnert als an den Unterleib einer Frau, und diese – ganz seriöse, nicht mehr anstößige und schon gar nicht pornografisch zu nennende – Doublette montierte er dann in einem gemeinsamen Rahmen genau vor das Original. Man konnte die Tarntafel zwar jederzeit herausziehen, um Courbets Gemälde sichtbar zu machen, normalerweise blieb es aber verborgen.



Die aufwendige Konstruktion ermöglichte es Lacan, das Bild auszustellen, ohne es zu zeigen. Es war in seiner

materiellen Gestalt fortwährend zugegen, blieb aber dennoch, hinter der schützenden Tafel, völlig unsichtbar. Dies korrespondiert auffällig gut mit Lacans späteren Überlegungen zum Phänomen des Schirms. Der Schirm – *l'écran* – schützt vor der Wirkmacht jener Dinge, von denen wir uns besonders betroffen fühlen. Der Schirm ist also ein Schutzschirm. Zugleich ist er aber auch ein Bildschirm. Er kann die Dinge, die übermäßig stark auf uns einwirken, nicht eliminieren, noch nicht einmal neutralisieren. Er lässt sie durch sich hindurchscheinen, wobei ihre Potenz aber so weit geschwächt, gefiltert und transformiert wird, dass sie keine Panik mehr auslösen.

Einerseits verwehrt Massons Abdeckung den Anblick offen dargebotener Genitalien, andererseits evoziert sie diesen Anblick und stellt ihn in Aussicht. Dabei spielt es keine große Rolle, dass man es hier nicht mit echten Geschlechtsorganen zu tun hat, sondern nur mit gemalten. Courbet hat nämlich augenscheinlich alles daran gesetzt, diesen Unterschied vergessen zu lassen. Seine Darstellung soll zweifellos dieselbe Wirkung erzielen, die dem Dargestellten selbst zukäme. Deshalb wurde alles, was stören oder ablenken könnte, weggelassen. Von der Figur der Frau bleibt nur ein Torso übrig. Was da vor uns liegt, ist keine Frau, sondern ein unpersönlicher weiblicher Körper, drapiert auf weicher, weißer Wäsche.

Dabei beschränkt sich die Funktion dieser Darstellung keineswegs aufs Deskriptive. In diesem Gemälde nur eine informative Illustration der primären weiblichen Geschlechtsmerkmale zu sehen, wäre ebenso abwegig, wie wenn man ein Pornokino besucht, um Kenntnisse der menschlichen Anatomie zu erwerben. Courbets Gemälde ist eine sachlich korrekte Wiedergabe des weiblichen Unterleibs, aber seine Funktion ist die eines Aufputzmittels. Es ist ein Aphrodisiakum. Es stellt sich ganz bewusst in den Dienst der sexuellen Stimulation des Betrachters oder der Betrachterin, wozu das dann auch immer führen mag.

Dass viele Bilder eine sexuell stimulierende Wirkung ausüben können, obwohl völlig klar ist, dass man es nur mit bemalter Leinwand zu tun hat, oder – um auch andere Bildsorten zu erwähnen – mit bedrucktem Papier oder flimmernden Monitormustern, ist erstaunlicher als man gemeinhin annimmt, besonders in Anbetracht der Tatsache, dass derartige Ersatz-Stimulantien im Tierreich wirkungslos bleiben. Tiere reagieren nur auf originäre Reize, dann aber mit geradezu zwanghafter Notwendigkeit. Menschen sind da nicht so beschränkt. Ihr Sexualverhalten reduziert sich nicht auf ein Wechselspiel unausweichlich wirkender Reize und instinktiv festgelegter Reaktionen. Dies ergibt sich aus zwei evolutionsgeschichtlichen Besonderheiten.

Die erste Besonderheit besteht darin, dass Menschen nackt sind. Wir haben kein Fell, das von Natur aus vorhanden ist und ohne Zutun nachwächst. Deshalb müssen

wir unsere Blöße durch Kleidung bedecken, die wir selbst erzeugen. Die Art der Kleidung ergibt sich jedoch immer im Kontext einer – prinzipiell veränderbaren – Kultur, die darauf abzielt, den Körper in Gänze zu überformen. Damit entstehen neue Varianten sexueller Stimulation, die nicht mehr ausschließlich auf die „natürliche“ Wirkung der Genitalien reduziert werden können.

Die zweite Besonderheit ist der aufrechte Gang. Da Tiere sich auf allen Vieren bewegen, befindet sich ihr Kopf auf derselben Höhe wie die Genitalien ihrer Artgenossen. Daher wirken diese nicht nur auf die Augen, sondern ebenso stark oder noch stärker auf die Nase. Tiere erkennen Kopulationsbereitschaft vor allem durch Schnüffeln, wohingegen wir hochnäsige, auf den Hinterbeinen herumstolzende Menschen zunehmend auf visuelle Reize anspringen, die nicht mehr an den Ovulationszyklus gebunden sind und sich deshalb situationsunabhängiger und beständiger entfalten können.

Beide Eigentümlichkeiten – Nacktheit und aufrechter Gang – haben zur Folge, dass sich die menschliche Sexualität von Anfang an mit einer kulturellen Dynamik verbindet, die auf die Dauer unvermeidlich dazu führt, jegliche Determinierung durch das von Natur aus Gegebene aufzulösen.

Schon in der Antike gibt es einen Mythos, der die Herauslösung menschlicher Sexualität aus der Sphäre des Natürlichen feiert. Es ist die Geschichte von Pygmalion, der von real existierenden Frauen nachhaltig enttäuscht ist und deshalb beschließt, sich aus Elfenbein eine künstliche „Bettgenossin“ – eine *tori socia* – zu schnitzen, was ihm zu seiner größten Zufriedenheit auch bestens gelingt. Am Ende wird sein widernatürliches Projekt sogar von allerhöchster – nämlich göttlicher – Instanz legitimiert, indem Aphrodite sein selbstgemachtes Sexobjekt zum Leben erweckt.

Wer sich heute nach einer künstlichen Gespielin sehnt, muss diese nicht mehr eigenhändig im Do-It-Yourself-Verfahren herstellen, denn inzwischen gibt es ein umfangreiches Angebot von industriell produzierten Frauen-Surrogaten, die man sich auch bei mäßig gefülltem Geldbeutel leisten kann. Die teuersten Modelle bestehen aus Silikon, können verschiedene Bewegungen ausführen, lassen sich auf Körpertemperatur erwärmen und sagen, gegen Aufpreis, auch vorprogrammierte Sätze auf. Dass der Kunde aus zahlreichen Augen- und Haarfarben, Lippenformen, Brustvolumen und so weiter auswählen kann, ist selbstverständlich. Es werden auch Puppen mit austauschbarer Vagina angeboten.

Letzteres ist deshalb besonders erwähnenswert, weil das fundamentale Prinzip, das hier zur Geltung kommt, das der grenzenlosen Austauschbarkeit ist. Wer sich nicht länger an schönen blauen Augen berauschen kann, bestellt ein Paar grüne, wem große Brüste nichts mehr sagen,

versucht es zur Abwechslung mit ganz kleinen. Alles kann jederzeit ausgewechselt und ersetzt werden, alles ist gleichgültig, und wenn der Austausch einzelner Ersatzteile nicht mehr hilft, kann man seine alte Puppe immer noch in Zahlung geben, um ein nagelneues Modell mit bisher nicht erprobten Ausstattungsmerkmalen zu erwerben.



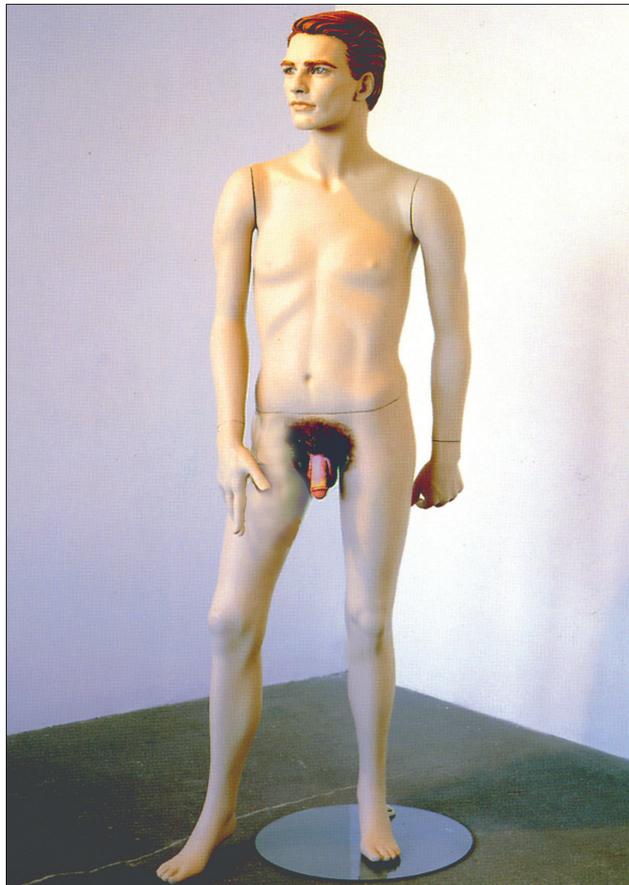
Eines scheint sich jedoch selbst unter den Bedingungen der universellen Variabilität in zunehmendem Maße zu verfestigen: die Doktrin, dass Haare nur noch auf dem Kopf vorkommen dürfen, aber nirgendwo sonst. Es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis man die sogenannte Scham-Behaarung nur noch bei Menschen im Seniorenalter findet. Jüngere Menschen wollen zumeist ebenso unbehaart sein wie Pygmalions Elfenbeinfigur.

Dass Körperhaare immer mehr verschwinden, ergibt sich wiederum aus der Tendenz menschlicher Sexualität, sich im Laufe ihrer Entwicklung immer weiter von ihren animalischen Ursprüngen zu entfernen. Dass auch noch die letzten Überreste tierischen Fells entfernt werden, ist nur eine logische Konsequenz des überall wirksamen Siegeszuges der Aufklärung und der unbegrenzten Rationalisierung.

Offenbar fügt sich nur ein radikal enthaarter Körper der Forderung nach vollständiger Sichtbarkeit und Kontrollierbarkeit. Nur er stellt demonstrativ unter Beweis, dass er nichts zu verbergen hat. Und nur er unterstellt sich zudem rückhaltlos dem prüfenden und bewertenden Blick der Anderen. Nur er unterwirft sich dem Zwang, sich jederzeit sauber, geruchlos und steril zu präsentieren. Wildwuchs im Genitalbereich wirkt da wie ein bewusster Affront.

Das ist sehr schön an einer Skulptur mit dem Titel *Male Mannequin* zu sehen, die 1990 von Charles Ray geschaffen wurde, also fast genau in der Mitte der Zeitspanne, die sich von Valie Exports Aktion bis zur Gegenwart erstreckt. Damals kaufte der Künstler eine handelsübliche

Schaufensterpuppe aus fleischfarbenem Kunststoff, und dieser Figur fügte er dann lediglich noch einen exakten Abguss seiner eigenen Genitalien hinzu, die er mit großzügig bemessenen Zugaben von dunklem Haar dekorierte.



Der Kontrast zwischen dem glatten und neutralen Körper im Ganzen und der kleinen, aber zentralen Zone, die immer noch durch einen ordinären Penis beherrscht und als letzte Bastion animalischer Vulgarität verteidigt wird, erinnert an eine oft zitierte Bemerkung von Sigmund Freud, die er erstmals 1915 auf Seite 22 der dritten Auflage seiner *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* in einer Fußnote formulierte und später mehrfach wieder aufgriff. Sie lautet folgendermaßen:

„Es scheint mir unzweifelhaft, dass der Begriff des ‚Schönen‘ auf dem Boden der Sexualerregung wurzelt und ursprünglich das sexuell Reizende (‚die Reize‘) bedeutet. Es steht im Zusammenhange damit, dass wir die Genitalien selbst, deren Anblick die stärkste sexuelle Erregung hervorruft, eigentlich niemals ‚schön‘ finden können.“

Was Freud hier formuliert, erscheint zunächst wie ein Widerspruch. Einerseits behauptet er, der Sinn für das Schöne sei ursprünglich aus der Empfänglichkeit für

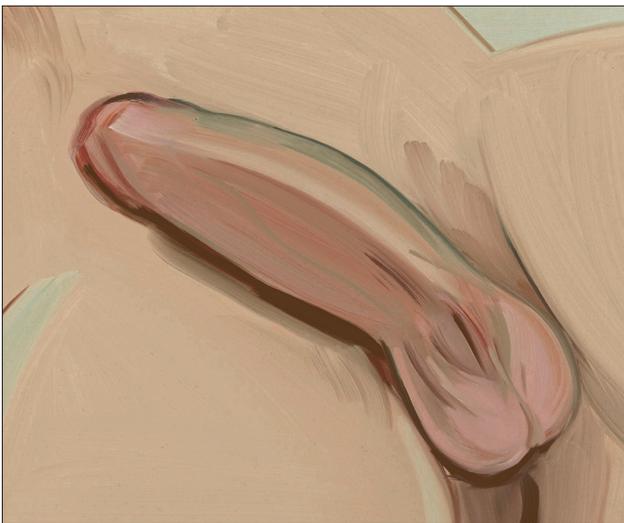
sexuelle Reize entstanden. Andererseits stellt er fest, dass wir ausgerechnet das, was die höchste Erregung bewirkt, nämlich die Genitalien, *nicht* schön finden.

Wenn man annimmt, beide Feststellungen seien, für sich genommen, sachlich richtig, dann lässt sich im Fall der zweiten vergleichsweise einfach begründen, warum das so ist. Wenn man Dinge, die erregend wirken, nicht als schön bezeichnet, dann könnte das einfach auf den Gewohnheiten unseres Sprachgebrauchs beruhen. Ein Urteil über das Schöne, so schreibt schon Immanuel Kant in den Paragraphen 12 bis 14 der *Critik der Urteilskraft*, darf nicht darauf beruhen, dass man sich sinnlich affizieren, also beispielsweise sexuell erregen lässt. Es muss, wie Kant selbst sich ausdrückt, völlig unabhängig von „Reiz und Rührung“ gefällt werden. Der Anblick der Geschlechtsorgane ist nun aber ein besonders starker Reiz. Ein solcher Anblick kann durch rein kausale Einwirkung auf den Körper des Betrachters physische Effekte – wie zum Beispiel eine Erektion – hervorrufen, die sich dem Willen völlig entziehen. Der Anblick von Genitalien kann organisch-physiologische Energien freisetzen, denen wir (zwar nicht im selben Ausmaß, aber in ähnlicher Weise) ausgeliefert sind, wie den Naturkräften, denen man sich bei einer Reise über den stürmischen Ozean unterwirft. Solche Naturkräfte, die man besser aus sicherer Entfernung betrachtet, fallen in der Ästhetik jedoch nicht unter den Begriff des Schönen, sondern unter den Konkurrenz-begriff des Erhabenen. Der Umstand, dass im Anblick der Genitalien ein Residuum der unbeherrschten, archaischen Mächte des Prä-Humanen wirksam bleibt, erklärt auch, warum sich das – vermeintlich autonome – Subjekt hier so sehr in seiner Souveränität bedroht fühlen kann, dass es unter Umständen von demselben Schrecken ergriffen wird wie die keuschen und feinsinnigen Feld-, Wald- und Wiesen-Nymphen beim Erscheinen des antiken Hirtengottes, auf dessen Namen – „Pan“ – der Begriff der Panik letzten Endes zurückgeht.

Wenn aber alles, was Erregung (und unter Umständen zugleich auch Angst und Schrecken) bewirkt, *per se* aus dem Bereich des Schönen auszuschließen ist, dann scheint das Problematische der zuvor zitierten Überlegung Freuds eher im ersten Teil zu liegen, also in der Behauptung, der Sinn für das Schöne habe seinen Ursprung in der Empfänglichkeit für sexuelle Reize. Doch auch das leuchtet ein, sofern man sich klarmacht, dass Freud sich die Transformation vom Erregenden zum Schönen als eine Leistung der Sublimation vorstellt. Energien, die ursprünglich nur sexuelle Stimulierung bewirkten, werden auf neue und andere Reize übertragen, auf Reize wie das Anmutige oder das Kraftvolle, also auf Phänomene, die nicht mehr unmittelbar und ausschließlich zur Sphäre des Sexuellen gehören. Das entspricht der bereits mehrfach erwähnten Tendenz menschlicher Sexualität, sich

aufgrund ihrer immanenten Dynamik zwangsläufig immer stärker vom Natürlichen zu entfernen und sich zum Kultivierten – also zum Unnatürlichen – zu entwickeln.

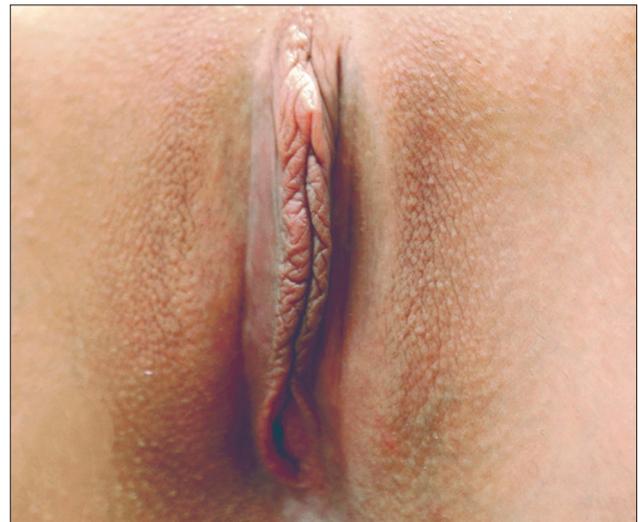
Indizien dafür, dass dieser Prozess auch heute noch weitergeht, sind allenthalben zu finden. Erwähnt sei an dieser Stelle nur das Werk der englischen Malerin Celia Hempton, die den Penis zu ihrem zentralen Thema erwählt hat. Das hier reproduzierte Bild, eine Malerei mit Öl auf Leinwand, deren Format der Originalgröße des gezeigten Organs entspricht, setzt das Genital beziehungslos ins Zentrum und bemüht sich zugleich, es zu veredeln. Der Penis gehört zu einem Körper, der hell und blutleer, aber auch zeitlos wie Marmor erscheint. Von diesem Alabasterkörper hebt sich das Glied durch seine geschmackvolle Farbgebung in zarten Soft-Eis-Pastell-Tönen sehr dekorativ ab. Auch seine Form ist deutlich verfeinert, der Penis ist stromlinienförmig schlank, und er zeigt keine einzige hervortretende Vene. Stilistisch harmonisiert er aufs Beste mit dem biomorphen Badezimmer-Design der Achtziger Jahre.



Was die Vagina betrifft, so findet ihre Idealisierung inzwischen nicht mehr nur in der fiktiven Welt der Bilder (also in Gemälden oder Fotografien) statt, sie realisiert sich ganz real, in der Art und Weise, wie sie selbst leibhaftig geformt und umgeformt wird. Und die Norm, an der sich Intimchirurgen der ganzen Welt bei der Gestaltung dieses Körperteils orientieren, ist klar zu erkennen. Überall operiert man mit Ziel, einen möglichst schmalen, seitlich durch dünne Polster gesäumten Schlitz zu erschaffen, ohne überflüssiges Gewebe, minimalistisch und schnörkellos wie Bedienungselemente der Haushaltsgeräte, die von Designern wie Hans Gugelot und Dieter Rams entworfen wurden.

Aufschlussreiche Illustrationen finden sich im Werbematerial von Ärzten, die sich auf die Gestaltung von Designer-Vaginen spezialisiert haben, und erhellend sind

dabei vor allem Gegenüberstellungen von Vorher und Nachher. Wo man zunächst eine überbordende Fülle nutzlosen Fleisches sieht, wird alles Überflüssige radikal entfernt. Was übrig bleibt, wird nachbearbeitet, aufpoliert und homogenisiert, um eine makellos glatte, sanft geschwungene Oberfläche zu erzielen. In manchen Darstellungen wird die Künstlichkeit des neugeformten Organs noch dadurch unterstrichen, dass es nicht mehr in den Rottönen des Fleisches wiedergegeben wird, sondern im komplementären Türkis, so dass der Eindruck entsteht, das Genital sei ein abstraktes computergeneriertes Objekt aus einer virtuellen Welt.



Hier ist der Punkt erreicht, an dem es angeraten scheint, das zuvor zitierte Diktum Sigmund Freuds umzukehren. Heute, so wäre seine Diagnose zu aktualisieren, soll der Anblick der Genitalien vor allem als schön beurteilt werden, doch dies hat dann in der Regel zur Folge, dass sie nicht länger erregend wirken. Dementsprechend kann ihre Entblößung auch niemanden mehr in Panik versetzen.

Als habe es dazu noch eines Beweises bedurft, zeigte ein amerikanischer Textildesigner namens Rick Owens im Januar 2015 bei der Pariser Modewoche Kleidungsstücke, die unmittelbar von Valie Export hätten inspiriert sein können. Owens schickte junge Männer auf den Laufsteg, die weit geschnittene Mönchskutten trugen, die allesamt eben jenes Merkmal aufwiesen, das schon die gute alte Aktionshose ausgezeichnet hatte: Im Schritt fehlte immer ein großes dreieckiges Stück Stoff. So wurden die Geschlechtsorgane der männlichen Mannequins ebenso deutlich zur Schau gestellt wie diejenigen der österreichischen Aktionistin fast fünfzig Jahre früher. Während sich aber die Darbietung der Genitalien damals mit einem ernsthaften politischen Anliegen verband, diente die Modenschau nur noch dem Spektakel. Wie immer, kann das, was beim ersten Mal als Tragödie erscheint, beim zweiten Mal nur noch als Farce wiederkehren.

Im Gegensatz zu Valie Export, die sich noch souverän zu ihrem eigenen Körper bekannte, müssen die Jünglinge auf dem Laufsteg brav machen, was man ihnen sagt, und selbst der Kunde, der eine der Kutten erwirbt und sich damit in die Öffentlichkeit wagt, kann damit keine eigene Aussage vortragen, sondern bestenfalls die des exzentrischen *Couturiers*. Er bewirkt keine Katharsis und wird lediglich mitleidige Blicke ernten.



Heutzutage demonstrieren entblößte Genitalien vor allem ihren eigenen Funktionsverlust. In einer Zeit, in der sie jederzeit umgeformt und ausgetauscht werden können, werden sie zu willkürlich wählbaren Accessoires, an die man keinerlei existentielle Bindung mehr hat. Genau so verlangt es ja auch das dominierende Glaubensbekenntnis, wonach *gender* nicht durch *sex* determiniert sein darf. Stattdessen gilt die umgekehrte Devise. *Sex* wird durch *gender* bestimmt, und tatsächlich richtet sich ja mittlerweile bei immer mehr Menschen die Gestalt ihrer körperlichen Sexualorgane ganz unmittelbar danach, welche Orientierung und welche Identität sie für sich gewählt haben.

Offensichtlich wird das Organische in zunehmendem Maße zu einer abhängigen Variablen, und damit gewinnen die schon halb vergessenen Überlegungen erneute Aktualität, die drei Jahre nach der Aktion von Valie Export von Gilles Deleuze und Felix Guattari im ersten

Kapitel des ersten Bandes ihres *L'Anti-Cedipe* angestellt wurden. Dort wird die Konzeption eines „organlosen Körpers“ propagiert. In der empirischen Realität kommt ein solcher *corps sans organes* naturgemäß nicht vor, denn faktisch gibt es nur Körper, die mit diesen oder jenen konkreten Organen ausgestattet sind. Die Vorstellung eines Körpers ohne alle Organe ist also ein rein theoretisches Konstrukt, das aber den Vorzug hat, die Wandelbarkeit des Körpers hervorzuheben, der nicht mehr „von Natur aus“ auf eine bestimmte Form festgelegt ist, sondern von den Mächten des Begehrens vielfältig transformiert werden kann.

Auch diese Vision verband sich ursprünglich mit einer bestimmten politischen Zielsetzung. Mit derjenigen von Valie Export ist sie allerdings unvereinbar. Während sich Exports Einsatz in einem (sozusagen essentialistischen) Vertrauen auf die Verlässlichkeit des eigenen Körpers gründet, empfehlen Deleuze und Guattari, alle vermeintlichen Sicherheiten grundsätzlich fahren zu lassen und auch im Körper nur das plastische Material zu sehen, das durch die Einwirkung der jeweils dominierenden „Wunschmaschinen“ immer wieder neu geformt werden kann.



Unter den kulturellen Bedingungen unserer Gegenwart können sich beide Haltungen zum Körper allerdings ohne weiteres ergänzen und vermischen. Man vertraut dem Körper, aber nur sofern er manipulierbar geworden ist. Und wenn man alle seine Attribute beliebig auswählen kann, wählt man naturgemäß die, die den besten Eindruck machen. Damit unterwirft man sich jedoch

zwangsläufig der Fremdbestimmung durch die Anderen. Sie sollen und müssen das eigne Auftreten mit dem Urteil „gefällt mir“ beurteilen. Die Geschlechtsorgane, für die man sich entschieden hat, signalisieren dabei vielleicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe, da diese aber jederzeit revidierbar ist, hat das nicht viel zu bedeuten. Man kann seine Genitalien – wie seinen Namen – wählen, um sich damit zu kennzeichnen und zu schmücken. Genitalien werden zu Pretiosen der eigenen Identität. Deshalb müssen sie gezeigt werden. Sie zu zeigen, führt also schon deshalb nicht mehr zum Skandal, weil sie eigens zu dem Zweck geformt werden, dass sie jederzeit gezeigt werden können. Sie schamhaft zu verstecken, liefe ihrer Bestimmung eindeutig zuwider. Sie sollen und dürfen nicht länger verborgen bleiben, nicht einmal, wie noch bei Valie Export, unter der eigenen Schambehaarung.

In welchem Ausmaß der visuelle Ausstellungswert heutiger Genitalien bereits ihre archaische Funktion der Ermöglichung des Geschlechtsverkehrs überdeckt und verdrängt, ist an den Organen selbst naturgemäß nicht abzulesen. Angesichts der Tatsache, dass der Anblick der Genitalien heutzutage keine Panik mehr auslöst, wäre aber zumindest zu fragen, ob es nicht inzwischen Anlass für eine andere Panik gäbe, eine neue Panik, die nicht

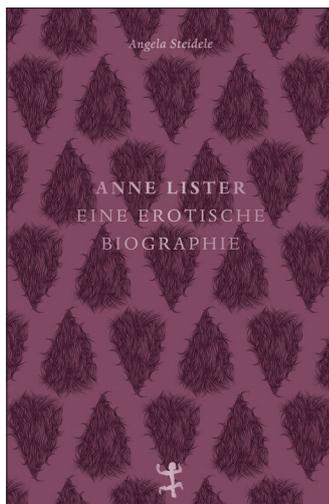
durch die Anwesenheit der Genitalien veranlasst wird, sondern durch ihre Abwesenheit, ihre heimliche Umwertung und ihre langsame Liquidierung. Überall werden reale Genitalien durch ebenso reale, aber chirurgisch optimierte Versionen ihrer selbst ersetzt, deren Anblick nur noch das reine Wohlgefallen auslöst. Die alte Genitalpanik kann dabei nur verkümmern, doch das ist zweifellos ein guter Grund zur Genitalpanikverkümmerspantik.

Literatur

- Kant, I., 1790. Kritik der Urtheilskraft. Lagarde und Friederich, Berlin.
- Freud, S., 1915. Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Dritte, vermehrte Auflage. Verlag Franz Deuticke, Leipzig/Wien.
- Freud, S., 1930. Das Unbehagen in der Kultur. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien.
- Export, V., Weibel, P., 1970. Bildkompendium Wiener Aktionismus und Film. Kohlkunstverlag, Frankfurt/Main.
- Deleuze, G., Guattari, F., 1972. L'Anti-Œdipe. Capitalisme et schizophrénie. Minuit, Paris.
- Lacan, J., 1973. Le Séminaire, Livre XI: Les quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse. Seuil, Paris.
- Sabatier, T., 2006. L'origine du monde: Histoire d'un tableau de Gustave Courbet. Bartillat, Paris.

Autor

Prof. Dr. Karlheinz Lüdeking, Universität der Künste, Fakultät Bildende Kunst, Hardenbergstraße 33, 10623 Berlin
e-mail: k-luedeking@udk-berlin.de



Angela Steidele
Anne Lister
Eine erotische Biographie
Matthes & Seitz 2017
328 Seiten, geb., 28,00 €

Wäre sie ein Mann gewesen, müsste man sie Frauenheld nennen, Schwerenöter oder Heiratsschwindler, Lüstling, Wüstling oder einfach nur Schuft: Frauen pflasterten ihren Weg. Anne Lister (1791–1840) betete sie an, begehrte, belog und betrog sie, ging ihnen an die Wäsche und ans Geld. Noch unerhörter als ihr Liebesleben sind ihre Tagebücher: In pornografischer Deutlichkeit schildert die englische Landadlige ihre zahllosen Abenteuer, mal liebeskrank, mal zynisch, so fesselnd wie obszön, so verstörend wie amüsant. Anhand dieser einmaligen Quellen zeichnet Angela Steidele erstmalig das faszinierende Porträt einer schillernden Persönlichkeit, die allen Vorstellungen vom keuschen präviktorianischen Zeitalter widerspricht. Stauenswert, kurios, entwaffnend und hocherotisch

Femtech – Medizinische Technologien als sinnvolle Helfer für Familienplanung und Schwangerschaft

In den letzten Jahren sind in Europa und den USA mehrere Unternehmen gegründet worden, die sich auf die Entwicklung moderner Technologien für Familienplanung und Schwangerschaft spezialisiert haben. Im Oktober 2017 luden drei *Femtech*-Firmen zu einem Journalistenfrühstück in Berlin ein, um sich und ihre Produkte vorzustellen: *Ava*, *OneLife Health* und *ivary*.

Ihre Produkte sind unterschiedlich, ihre Zielstellungen sind aber gleich: Ihre digitalen Innovationen sollen Frauen mehr Selbstständigkeit und Selbstbestimmung im Gesundheitsbereich verleihen, Frauen sollen ihren Körper besser kennen und ihre Fruchtbarkeit besser einschätzen können. Dass Gynäkologen und andere Mediziner bei der Entwicklung und Anwendung von *Femtech*-Lösungen als Partner miteingebunden werden, wäre selbstverständlich. Man geht davon aus, dass in den nächsten Jahren moderne Technologien gewisse medizinische Produkte beziehungsweise Medikamente obsolet machen werden – Urinstreifentests und Anti-Baby-Pillen etwa. Neue Technologien machen es möglich, schneller auf Probleme in der Schwangerschaft zu reagieren, Risiken besser zu erkennen und einzuschätzen, per Video mit dem behandelnden Arzt zu kommunizieren. Hier die vorgestellten Technologien:

Zyklus- und Fertilitätstracking: Das *Ava*-Armband

Das von dem medizintechnischen Unternehmen *Ava* entwickelte Armband nutzt Sensor-Technologie kombiniert mit klinisch getesteten wissenschaftlichen Daten, um die fruchtbaren Tage einer Frau in Echtzeit festzustellen. Das in der Nacht getragene Armband ist mit dem „Best of Baby Tech CES 2017“-Preis für Fruchtbarkeit und Schwangerschaft ausgezeichnet worden. Das Armband ist das erste Produkt der 2014 gegründeten *Ava*-Firma, die sich zur Aufgabe gemacht hat, Innovationen für die reproduktive Gesundheit von Frauen zu entwickeln. So startet *Ava* jetzt eine klinische Studie, um die Anwendbarkeit des *Ava*-Armbands als zuverlässiges, nicht-hormonelles Verhütungsmittel zu überprüfen. Man rechnet damit, dass Frauen lieber regelmäßig das Armband tragen werden, als dauerhaft die Pille und damit Hormone einzunehmen. Als nächster Schritt soll das Armband dann auch mit Funktionen zur Überwachung der Schwangerschaft ausgestattet werden. Das deutsche Unternehmen, mit Niederlassungen in Zürich und San Francisco, wurde kürzlich mit dem „Top 100 Startup Award“ als vielversprechendstes Startup mit dem größten internationalen Wachstumspotenzial ausgezeichnet. (<https://www.avawomen.com/de/>)

Risikoreduktion in der Schwangerschaft und Stillzeit: Die Femisphere App von *OneLife Health*

Die 2016 erschienene Femisphere App bietet Frauen medizinische Begleitung während ihrer Schwangerschaft und im ersten Babyjahr. Durch die Eingabe ihrer Symptome erhalten Nutzerinnen in Echtzeit medizinische Rat- und Handlungsvorschläge. Risikofaktoren in der Schwangerschaft wie Bluthochdruck werden rechtzeitig erkannt und Schwangerschaftskomplikationen reduziert oder idealerweise verhindert. Gleichzeitig können sich die Frauen mit Geburtshelfern vernetzen und ihre Untersuchungsergebnisse und Termine in einem digitalen Mutterpass jederzeit abrufen. Zurzeit wird die Möglichkeit kurzfristiger Videosprechstunden entwickelt. Femisphere wird von namhaften Investoren, insbesondere Philips Healthcare, gefördert. In enger Zusammenarbeit mit Ärzten, Hebammen sowie führenden Geburtskliniken, Versicherungen und internationalen Organisationen wie der WHO und UNICEF, entwickelt die hinter der Femisphere App stehende, 2014 gegründete *OneLife Health* GmbH intelligente Gesundheitslösungen für Frauen. (<https://www.de.onelife.me/femisphere>)

Eizellreserve einschätzen: *ivary*

Das 2014 in Wien konstituierte Unternehmen *ivary* hat in Zusammenarbeit mit Kinderwunsch-Experten einen Software-gestützten Hormontest entwickelt, der das fruchtbare Fenster von Frauen analysiert und eine Einschätzung gibt, wie lange einzelne Frauen noch Kinder bekommen können. Grundlage der weiblichen Fruchtbarkeit ist die sogenannte Eizellreserve, die bestimmt, bis zu welchem Alter Frauen fruchtbar sind. Das Alter variiert sehr stark: manche Frauen sind bereits mit Ende 20 unfruchtbar, etwa 25% schon Mitte 30. Die *ivary*-Software basiert auf Daten von mehr als 130.000 Frauen inklusive einer von *ivary* durchgeführten multizentrischen klinischen Studie mit 1.000 Frauen. Der Test wird zu Hause durchgeführt und garantiert maximale Privatsphäre. Das Ziel von *ivary* ist, Frauen und Paaren informierte Entscheidungen bei ihrer Familienplanung zu ermöglichen. (<https://www.ivary.io/de>)

„Den Menschen mit Genauigkeit kennen“ und „mit Freiheit beurtheilen, wozu er sich entwickeln kann“ – Wilhelm von Humboldts *Horen*-Beiträge und die Anthropologie des 18. Jahrhunderts*

Anette Mook

„To know the human being precisely“ and „to judge freely what he can become“ – Wilhelm von Humboldt's *Horen*-Essays and Anthropology of the 18th century

Abstract

Like his younger brother Alexander, Wilhelm von Humboldt had early contact with works of the late Enlightenment, which regarded man with all his physical, emotional and spiritual characteristics as a part of nature. In accordance with this holistic view of the world, the natural sciences laid the foundation for Wilhelm von Humboldt's subsequent preoccupation with the human. It is only against this background that the two essays published in 1795 in Schiller's *Die Horen*, which regard sexuality as a fundamental characteristic of the „whole human“, can be understood. Although Wilhelm, out of consideration for Schiller, erased the traces of his empirical studies, their influence can be ascertained in various parts of the texts. The two *Horen* essays, in particular, demonstrate the closeness of the Humboldt brothers in regard to their understanding of nature.

Keywords: Anthropology, Vitality, Holism, „Whole human“, Natural sciences, Interaction of male and female force

Zusammenfassung

Wie sein jüngerer Bruder Alexander kam Wilhelm von Humboldt schon früh mit Werken der Spätaufklärung in Berührung, die den Menschen mit all seinen physischen, emotionalen und geistigen Ausprägungen als Teil der Natur betrachteten. Gemäß dieser holistischen Weltbetrachtung bildeten die Naturwissenschaften auch für Wilhelm von Humboldt das Fundament für eine Beschäftigung mit dem Menschen. Nur vor diesem Hintergrund lassen sich seine 1795 in Schillers *Die Horen* veröffentlichten Aufsätze verstehen, welche die Geschlechtlichkeit als grundsätzliches Charakteristikum für den „ganzen Menschen“ betrachten. Obwohl Wilhelm aus Rück-

sicht auf Schiller die Spuren seiner empirischen Studien getilgt hat, lassen sich deren Einflüsse an verschiedenen Stellen der Texte nachweisen. Besonders die *Horen*-Aufsätze lassen erkennen, wie stark verbunden sich die Brüder Wilhelm und Alexander in ihrem Naturverständnis fühlten.

Schlüsselwörter: Anthropologie, Lebenskraft, Holismus, der „ganze Mensch“, Naturwissenschaften, Wechselwirkung männlicher und weiblicher Kraft

Das Bemühen um eine ganzheitliche Weltsicht

Wilhelm von Humboldt ist uns heute in erster Linie als bedeutender Sprachwissenschaftler des 19. Jh. bekannt, als Gründer der Universität Berlin und als Verfechter des humanistischen Bildungsideals. Vor allem aber gilt er als weltfremder Gelehrter, als der „Weise aus Tegel“ (Jaetzlau, 1975), der sich ausschließlich den schöngestigen Dingen widmete (Berglar, 1991, 136). Zu dieser einseitigen Sichtweise hat nicht zuletzt Wilhelm von Humboldt selbst beigetragen. Am Ende seines Lebens inszenierte er sich als einsamen Philosophen, der sich nicht um das profane Leben kümmert. So schrieb er 1824 in einem Brief an seine Freundin Charlotte Diede: „Naturwissenschaften haben mich nie angezogen. Es fehlte mir auch der auf die äussern Gegenstände aufmerksam gerichtete Sinn“ (Wilhelm von Humboldt, 1909, Bd. I, 100).

Doch diesem Selbstportrait von Humboldt dürfen wir keinen Glauben schenken. Es gibt zahlreiche Texte, die eindrücklich belegen, wie groß Wilhelms Interesse an den Naturwissenschaften war. Gerade in jungen Jahren hörte er Vorlesungen beim Physiologen Johann Friedrich Blumenbach in Göttingen und beim Arzt und Anatomieprofessor Justus Christian Loder in Jena. Er unternahm mit seinem Bruder Alexander galvanische Versuche – ja, er hatte sogar die Absicht, eine Monographie des Keilbeins zu schreiben (Geiger, 1887, Bd. 8, 63). Auch schätzte der Bruder Alexander sein grosses Geschick im Sezieren von Fröschen und

* Die Zitate im Titel stammen aus Humboldts Entwurf zu einem „Plan einer vergleichenden Anthropologie“, der 1795 in Paris entstanden und wie viele seiner frühen Schriften Fragment geblieben ist (Wilhelm von Humboldt, 1980–1996, Bd. I, 338).

anderen Tieren sehr. So bemerkte dieser in einem Brief an Marcus Herz vom 15. Juni 1795 etwas spöttisch: „Wilhelm lebt und webt in den Cadavern. Er hat sich einen ganzen Bettelmann gekauft und (wie Göthe ihm schreibt) frisst menschliches Gehirn“ (Lessing, 1915, Bd. 2, 112).

Warum aber interessierte sich der junge Wilhelm von Humboldt so sehr für die Anatomie und Physiologie der Tiere? Eine Antwort auf diese Frage finden wir in seiner Abhandlung „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur“, die 1795 in den *Horen* erschien, einer von Friedrich Schiller gegründeten Zeitschrift. In diesem Aufsatz, der wie alle übrigen Beiträge anonym erschienen ist, formuliert Wilhelm eine grundlegende Tatsache für die Anthropologie: Der Mensch ist mit allen seinen physischen, sinnlichen und geistigen Ausprägungen in die belebte Natur integriert. Mehr noch: Körper und Geist sind beide den gleichen Naturgesetzen unterworfen.

Zudem zeigten die modernen empirischen Naturwissenschaften des 18. Jh. und die zahlreichen Entdeckungen der Naturforscher außerhalb Europas eines immer deutlicher: Der Mensch ist ein natürliches Wesen, das wie jedes andere Tier erforscht werden kann. Der Mensch verlor seine göttliche Sonderrolle.

Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass sich auch der ältere von Humboldt für die Studien seines Bruders Alexander interessierte. Beide Brüder waren mit der Naturgeschichte des 18. Jh. vertraut. Die neuere Naturgeschichte versuchte, den Dualismus zwischen Körper und Geist zu überwinden. Denn seit Descartes stand dieser Dualismus einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Menschen im Wege.

Doch welche Kraft ist dafür verantwortlich, dass sich die verschiedenen organischen Lebewesen so unterschiedlich entwickeln können? Warum ist der Mensch nicht nur auf seine Instinkte beschränkt, sondern erreicht höhere intellektuelle Fähigkeiten als alle übrigen Tiere?

Die Suche nach der Lebenskraft

Gestützt auf die Beobachtungen des Physiologen Albrecht von Haller (1708–1777), postulierten damalige Forschungen – besonders diejenigen von Johann Friedrich Blumenbach – einen Bildungstrieb, einen *nisus formativus* (Blumenbach, 1791, 31). Dieser Bildungstrieb wäre vom Augenblick der Zeugung bis zum Tod in einem Lebewesen wirksam und verantwortlich für sämtliche Entwicklungen. Die immer besseren Mikroskope erlaubten es, die Vorgänge im Innern des Organismus besser zu erkennen und zu verstehen. Wissenschaftler wie Johann Friedrich Blumenbach, Caspar Friedrich Wolff oder Charles Bonnet setzten eine neue Sichtweise

der Natur durch. Die Ontogenese und Phylogenese, die Entwicklung eines Lebewesens und die Entwicklung von Pflanzen- und Tierarten, rückten nun in den Fokus der jüngeren Wissenschaftler.

Auch Alexander und Wilhelm von Humboldt suchten nach dieser besonderen Kraft, die sie Lebenskraft – *vis vitalis* – nannten (Humboldt, A. v., 1793, 135). Sie führten selbst praktische Experimente an verschiedenen Lebewesen durch und hofften, mit galvanischen Versuchen zeigen zu können, dass diese Lebenskraft in jedem Lebewesen wirksam ist. Sie würde es erlauben, sämtliche Vorgänge im Körper zu erklären. Die Lebenskraft sollte nicht nur alle physischen Bedürfnisse wie Ernährung, Schlaf und Sexualität begründen, sondern auch Emotionen und Gedanken. Ob bewusste oder unbewusste Bewegungen im Körper – gemäß ihrer Hypothese beruht alles auf der Lebenskraft, von der Geburt bis zum Tod. Sie ist das einzige Indiz, das uns den Unterschied zwischen Organischem und Anorganischem erkennen lässt. Mit diesem Wissen um die grosse Bedeutung der Naturwissenschaften für den jungen Wilhelm von Humboldt lassen sich nun auch die beiden Geschlechteraufsätze in Schillers *Horen* besser verstehen.

Die *Horen*-Aufsätze

Schon kurze Zeit nach der anonymen Veröffentlichung der Aufsätze „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur“¹ sowie „Über die männliche und weibliche Form“² im Jahre 1795 wurde Wilhelm von Humboldt als Verfasser enttarnt. Die zahlreichen Rezensionen der Leser fielen meist sehr kritisch aus. Besonders getadelt wurde Wilhelms unklare Ausdrucksweise, die ein Verständnis der Texte oftmals verunmöglichte. So gestand ein anonymes Rezensent in den *Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes*, „dass er nicht zu den Adepten gehört, die den geheimen Sinn dieses Aufsatzes zu deuten vermögen“ (Braun, 1882, II, 48). Besonders dürfte es Humboldt geschmerzt haben, dass sich Immanuel Kant, den er so sehr bewunderte, negativ über die Aufsätze äußerte (Humboldt, W. v., 1917, 182 f).

1 Humboldt, W. v., 1980–1996. Bd. I, 268–295. Erstveröffentl. in *Die Horen*, 1795. Band I, 2. Stück, 99–132. Cotta, Tübingen.

2 Humboldt, W. v., 1980–96. Bd. I, 296–336. Erstveröffentl. in *Die Horen*, 1795. Erster Band, 3. Stück, 80–103; Zweiter Band, 4. Stück, 14–40.

Doch worum geht es inhaltlich in den *Horen*-Aufsätzen?

Wilhelm sieht die Einheit der gesamten Natur im Wesentlichen von zwei Kräften bestimmt: einer männlichen und einer weiblichen Kraft. Diese beiden Kräfte, welche Teil der fundamentalen Lebenskraft sind, ermöglichen den unendlichen Fortschritt der Natur, indem sie dialektisch aufeinander einwirken (Humboldt, W. v., 1980–96, I, 277). Aus dem Zusammenspiel der endlichen Individuen wird neues Leben erzeugt. Der ununterbrochene Prozess von Zeugung, Erhaltung und Tod wird durch das Prinzip der Zweigeschlechtlichkeit in Gang gehalten und dem Ideal eines harmonischen Ganzen entgegengeführt (ebd., 294). Wilhelm reduziert aber die männliche und weibliche Kraft nicht auf das Körperliche, sondern überträgt sie auch auf die moralischen und intellektuellen Ausprägungen, insbesondere beim Menschen. Dem Prinzip der männlichen Kraft werden die Eigenschaften Energie, Form, Vernunft und Wirkung zugeschrieben, dem der weiblichen Kraft hingegen empfangende Fülle, Stoff, Fantasie und Rückwirkung (ebd., 278f). Somit wird das gesamte Leben der Menschen durch diese zwei Kräfte geprägt, sowohl ihre Körperlichkeit als auch ihre intellektuellen und kulturellen Tätigkeiten. Dichtung und Kunst werden ebenfalls durch die Wechselwirkung einer männlichen und einer weiblichen Kraft erschaffen.

Männliches und Weibliches ist aber nie strikt voneinander getrennt. Sie sind in jedem Lebewesen in unterschiedlichem Masse enthalten. Denn die männliche Energie und der weibliche Stoff können nicht allein existieren. Allein würden sie in Selbsterstörung enden (ebd., 294).

Für diese eher abstrakten Gedanken gab es eine ganz konkrete Beobachtung. Wilhelm lässt den Leser zwar darüber im Dunkeln. Aber wir finden in den Aufzeichnungen der Galvanischen Versuche seines Bruders Alexander eine höchst interessante Stelle. So steht in einer Anmerkung zu seinen *Versuchen über die gereizte Muskel- und Nervenfasern* (1797):

„Wer recht viel Frösche secirt, oder den Geschlechtscharakter derselben, wenigstens in der Begattungszeit, aus ihren Händen bestimmen kann, wird die Behauptung, dass die weiblichen Frösche reizbarer, als die männlichen sind, auf Experimente gegründet finden, die nicht, wie manche chemische, a priori oder ex anticipatione mentis, angestellt sind.“ (Bd. I., 24f, Anm.*)

Das Bemerkenswerte an dieser Stelle ist, dass Alexander von Humboldt anschließend ausdrücklich auf die beiden Ausätze seines Bruders in den *Horen* verweist: „Vergleiche meines ältern Bruders, Wilhelm v. Humboldt Abhandlungen über den Geschlechts-Unterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur, und über die männliche und weibliche Form, in den *Horen*“ (ebd.).

Offenbar regten die festgestellten physiologischen Geschlechtsunterschiede der Frösche Wilhelm zu seinen *Horen*-Aufsätzen an. Wilhelm bedauerte später, dass er in den Aufsätzen die Beispiele aus der Naturgeschichte weggelassen hatte (Humboldt, W. v., 1917, 199). Doch war Schiller daran nicht ganz unschuldig. In einem Brief vom 30. Januar 1795 an den Verleger Cotta wies er nachdrücklich darauf hin, die Zitate von Alexander von Humboldt und Johann Friedrich Blumenbach wegzulassen: „In dem Aufsatz über den Geschlechts-Unterschied werden die beyden Citate von Blumbach und Alex. von Humboldt weggelassen. Vergessen Sie das ja nicht“ (Humboldt, W. v., 1917, 172).

Doch es gibt noch einen weiteren Grund, warum die *Horen*-Aufsätze für die meisten Leser unverständlich waren. Zu oft stellen Sätze wie die Folgenden den Leser vor ein Rätsel. Im Aufsatz „Über die männliche und weibliche Form“ schreibt Humboldt:

„Dagegen ist der Thätigkeit des Menschen schlechterdings keine einzelne Richtung ausschliesslich vorgeschrieben; was seiner Natur unmittelbar versagt scheint, dazu kann er die innern Schwierigkeiten durch Uebung, die äussern durch allerlei Hülfsmittel entfernen und das gänzlich Unmögliche selbst kann er wenigstens verlangend versuchen.“ (Humboldt, W. v., 1980–96, I, 311f)

Diese Stelle gibt in knappen Sätzen das Kernthema von Johann Gottfried Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784–1791) wider.

Gemäss Herder ist der Mensch mit all seinen Instinkten, Emotionen und intellektuellen Fähigkeiten ein natürliches Wesen, eingebettet in einen Gesamtzusammenhang der Natur. Gegenüber den Tieren ist er an Instinkten und natürlichen Fähigkeiten unterlegen. Doch mit seiner Vernunft kann er alle diese Mängel ausgleichen. Er ist nicht mehr an die Instinkte gebunden und ist in der Lage Werkzeuge zu gebrauchen und intellektuelle Fähigkeiten zu entwickeln. Dazu ist er jedoch nur deshalb in der Lage, weil er sich aufrecht fortbewegt und seine Hände frei gebrauchen kann. Der aufrechte Gang ist also die Voraussetzung für die Entwicklung von Vernunft und Sprache. Humboldt umschreibt diesen aufrechten Gang indes wenig verständlich:

„Diese Eigenthümlichkeit nun verräth auch unmittelbar seine Gestalt, und das unterscheidende physiognomische Merkmal derselben ist eine solche Beschaffenheit der Bildung, mit welcher selbst der Gedanke des Zwangs unverträglich, und die nur durch Freiheit erklärbar ist.“ (Humboldt, W. v., 1980–96, Bd. I., 311f)

Es war vor allem Herders These, dass der aufrechte Gang die Vernunft des Menschen hervorbringt, die eine heftige Kritik von Immanuel Kant provozierte und Herder auf Jahrzehnte

diskreditierte. Denn gemäss Kant zwingt sich der Mensch zum Aufrechtgehen, gerade weil er Vernunft besitzt (Kant, I., 1968, Bd. VI, 769). Möglicherweise verhinderte diese Kritik, die Humboldt als eifriger Kantleser gewiss kannte, eine genauere Formulierung dieser fundamentalen herderschen These in Wilhelms *Horen*-Aufsätzen.

Die Zweigeschlechtlichkeit, die erst die gesamte Natur weiterentwickelt, ist aber Wilhelm von Humboldts eigene These. Indem er das Männliche und Weibliche als diejenigen Eigenschaften erkennt, die grundlegend sind für den menschlichen Charakter, formuliert er eine neue Anthropologie, die nicht nur den Mann, sondern gleichberechtigt auch die Frau umfasst. Beide Geschlechter sind grundlegend für die Kultur.

Später fand Wilhelm von Humboldt doch noch eine gewisse Genugtuung, als er entdeckte, dass er immerhin in der Naturgeschichte gewürdigt wurde. In einem Brief an Schiller schrieb er voller Stolz:

„Ich weiss nicht, ob ich Ihnen schon schrieb, dass in Ludwigs Naturgeschichte des Menschen bei der Kenntniss der Geschlechter auf meine Aufsätze verwiesen ist? Sie sehn, dass die *Horen* in naturhistorischen Büchern Glück machen.“ (Wilhelm von Humboldt, 1917, 189).³

Im Antwortbrief wenige Tage später zeigt sich Schiller amüsiert über Wilhelms Mitteilung, bezieht jedoch dessen Erfolge in naturwissenschaftlichen Kreisen auch auf seine eigenen Aufsätze! (Humboldt, W. v., 1917, 189f).

Literatur

- Arz, M., 1996. Literatur und Lebenskraft. Vitalistische Naturforschung und bürgerliche Literatur um 1800. M & P Verlag für Wissenschaft und Forschung, Stuttgart.
- Berglar, P., 1991. Wilhelm von Humboldt. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.
- Blumenbach, J.F., 1791. Über den Bildungstrieb. 3. Auflage. Dieterich, Göttingen.
- Borsche, T., 1990. Wilhelm von Humboldt. C.H. Beck, München.
- Bratranek, F.T. (Hg.), 1876. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (1795–1832). Brockhaus, Leipzig.
- Braun, J.W., 1882. Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. 1. Abteilung: Schiller: 1. Bd. 1781–1793. 2. Bd. 1794–1800. Schlicke, Leipzig.

³ Brief vom 28. September 1795. Die Rede ist von Christian Friedrich Ludwig, Grundriss der Naturgeschichte der Menschenspecies. Leipzig, 1796. Erwähnt wird allerdings nur der zweite *Horen*-Aufsatz „Ueber die männliche und weibliche Form“ (303). Auch geht Ludwig nur kurz in Kapitel XII auf die äußerlichen Geschlechtsunterschiede von Mann und Frau ein.

- Dippel, L., 1990. Wilhelm von Humboldt. Aesthetik und Anthropologie. Königshausen & Neumann, Würzburg.
- Frohling, S., Reuss, A., 1999. Die Humboldts. Lebenslinien einer gelehrten Familie. Nicolai, Berlin.
- Geier, M., 2009. Die Brüder Humboldt. Eine Biographie. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.
- Geiger, L. (Hg.), 1887. Goethe Jahrbuch. 8. Bd. Frankfurt a.M.
- Hammacher, K. (Hg.), 1976. Universalismus und Wissenschaft im Werk und Wirken der Brüder Humboldt. Studien zur Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts, Bd. 31. Klostermann, Frankfurt a.M.
- Herder, J.G., 1984–2002. Werke. Hg. von W. Pross. 3 Bde. Hanser, München. Erstausgabe: 1784–1791. Johann Friedrich Hartknoch, Riga.
- Humboldt, A. v., 1793. Florae Fribergensis specimen. Planta cryptogamicas praesertim subterraneas exhibens. Accedunt aphorismi ex doctrina physiologiae chemicae plantarum. Berlin.
- Humboldt, A. v., 1797. Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern nebst Vermuthungen über den chemischen Process des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt. 2 Bde. Posen/Berlin.
- Humboldt, W. v., 1980–1996. Werke in fünf Bänden. Hg. von A. Flitner und K. Giel. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.
- Humboldt, W. v., 1909. Briefe an eine Freundin. Hg. von A. Leitzmann. 2 Bde. Insel, Leipzig.
- Humboldt, W. v., 1917. Über den Geschlechtsunterschied. Über die männliche und weibliche Form. Hg. von F. Giese. Wendt & Klauwell, Langensalza.
- Jahn, I., 1969. Dem Leben auf der Spur. Die biologischen Forschungen Alexander von Humboldts. Urania-Verlag, Leipzig/Jena/Berlin.
- Jaetzl, A.H., 1975. Der Weise aus Tegel. Kleines Wilhelm von Humboldt-Brevier. Eigenverlag.
- Kant, I., 1968. Werkausgabe. Hg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt a.M.
- Kessel, E., 1967. Wilhelm von Humboldt. Idee und Wirklichkeit. Koehler Verlag, Stuttgart.
- Leroux, R., 1945. La métaphysique „sexuée“ de Guillaume de Humboldt. Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, 107, 23–51.
- Leroux, R., 1958. L'anthropologie comparée de Guillaume de Humboldt. Fascicule 135. Paris/Strasbourg.
- Lessing, G. (Hg.), 1915. Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung. Berlin.
- Pross, W., 1997. „Ein Reich unsichtbarer Kräfte“. Was kritisiert Kant an Herder? In: Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften. Hg. von L. Danneberg, W. Schmidt-Biggemann, H. Thomé, F. Vollhardt. Bd. 1. Max Niemeyer Verlag, Tübingen.
- Sauter, C.M., 1989. Wilhelm von Humboldt und die deutsche Aufklärung. Duncker und Humblot, Berlin.
- Schings, H.-J. (Hg.), 1994. Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG – Symposium 1992. Metzler, Stuttgart/Weimar.
- Trabant, J., (Hg.), 1981. Logos Semantikos. Studia Linguistica in honorem E. Coseriu. Bd. I. Geschichte der Sprachphilosophie und der Sprachwissenschaft. de Gruyter, Berlin.
- Wagner, H.-J., 2002. Wilhelm von Humboldt. Anthropologie und Theorie der Menschenkenntnis. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.

Otto Gross (1877–1920), Psychiater, Psychoanalytiker, Anarchist, Drogensüchtiger – ein Paradiessucher, der seiner inneren Hölle nicht entkommen konnte

Bernd Nitzschke

Otto Gross (1877–1920), Psychiatrist, Psychoanalyst, Anarchist, Drug Addict – A Paradise Seeker Who Could Not Escape His Internal Hell

Abstract

Otto Gross, an early follower of Sigmund Freud, interpreted psychoanalysis „sexual immoralistically“ and wanted it to be understood as a means of political emancipation. His theory of sexual liberation soon came into conflict with Freud's views. Gross' struggle against the father (i.e., against authority) and the (self-) destructive relationships he maintained with women, in whom he sought (and fought against) the „mother“ are highlighted by selected examples.

Keywords: Otto Gross, Sigmund Freud, C.G. Jung, History of psychoanalysis, Sexual revolution, Anarchism

Zusammenfassung

Otto Gross, ein früher Anhänger Sigmund Freuds, interpretierte die Psychoanalyse „sexualimmoralistisch“ und wollte sie als Mittel der politischen Emanzipation verstanden wissen. Seine Theorie der sexuellen Befreiung geriet allerdings bald in Widerspruch zu den von Freud vertretenen Auffassungen. Der Kampf gegen den Vater (sprich: gegen die Autorität) und der (auto)destruktive Umgang, den Otto Gross mit Frauen unterhielt, in denen er die „Mutter“ suchte (und bekämpfte) werden anhand ausgewählter Beispiele hervorgehoben.

Schlüsselwörter: Otto Gross, Sigmund Freud, C.G. Jung, Geschichte der Psychoanalyse, sexuelle Revolution, Anarchismus

Wer war Otto Gross?

Wäre diese Frage Mitte des 20. Jh. gestellt worden, hätten nur wenige Spezialisten eine Antwort geben können. Kenner der Frühgeschichte der Psychoanalyse hätten vielleicht den zweiten Band der von Ernest Jones verfassten Freud-Biographie zitiert, in dem es heißt, Otto Gross habe mit seiner Frau Frieda

am 26. April 1908 an der „Zusammenkunft für Freudsche Psychologie“ (Jones, 1960, 57f) in Salzburg teilgenommen, einem Treffen, das später als 1. Internationaler Psychoanalytischer Kongress bezeichnet wurde. Kenner der Boheme in Schwabing und Ascona im frühen 20. Jh. hätten hinzugefügt, Gross habe psychoanalytische Behandlungen im Cafehaus durchgeführt. Historiker des Anarchismus hätten Erich Mühsam und Franz Jung genannt, mit denen Gross befreundet war. Und Literaturwissenschaftler hätten Romanfiguren dechiffriert, um das Vexierbild des Otto Gross so zu veranschaulichen:

- „Dr. Askonas“ alias Dr. Gross: „Er macht den Eindruck eines blassen schwächlichen Gymnasiasten, dem das schmale schwarze Bärtchen eben zu keimen beginnt“ (Max Brod, 1919, 19).
- „Dr. Kreuz“ alias Dr. Gross: „Wer das fanatische Vogelgesicht, das aus leicht getöntem Porzellan zu sein schien, einmal gesehen hatte, vergaß es nie“ (Leonhard Frank, 1952, 17).
- „Dr. Hoch“ alias Dr. Gross: „Bemüht, wie ein normaler Mensch zu schreiten, führte er die einzelnen Phasen jedes Schrittes so exakt aus, daß der Gang wie ein gespenstischer Tanz erschien, als sei der Körper innen mit Drähten durchzogen, die irgend jemand, vielleicht auf den Dächern drüben, in diese unheimliche verlangsamte Bewegung setzte“ (Johannes R. Becher, 1975, 350f).
- „Mr. Noon“ alias Dr. Gross: „Er ließ einen nie schlafen. Er redete und redete. Oh, er war so phantastisch. Ich bin einmal mit ihm in einen Zoo gegangen. Und wissen Sie was, er konnte die Tiere, indem er sie bloß ansah, erregen, bis sie beinahe wahnsinnig wurden“ (D.H. Lawrence, 1985, 186).

In jedem der vier Statements wird dem Leser ein anderer Wesenszug des Psychoanalytikers und Anarchisten Otto Gross vor Augen geführt. Max Brod erkannte die Entwicklungshemmung, die Otto Gross mit Hilfe jahrzehntelangen Drogenkonsums kompensierte. Als er 1913 zum wiederholten Male in einer psychiatrischen Anstalt einsaß, gab er zu Protokoll: „Ich habe übrigens fast Alles, was ich publiziert [d.h. Beiträge zur Psychiatrie, Psychoanalyse und Theorie der Gesellschaft einschließlich der von ihm so genannten „sexuellen Revolution“], im Doppelrausch durch Cocain und Morphium oder Opium von solcher Art geschrieben, dass ich die Zimmerdecken nicht

mehr ausnahm und eine Illusion von einem goldenen Gewölbe hatte“ (zit. in Berze & Stelzer, 1999–2000, 26). Leonard Frank hob den damit verbundenen Fanatismus hervor, mit dem Gross aller Welt zu Leibe rückte, während Johannes R. Becher den Eindruck wiedergab, Gross trete so auf, als werde er von unheimlichen Mächten gesteuert. Und D.H. Lawrence benutzte eine Metapher für die hypnotische Kraft, mit der Gross das animalische Begehren der Menschen anstachelte, die er sich zueigen machte, indem er ihnen versprach, er könne sie von Hemmungen, Ängsten und Zwängen befreien.

Für Otto Gross war Polyamorie kein Fremdwort. Er praktizierte die von ihm aufgestellten „sexualimmoralistischen“ Grundsätze hemmungslos. An Else von Richthofen, verheiratete Jaffé, schreibt Gross' Frau Frieda im März 1907: „Wir haben einen Pact geschlossen, dass er von mir absolute Freiheit haben soll und ich halte den Pact. [...] Nachts geht er Dschiu-Dschitsu und dann teil ich ihn meist mit [Erich] Mühsam, [Leonhard] Frank oder [Sophie] Benz“ (zit.n. Bertschinger-Joos, 2004, 74). 1909 kommt es zum „Dreiergespann Ernst Flick, Frieda Gross und Otto Gross“ (Bertschinger-Joos & Butz 2014, 67). In manchen Fällen gab sich Otto Gross mit der Position des teilnehmenden Beobachters zufrieden; in anderen wurde er selbst aktiv. Else Jaffé gebar ihm im selben Jahr (1907) einen Sohn wie seine Ehefrau, mit der Else seit Jugendjahren eng befreundet war. Beide Mütter nannten ihren Sohn Peter. Otto Gross führte auch Frieda von Richthofen, Elses Schwester, die damals noch mit Ernest Weekley verheiratet war (später wurde sie dann die Muse von D.H. Lawrence und damit das Vorbild der „Lady Chatterley“), in die „freie“ Liebe ein (Hurwitz, 1979, 117).

Auch wenn es galt, Patienten zu kurieren, blieb Otto Gross den von ihm aufgestellten sexualimmoralistischen Grundsätzen treu. Dazu heißt es in einem Brief C.G. Jungs an Freud vom 25. November 1907:

„Dr. Groß hat mir gesagt, er habe die Übertragung auf den Arzt gleich wieder weg, da er die Leute zu Sexualimmoralisten mache. Die Übertragung auf den Arzt und ihre anhaltende Fixation sei nur Monogamiesymbol [...]. Der wahrhaft gesunde Zustand für den Neurotiker sei die sexuelle Immoralität“ (Freud, Jung, 1974, 99f).

Selbst als sich Lotte Hattemer 1906 und Sophie Benz 1911 nicht anders als durch Selbstmord aus den Armen ihres „Psychoanalytikers“ zu befreien wussten, begriff sich Otto Gross noch als fürsorglicher Arzt. Er urteilte als Experte (1905 hatte er sich als Psychiater im Fach Psychopathologie habilitiert), die beiden Frauen hätten an einer unheilbaren Geisteskrankheit („Dementia praecox“) gelitten. Daher habe er das „Gift“ in greifbarer Nähe liegen lassen, mit dem sich Lotte Hattemer umbrachte. „Ich bekenne mich zur Euthanasie, ein schöner Tod ist besser als ein geringer Wahrscheinlichkeitsgrad der Heilung“ (zit. n. Berze & Stelzer, 1999–2000, 25). Und auch „bei der Benz hätte ich, wenn ich nicht mehr analytisch ein-

greifen konnte, die Pflicht gehabt, sie zu vergiften“ (ebd.), ließ Gross die Psychiater wissen, die ihn untersuchten, als er 1913 in der Irrenanstalt Tulln einsaß. Im Fall der Sophie Benz, einer Malerin, mit der Gross mehrere Jahre befreundet war, bevor sie (laut Gross) psychotisch wurde, endete die Verquickung von Liebhaber und Arzt allerdings besonders tragisch:

„Ich habe bis zum letzten Augenblick den Glauben festgehalten, dass es noch möglich wäre, analytisch einzuwirken. [...] Ich habe die Gifte, die ich nehme und seit dem Ausbruch ihrer Geisteskrankheit in hohen Dosen einzunehmen anfieng, irgendwie vor ihr verwahrt. Mit diesen Giften – Cocain und Opium – hat sie den Suicid begangen, drei Schritte hinter mir, als ich gerade am Kamin sass und ins Feuer schaute“ (zit. n. Berze & Stelzer, 1999–2000, 27).

Anders als Otto Gross, der meinte, er habe seinen Liebhaberinnen einen letzten Dienst erwiesen, urteilte die Justiz. 1912 wurde Gross wegen Mord und Beihilfe zum Selbstmord steckbrieflich gesucht. Der Vater, der Jura-Professor Hans Gross, der als Begründer der Kriminalistik gilt, versuchte nun alles, um den Sohn vor einer Verurteilung zu bewahren. Er ließ ihn in Berlin, wo er bei Franz Jung Zuflucht gefunden hatte, aufspüren und in die Irrenanstalt Tulln verbringen. Ottos Freunde warfen dem Vater Verschleppung vor und starteten eine Pressekampagne mit dem Ziel, den Sohn aus der Psychiatrie zu befreien (Anz & Jung, 2002). Der Vater hätte diese Revoluzzer, die sein Sohn als Avantgarde verklärte, am liebsten mit anderen Degenerierten in Strafkolonien verbannt (Gross, H., 1905/06).¹

1914 wurde Otto Gross wegen „Wahnsinns“ entmündigt. Damit konnte er strafrechtlich nicht mehr belangt werden. Der Vater, der ihn stets finanziell unterstützt hatte (und damit auch dessen Drogenkonsum finanzierte, das heißt: der Vater war co-abhängig), wurde zum Vormund des Sohnes bestellt. Ein Jahr später starb der Vater – und jetzt stand der Sohn mit leeren Händen da. Er hatte mit dem Vater auch den Halt verloren, den er im Kampf gegen den Vater fand. Jetzt konnte er die inneren Gegner nicht mehr in der Gestalt des Vaters bündeln und bekämpfen. Franz Jung schrieb über den Zustand des Sohnes nach dem Tod des Vaters, sein „Verhalten erhält stark infantilen Charakter. Er scheint dem Untergang geweiht“ (Jung, 1980, 135). Im Februar 1920 war es dann soweit. Otto Gross, der noch immer drogensüchtig war, wurde halb erfroren und verhungert auf einer Straße in Berlin gefunden. Wenige Tage später – kurz vor seinem 43. Geburtstag – ist er an den Folgen einer Lungenentzündung gestorben. 1913 hatte Gross in der Irrenanstalt Tulln zu Protokoll gegeben:

¹ Vgl. Franz Kafka, In der Strafkolonie, (1919). Kafka war 1903 an der Prager Universität einer der Hörer von Hans Gross (Ferk, J., 2003; Rothe, R., 2005). Fünfzehn Jahre später besprach Kafka mit dessen Sohn Otto die Gründung einer Zeitschrift, die den Titel Blätter zur Bekämpfung des Machtwillens tragen sollte.

„Mein ganzes Leben war doch nur daraufhin ausgehend, die Autorität, z.B. die des Vaters, zu stürzen, für mich gibt es nur das Mutterrecht, das Hordenrecht. [...] Wenn ich also das Werk vollende, so soll mit mir geschehen, was immer auch sei. Eigentlich möchte ich bis zum 45. Lebensjahre leben, dann möchte ich zugrunde gehen, [...] am liebsten bei einem anarchistischen Attentate [...]. Das wäre für mich das Schönste.“ (Berze & Stelzer, 1999–2000, 31)

So stellte sich der Rebell gegen die väterliche Autorität den heroischen Abgang vor, doch sein tatsächlicher Tod im Spital war – erbärmlich.

Was hat Otto Gross der Welt hinterlassen?

Das Werk von Otto Gross umfasst etwa drei Dutzend Titel, darunter fünf zwischen 1901 und 1920 publizierte Monographien. Von der Psychiatrie kommend, wandte er sich der Psychoanalyse zu, die er mit anarchistischen Auffassungen anreichern und als Anleitung zur sexualimmoralistischen Befreiung der Menschheit verstanden wissen wollte. Die postum erschienene Arbeit *Drei Aufsätze über den inneren Konflikt* (1920) kann als Gesamtschau gelten. Darin wird die Kritik der patriarchalen Gesellschaft (politische Ökonomie) mit der Kritik der Kleinfamilie (Soziologie) verbunden, in der sich der Konflikt zwischen dem Kind und den Eltern abspielt (Familiendynamik), ein Konflikt, der verinnerlicht und damit zum „inneren“ Konflikt zwischen dem Eigenen und dem Fremden wird (Psychodynamik). Im Sexualleben der Erwachsenen wird dieser verinnerlichte Konflikt dann wieder nach außen gekehrt und als Konflikt zwischen dem Wunsch, das Liebesobjekt sadistisch zu beherrschen, und dem Wunsch, sich dem Liebesobjekt masochistisch zu unterwerfen (Beziehungsdynamik), erneut zwanghaft in Szene gesetzt.

Otto Gross steht damit am Anfang der Reihe der Psychoanalytiker (und der ihnen folgenden Autoren des Frankfurter *Instituts für Sozialforschung*), die die Seele des autoritär sozialisierten Menschen als Ort beschrieben haben, an dem der innere Kampf zwischen Unterwerfung und Rebellion stattfindet, der im besten aller Fälle zur Befreiung vom Autoritätsgehorsam – und das heißt, zur Autonomie (Individuation) – führen kann (siehe dazu ausführlich Nitzschke, 2010).

Als Mittel der Emanzipation propagierte Otto Gross die „Erlösung“ vom Vaterrecht, beziehungsweise „das Rückgängigmachen aller und jeder Wirkung der falschen Entwicklungsrichtung“, die von der als ursprünglich angenommenen „mutterrechtlich-kommunistischen“ zur gegenwärtigen Gesellschaftsordnung geführt haben soll (Gross, 1919, 51). Franz

Jung erkannte die Ähnlichkeit dieser Befreiungstheologie mit der später von Wilhelm Reich propagierten sexuellen Revolution, die Jung als „Kopie“ (Jung, 1996, 491) der Lehren bezeichnete, die Otto Gross vertrat.

Gross wollte die Regression – Freud forderte die Progression. Der Gegensatz könnte nicht größer sein. Erinnern, Wiederholen (im Sinne des *Nacherlebens*, nicht jedoch des *Auslebens* infantiler Wünsche) und das Durcharbeiten der mit diesen Wünschen verbundenen Konflikte sollten den Patienten nach Auffassung Freuds zur Einsicht führen, dass infantile sexuelle (insbesondere inzestuöse) Wünsche nachträglich (in der Gegenwart) *nicht* mehr zu erfüllen sind. Die Fähigkeit zum Verzicht auf die Erfüllung solcher Wünsche war für Freud ein Zeichen psychischer Gesundheit. In diesem Verzicht erkannte er die Vorbedingung einer von infantilen Zwängen befreiten Liebe. Otto Gross propagierte hingegen das Ausagieren des kindlichen Begehrens, das er als *freie* Liebe verklärte. Daran mag sich Freud erinnern haben, als er Jahre später mit Nachdruck erklärte: „Ein böses und nur durch Unkenntnis gerechtfertigtes Mißverständnis ist es, wenn man meint, die Psychoanalyse erwarte die Heilung neurotischer Beschwerden vom ‚freien Ausleben‘ der Sexualität“ (Freud, 1923, 227).

Zu Lebzeiten war Otto Gross als antibürgerlicher Avantgardist bekannt (und berüchtigt), doch kaum war er gestorben, hatte man ihn schon wieder vergessen. Als 1974 der Briefwechsel zwischen Sigmund Freud und C.G. Jung veröffentlicht wurde, erinnerte man sich wieder an ihn. Otto Gross hatte sich nämlich 1908 zum zweiten Mal (erstmalig 1902) wegen Drogensucht in die Psychiatrische Klinik Burghölzli begeben, wo er diesmal von C.G. Jung „psychoanalytisch“ behandelt wurde. Deshalb spielt Gross in der Korrespondenz der beiden Männer eine wichtige Rolle. Nach anfänglicher Begeisterung – Jung an Freud: „Ich habe alles liegenlassen und alle verfügbare Zeit, tags und nachts, an Groß gewendet, um seine Analyse möglichst zu fördern“ (Freud, Jung, 1974, 169) – endete die zweite Behandlung wie die erste: mit einem Rückfall in die Drogensucht. Gross hatte sich nach sechs Wochen Behandlung mit einem Sprung über die Anstaltsmauer allen weiteren therapeutischen Bemühungen entzogen. Im Rückblick teilte Jung Freud mit:

„Es gibt keine Entwicklung, kein psychologisches Gestern für ihn, sondern die Ereignisse der frühen Kindheit bleiben ewig neu und wirksam, so daß [er] die Ereignisse von Heute mit der Reaktion des sechsjährigen Knaben begrüßt, dem die Frau immer nur die Mutter ist [...]“ (Ebd., 172)

Und weiter heißt es in diesem Brief Jungs an Freud: „[...] in Groß erlebte ich nur allzuviele Seiten meines eigenen Wesens, so daß er mir oft vorkam wie mein Zwillingbruder minus *Dementia praecox*“ (ebd., 173). Freud antwortete, er könne sich „unter *Dementia praecox* [...] nichts Präzises vorstellen“, doch „Paranoia als einen psychologisch-klinischen Typus“ erkenne er an (ebd., 175).

In einem früheren Brief, in dem es ebenfalls um die Klärung des Problems „Paranoia (Dementia praecox)“ ging, hatte Freud an Jung geschrieben: „Sie sind doch der einzige, der auch etwas vom Seinen geben kann; vielleicht noch Otto Groß, der leider nicht gesund genug ist“ (ebd., 140). In seiner Freud-Biographie hat Ernest Jones diese Stelle folgendermaßen umschrieben: Freud habe hier „der Meinung Ausdruck [gegeben], unter seinen Anhängern seien nur Jung und Otto Gross wirklich originelle Denker“ (Jones, 1962, 50). Wenngleich diese Wiedergabe offensichtlich falsch ist, wurde sie in der Literatur über Otto Gross immer von neuem kritiklos wiederholt. Freud hatte jedoch lediglich bemerkt, Jung – und „vielleicht noch“ Gross – könnte „etwas vom Seinen“ zur Aufklärung des Problems der Paranoia beitragen.

Freuds Wortwahl ist an dieser Stelle doppelsinnig, enthält sie doch neben dem *offenen* Hinweis auf die seelische Problematik von Gross implizit auch noch einen *verdeckten* Hinweis auf Jungs psychische Verfassung. Hatte Freud die Seelenverwandtschaft der beiden erkannt, noch bevor Jung Gross als seinen „Zwillingsbruder“ (allerdings – wie Jung betonte – „minus Dementia praecox“) anerkannte? Tatsächlich geriet C.G. Jung einige Jahre später, nach dem Zerwürfnis mit Freud, das zur Trennung führte, in eine tiefe Sinnkrise, in deren Verlauf er von „psychotischen Vision[en]“ heimgesucht wurde, denen er in einem Text Ausdruck gab, „der so außergewöhnlich und so geheimnisvoll war, dass er ihn bis zu seinem Lebensende mit Ausnahme weniger vertrauenswürdiger Freunde niemanden zeigte“ (Bair, 2005, 413).

Und Otto Gross? Er ging – am Ende von allen guten Geistern verlassen – in der inneren Hölle zugrunde, in der er seit seiner Kindheit gefangen war. Mit Hilfe rauschhafter Phantasien von einer besseren – mutterrechtlichen, und das hieß für Gross: einer sexualimmoralistisch befreiten – Welt konnte er daraus immer nur für kurze Zeit entkommen. Die Veröffentlichung des Freud-Jung-Briefwechsels hat dazu geführt, dass man sich an ihn und die bedeutende Rolle wieder erinnert, die Otto Gross in der Beziehung dieser beiden Pioniere der Theorie des Unbewussten spielte. (s. dazu die Rezension des Buches von Gottfried M. Heuer in diesem Heft).

Literatur

- Anz, T., Jung, C. (Hg.), 2002. Der Fall Otto Gross: Eine Pressekampagne deutscher Intellektueller im Winter 1913/14. LiteraturWissenschaft.de, Marburg.
- Bair, D., 2007. C.G. Jung. Eine Biographie. Random House, München.
- Becher, J.R., 1975. Abschied. Aufbau, Berlin/Weimar.
- Bertschinger-Joos, E., 2004. Frieda Gross und ihre Briefe an Else Jaffé.

- Ein bewegtes Leben im Umfeld von Anarchismus, Psychoanalyse und Bohème. LiteraturWissenschaft.de, Marburg.
- Bertschinger-Joos, E., Butz, R., 2014. Ernst Frick 1881–1956. Anarchist in Zürich, Künstler und Forscher in Ascona, Monte Verità. Limmat, Zürich.
- Berze, J., Stelzer, D.K., 1999–2000. Befund und Gutachten über den Geisteszustand des am 15. Dezember 1913 über Auftrag des k.k. Bezirksgerichtes Tulln untersuchten Dr. Gross (geboren 1877, zuständig nach Czernowitz, katholisch, verh. Derzeit im Sanatorium Dr. Bonvicini). *Gegner*, H. 3, 24–36.
- Brod, M., 1919. Das große Wagnis. Wolff, Leipzig/Wien.
- Ferk, J., 2003. Franz Kafka, sein Lehrer Hans Gross und deren Richter. In: Dienes, G., Rother, R. (Hg.), *Die Gesetze des Vaters. Problematische Identitätsansprüche. Hans und Otto Gross, Sigmund Freud und Franz Kafka*. Böhlau, Wien, 82–93.
- Frank, L., 1952. Links wo das Herz ist. Nymphenburger Verlagshandlung, München.
- Freud, S., 1923. „Psychoanalyse“ und „Libidotheorie“. *GW XIII*, Fischer, Frankfurt a.M., 211–233.
- Freud, S., Jung, C.G., 1974. Briefwechsel, hrsg. von W. McGuire, W. Sauerländer. Fischer, Frankfurt a.M.
- Gross, H., 1905/06. Degeneration und Deportation. Politische anthropologische Revue. *Monatsschrift für das moralische und geistige Leben der Völker*, 4, 281–286. Internet: https://archive.org/stream/politischanthrop4190unse/politischanthrop4190unse_djvu.txt
- Gross, O., 1919. Die kommunistische Grundidee in der Paradies-symbolik. In: Ders., *Von geschlechtlicher Not zur sozialen Katastrophe* (hrsg. v. K. Kreiler). Robinson, Frankfurt a.M., 41–54.
- Gross, O., 1920. Drei Aufsätze über den inneren Konflikt. Marcus & Weber, Bonn.
- Hurwitz, E., 1979. Otto Gross. „Paradies“-Sucher zwischen Freud und Jung. Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Jones, E., 1962. Sigmund Freud – Leben und Werk. Bd. 2. Huber, Bern.
- Jung, F., 1980. Von geschlechtlicher Not zur sozialen Katastrophe (1923). In: Otto Gross. *Von geschlechtlicher Not zur sozialen Katastrophe* (hrsg. v. K. Kreiler). Robinson, Frankfurt a.M.
- Jung, F., 1996. Briefe 1913–1963, hrsg. v. S. u. F. Mierau. Werke Bd. 9/1. Nautilus, Hamburg.
- Kafka, F., 1919. In der Strafkolonie. Wolff, Leipzig.
- Ken, R., 2015. A Portrait of the Psychoanalyst as a Bohemian: Ernest Jones and the “Lady from Styria”. In: Bachhiesl, C., Dienes, G., Götz von Olenhusen, A., Heuer, G.M., Kocher, G. (Hg.), *Psychoanalyse & Kriminologie. Hans & Otto Gross – Libido & Macht*. 8. Internationaler Otto Gross Kongress Graz, 14. bis 16. Oktober 2011. LiteraturWissenschaft.de, Marburg.
- Lawrence, D.H., 1985. Mr. Noon. Diogenes, Zürich.
- Nitzschke, B., 2010. Gross Reich Fromm. Der Wille zur Macht. Die Sehnsucht nach Liebe. In: Felber, W., Götz von Olenhusen, A., Heuer, G.M., Nitzschke, B. (Hg.), *Otto Gross, Psychoanalyse und Expressionismus*. 7. Internationaler Otto Gross Kongress Dresden, 3. bis 5. Oktober 2008. LiteraturWissenschaft.de, Marburg, 32–61.
- Rothe, R., 2005. Die Damen in der Strafkolonie. Zu Hans Gross und Franz Kafka. In: Götz von Olenhusen, A., Heuer, G. (Hg.), *Die Gesetze des Vaters*. 4. Internationaler Otto Gross Kongress Robert-Stolz-Museum/Karl-Franzens-Universität Graz, 24.–26. Oktober 2003. LiteraturWissenschaft.de, Marburg, 45–62.

Autor

Dr. phil., Dipl. Psych. Bernd Nitzschke, Psychologischer Psychotherapeut, Psychoanalytiker (DGPT), Stresemannstr. 28, 40210 Düsseldorf, <http://www.werkblatt.at/nitzschke/index.html>, e-mail: bernd.nitzschke@t-online.de

Wie beweist man Unsittlichkeit? Zensurbehörden und Verlage im Widerstreit im Berlin der 1920er Jahre

Florian G. Mildenberger

How Can You Prove Immorality? Censorship and Publishing Houses in Berlin in the 1920s

Abstract

The Penal Code, the Cinema Act of 1920 and the Youth Protection Act of 1926 were used by appraisal committees and police authorities in the Weimar Republic as instruments to remove immoral or youth-endangering writings and films from public circulation. The Berlin publisher Kurt Ehrlich exemplifies the efforts to protect the erotic book market against state paternalism. Ultimately, the Nazis put an end to the production and sale of erotic books.

Keywords: German Penal Code, Youth Protection Act of 1926, Censorship, Kurt Ehrlich

Zusammenfassung

Das Strafgesetzbuch, ein Kinogesetz von 1920 und das Jugendschutzgesetz von 1926 dienten Gutachterausschüssen und Polizeibehörden in der Weimarer Republik als Instrumente um unmoralische bzw. jugendgefährdende Schriften aus dem Verkehr zu ziehen. Der Berliner Verleger Kurt Ehrlich steht beispielhaft für die Anstrengungen, sich gegen staatliche Bevormundung zur Wehr zu setzen. Letztendlich beendeten die Nazis die Existenz des erotischen Buchmarktes.

Schlüsselwörter: Strafgesetzbuch, Jugendschutzgesetz von 1926, Zensur, Kurt Ehrlich

Als im November 1918 das zweite deutsche Kaiserreich zusammenbrach, fielen mit ihm auch die Bestimmungen zur Literatur- und Theaterzensur fort. Doch engagierte Sittenwächter und interessierte Politiker brachten bereits während der Diskussion um die Weimarer Reichsverfassung neue Kontrollmechanismen ins Spiel. Im Mai 1920 trat das Reichslichtspielgesetz in Kraft, welches einem Expertengremium erlaubte, Teile oder ganze Filme von öffentlichen Vorführungen auszunehmen (Binz, 2006, 135). Als zentraler Akteur überdauerte aus den Tagen des wilhelminischen Obrigkeitsstaates der Literaturgutachter Karl Brunner (1872–1944) und die von ihm koordinierte „Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Bilder und Schriften“ der Berliner Polizei (Dobler, 2003, 36; Schütz, 1990).

Der Verdacht der Erregung öffentlichen Ärgernisses bzw. der Gefährdung der Jugend (§§184/184a) war zumeist Brunners Handlungsgrundlage. Dies galt auch für die eventuelle Beschlagnahmung von Druckwerken, Werbematerialien oder Abbildungen. Berüchtigt wurde Brunner durch seine Bekämpfung des Aufklärungsfilms *Anders als die Andern* (1919) (Steakley, 2007) und der Uraufführung des *Reigen* von Arthur Schnitzler (1920) (vgl. Marcuse, 1962, 230). Beim Versuch, die Aufführung von Schnitzlers Meisterwerk zu unterbinden, scheiterte Brunner nicht nur vor Gericht, sondern agierte gegen den ausdrücklichen Willen seiner Vorgesetzten, weshalb er Anfang 1923 zum „freiwilligen“ Rücktritt genötigt wurde. Seine bislang auf Berlin beschränkte „Zentralpolizeistelle“ avancierte aber zum reichsweiten Ansprechpartner selbst ernannter Sittenwächter und lokaler Polizeidienststellen unter der neuen Bezeichnung „Deutsche Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Schriften, Bilder und Inserate“.

Ende 1926 trat das Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften in Kraft, wodurch insbesondere Zeitschriften und Bücher homoerotischen Inhalts ins Visier der staatlichen Gutachterausschüsse gerieten (Stieg, 1990). Diesen Überwachungsgremien gehörten neben Juristen und Vertretern der Kirchen sowie der Pädagogik auch Akteure der alteingesessenen Verlagsbranche an. Deren Vertreter konnten nun unter dem Vorwand des „ethischen Schundkampfes“ die eigene Marktstellung bedrohenden Konkurrenten bekämpfen (Stumpf, 2008, 36).

Jedoch waren die Autoren und Produzenten erotischen Materials keineswegs gewillt, sich den Gutachtern kampfflos zu unterwerfen. Verleger, die bereits den Nachstellungen kaiserlicher Zensoren widerstanden hatten, zogen einfach vor Gericht und konnten so die ihnen auferlegten Werbeverbote bisweilen rückgängig machen (Petersen, 1995, 162). Findige Buchhändler reihten inkriminierte Werke einfach in die Rubrik „Weiterbildung“ ein, um die Zensoren zu täuschen (Presber, 1924, 17). Die Kinozensur gemäß des Lichtspielgesetzes erwies sich ebenfalls als ineffektiv. Von 3327 untersuchten Filmen wurden 1929 nur zehn verboten (Kerlen, 2005, 67).

Der Herr des Unterleibs

In Berlin war es vor allem ein Verleger, der sich wiederholt Diskussionen und Gerichtsverfahren mit staatlichen Kontrollbehörden auslieferte: Kurt Ehrlich, der 1917 den Kurt-Ehrlich-Verlag gründete, ihn 1921 in „Delta-Verlag“ umbenannte, 1926 einen die Sittenwächter abschüttelnden Scheinkonkurs absolvierte, um anschließend unter seinem Namen den Verlag neu zu gründen (Holstein, 2005, 93f). Kurt Ehrlich betrieb seine Verlagsbuchhandlung zunächst in der Kurfürstenstraße 124, wechselte aber 1927 in die Grunewaldstraße 62 in Schöneberg. Er hatte bereits im Ersten Weltkrieg seine später erfolgreichen Genreautoren um sich gesammelt. Die gemeinsame Erfahrung im Schützengraben, die ständige Gefahr um das eigene Leben und die Konfrontation mit den zerfallenden Moralvorgaben des Kaiserreiches schweißte Ehrlich und seine Autoren zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammen (Ehrlich, 1924a, 23). Zu den bekanntesten und erfolgreichsten Schriftstellern zählten Leo Heller (Gauernerromane), Otto Schwerin (Krimis), Edmund Edel (Sünde), Josef Wiener-Braunsberg (Prostitution; Berlin), Georg Lehmann-Felskowsky (Sex am Arbeitsplatz) und Hugo Maria Kritz (Krimis & Perverses).

Früh geriet der Verlag mit Brunners Zentralpolizeistelle aneinander. Edmund Edel spottete über die Reaktion auf eines der Werke seines Kollegen Schwerin:



Abb. 1: Karikatur des Verlegers Kurt Ehrlich, gezeichnet von Edmund Edel. Entnommen aus: Ehrlich, K., 1924a

„Es war ein Berliner Sittenroman,
Ein Buch der Leidenschaft, freilich
Kurt Ehrlich fand ihn ganz famos,
Karl Brunner hingegen abscheulich.“
(Ehrlich, 1924a, 85)

Die wiederholten Bemühungen Brunners, Werke des Ehrlich-Verlages verbieten zu lassen, veranlassten den Verlagschef zu der Aussage, Brunner sei im Grunde der „unfreiwillige Reklame-Chef der Firma“ gewesen (Ehrlich, 1924a, o.S.).

Ehrlich und seine Mitstreiter hielten sich aus der Politik heraus. Als 1926 im Vorfeld der Verabschiedung des Jugendschutzgesetzes zahlreiche Berliner Verleger auf die Barrikaden gingen, hielt sich Kurt Ehrlich abseits, um die Obrigkeit nicht zusätzlich auf sein Geschäft aufmerksam zu machen. Gemäß den Bestimmungen des Jugendschutzgesetzes mussten sich Autor, Verleger und Drucker gleichermaßen vor den Prüfungsausschüssen auf Landesebene verantworten. Zumeist waren es katholische Sittenwächter aus dem Umkreis des „Volkswartbundes“ und ihre protestantischen Mitstreiter der „Inneren Mission“, die bei den Prüfungsausschüssen mit dem Wunsch vorstellig wurden, ein Buch mit einem Werbeverbot zu belegen oder gar aus den Buchhandlungen entfernen zu lassen (Dickinson, 2003, 64).

Das Landesjugendamt der Rheinprovinz unter Hans Wingender trat das Erbe Brunners an und strengte vor dem Prüfungsausschuss in Berlin Verfahren gegen Produkte des Kurt Ehrlich Verlages an. 1929 wollte Wingender die Bücher *Lasterchen-Luderchen-Liebe* (Eugen Stange), *Die Lieben der Sibylle Burg* (Gunnar Frank) und *Philipp als Proprietär* (Georg Lehmann-Felskowsky) aus dem Verkehr gezogen wissen (LAB, Nr. 17014). Der Verlag verteidigte sich erfolgreich mit der Behauptung, dass die Auflagen größtenteils schon verkauft seien und die im Roman *Philipp als Proprietär* als „frivol“ inkriminierten homosexuellen Szenen gerade einmal zehn von 189 Seiten betrafen.

1931 stand *Mimi Joconde, die Splitternackte* (die deutsche Übersetzung von Renée Dunans *Mimi Joconde ou la belle sans chemise*) im Fokus der Ermittlungen. Wingender argumentierte, das Werk strotze von Kraftausdrücken und Grausamkeiten – worauf Ehrlich in seiner Stellungnahme entgegnete, dies sei nur die genaue Wiedergabe der unzivilisierten französischen Provinz (LAB, Nr. 17165). Das Landesjugendamt der Rheinprovinz verzichtete auf eine positive Stellungnahme zugunsten der Verhältnisse im Lande des „Erbfeindes“ jenseits des Rheins und musste die vom Verlag sogleich werbetechnisch ausgeschlachte Gefährlosigkeit für den jugendlichen Leser des Werkes akzeptieren.

Derartig motiviert, brachte Ehrlich sogleich ein weiteres Buch der französischen Autorin (*La Confession*

cynique) in der Übersetzung von Walter Bonus heraus: *Bekenntnisse eines Cynikers* (1931). Hier argumentierte Ehrlich, das Werk sei ursprünglich in französischer Sprache verfasst und nur übersetzt worden – infolgedessen sei er der falsche Ansprechpartner und das rheinische Jugendamt möge sich doch mit der Autorin persönlich ins Benehmen setzen. Zudem seien die erotischen Szenen „dezent dargestellt und knapp gehalten“ (LAB, Nr. 17006). Da dem Gutachterausschuss das französische Original des Buches nicht vorlag, konnte er Ehrlich weder Übersetzungsfehler noch die urheberrechtliche Verantwortung für den Inhalt anlasten und ließ das Werk unbeanstandet passieren.

Theoretisch gab es noch eine weitere Möglichkeit, die Anstrengungen der Sittenwächter ins Leere laufen zu lassen: Schriftsteller publizierten ihre Werke als „Privatdrucke“, wodurch sie nicht unter den §184 fielen, da sie nicht öffentlich waren und infolgedessen kein öffentliches Ärgernis erregen konnten. Diese Taktik wandte beispielsweise der Rosen-Verlag in Dresden oder der Leipziger Verlag des Internationalen Zentralverbandes der Bibliophilen unter Leitung des Bibliomanen Ferdinand Karl Holzinger (1888–1938) an, der unter dem Pseudonym Ferdinand Rodenstein publizierte (Englisch, 1965, 93). Dadurch konnte man aber nur kleine Auflagen für einen beschränkten Leserkreis generieren. Ehrlich hingegen bediente den erotischen Massenmarkt.

Kurt Ehrlich profitierte davon, dass in den Jahren 1931/32 in der Öffentlichkeit vorrangig der Erotikroman *Josefine Mutzenbacher* ein Thema war und die Sittenwächter so abgelenkt waren (Hall, 2015, 164). Außerdem konzentrierte sich das Landesjugendamt der Rheinprovinz auf die homoerotischen und lesbischen Zeitschriften (Schoppmann, 1997, 13f; Marhofer, 2015). So entschied die Landesprüfstelle Berlin im November 1932, das Magazin *Die Freundschaft* dauerhaft aus dem Freiverkauf zu entfernen:

„Schon der Inhalt der Schriften muß teilweise Bedenken erregen, weil die Homosexualität, die auf die geschlechtliche Triebrichtung unserer Jugend im Alter der geschlechtlichen Entwicklung bestimmend einzuwirken vermag, als etwas Unheilbares und völlig Selbstverständliches hingestellt wird.“ (LAB, Nr. 17065).

Den Jugendlichen wurde ein „bisexueller Zustand“ anagnostiziert, weswegen sie durch das Verbot geschützt werden müssten (ebd., Sitzung der Prüfstelle vom 8.5.1928, LAB, Nr. 17065).

Dadurch brach der Markt für lesbische Literatur nahezu zusammen. Eventuell motivierte dies Ehrlich, im Dezember 1932 erstmals ein die lesbische Sexualität posi-



Abb. 2: Cover des letzten erfolgreichen Buches des Kurt-Ehrlich Verlags von Ende 1932

tiv darstellendes Werk, *Ri, das erotische Fragezeichen* von Hugo Maria Kriz, heraus zu bringen, das so erfolgreich war, dass es bereits vergriffen war, als das Landesjugendamt Mitte Januar 1933 beim Berliner Gutachterausschuss vorstellig wurde (LAB, Nr. 17192).

Das Buch verletzte in mehrfacher Hinsicht die gesetzlich festgelegten und ungeschriebenen Diskursgrenzen der siechen Weimarer Republik: Die Heldin der Geschichte war erst 16 und sexuell voll entwickelt, verführte Mitschülerinnen ebenso wie die eigene Lehrerin und vergnügte sich gleichermaßen mit Männern und Frauen. Das Wechseln zwischen den Geschlechterrollen und den sexualpathologischen Zuordnungen wurde glücklich ausgelebt. Empört notierte ein Ministerialrat als Mitglied des Gutachterausschusses über die Lektüre:

„Da sie nach Preis und Verbreitung leicht in den Besitz jugendlicher Leser gelangen kann, bedeutet sie eine ernstliche Gefahr für deren sittlich noch nicht

gefestigtes Seelenleben, so daß sie, wie geschehen zu indizieren war.“ (Ebd., Bl. 2)

Der Verleger verwies spöttisch auf die bereits ausverkaufte Auflage und erklärte weiter, „die Jugend könne Vorfälle wie die geschilderten, jeden Tag aus der Zeitung entnehmen. Das Buch sei lebendig geschrieben und die Rolle des Zufalls darin könne nicht ein Argument für den Schund- und Schmutzcharakter abgeben“ (ebd., Bl. 3).

Dies war das letzte Mal, dass der Verleger und einer seiner Autoren vor einem republikanischen Ausschuss auftraten. Die Nationalsozialisten machten von Anfang an deutlich, dass sie zu radikaleren Maßnahmen als Prüfungsausschüssen neigten. Im Mai 1933 brannten „undeutsche“ Bücher und der Minister für Volksaufklärung und Propaganda Joseph Goebbels (1897–1945) zwang die Buchhändler, ihr Sortiment selbständig den neuen Gegebenheiten anzupassen (Schütz, 1990, 179). Die jüdischen Verlage wurden ab Sommer 1934 massiv unter Druck gesetzt und wahlweise zur Geschäftsaufgabe oder Verkauf gedrängt (Dahm, 1979, 100ff). Die „Reichsschrifttumskammer“ regelte ab 1935, welche Bücher verboten wurden.

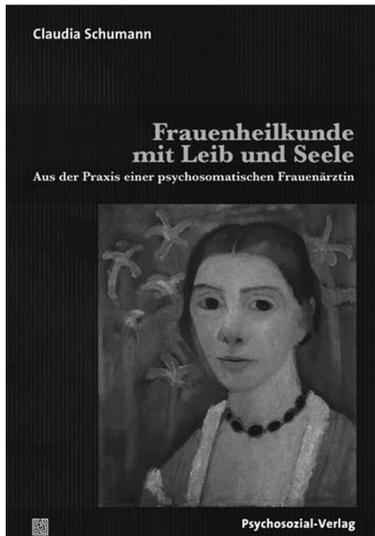
Dazu zählte das gesamte noch lieferbare Verlagsprogramm Kurt Ehrlichs (Birett, 1995). Zu diesem Zeitpunkt hatte Ehrlich seinen Verlag bereits geschlossen und die meisten seiner Autoren hatten sich anderen Genres zugewandt. 1937 verfügte das Handelsgericht endgültig: „Die Firma ist erloschen“. (Verfügung vom 3.7.1937, LAB, Nr. 66633)

Literatur

- Binz, G., 2006. Filmzensur in der deutschen Demokratie. Sachlicher Wandel durch institutionelle Verlagerung von der staatlichen Weimarer Filmprüfung auf die Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft in der Bundesrepublik? Kliomedia, Trier.
- Birett, H. (Hg.), 1995. Schmutz und Schund. Verbotene Druckschriften in Deutschland, Bd. 2. Topos, Vaduz.
- Bung, S., Zimmermann, M., 2006. Drei Übersetzungen und eine Parodie: die deutsche Garçonne. Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 11, 201–225.
- Dahm, J., 1979. Das jüdische Buch im Dritten Reich, Erster Teil: Die Ausschaltung der jüdischen Autoren, Verleger und Buchhändler. Buchhändler Vereinigung, Frankfurt/M.
- Dickinson, E.R., 2003. The Men's Christian Morality Movement in Germany, 1880–1914. Some Reflections on Politics, Sex, and Sexual Politics. *The Journal of Modern History* 75, 59–110.
- Dobler, J., 2003. Die Zensur unzüchtiger Schriften 1871 bis 1933. *Archiv für Polizeigeschichte* 14, (40) 34–45.
- Ehrlich, K., 1924a. Der siebenjährige Krieg des Verlages 1917–1924. Kurt Ehrlich Verlag, Berlin.
- Ehrlich, K., 1924b. La Garçonne. *Die Weltbühne*, 20 (II), 69–70.
- Englisch, P., 1965. Irrgarten der Erotik. Eine Sittengeschichte über das gesamte Gebiet der Welt-Pornographie (1931). Lykeion, Leipzig.
- Hall, M.G., 2015. Josef und Josefine Mutzenbacher. Oder Recycling der Pornografie. In: Haug, C., Frimmel, J., Vogel, A. (Hg.). *Erotisch-pornographische Lesestoffe. Das Geschäft mit der Erotik und Pornografie im deutschen Sprachraum vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Harassowitz, Wiesbaden, 159–182.
- Holstein, J., 2005. Blickfang. Bucheinbände und Schutzumschläge Berliner Verlage 1919–1933. 1000 Beispiele, illustriert und dokumentiert. Jürgen Holstein, Berlin.
- Kerlen, D., 2005. Jugend und Medien in Deutschland. Eine kulturhistorische Studie. Beltz, Weinheim.
- Landesarchiv Berlin. A.Pr.Br.Rep. 030, Nr. 17006, 17014, 17065, 17165, 17192; 342-02, Nr. 66633.
- Marcuse, L., 1962. Obszön. Geschichte einer Entrüstung. Paul List, München.
- Marhoefer, L., 2015. „The book was a revelation, I recognized myself in it“: Lesbian Sexuality, Censorship, and the Queer Press in Weimar-era Germany. *Journal of Women's History* 27 (2), 62–86.
- Petersen, K., 1995. Zensur in der Weimarer Republik. Metzler, Stuttgart.
- Presber, R., 1924. Die Bücher-Fee. Ein Buchhändler-Schwank mit Musik, gestohlen von verschiedenen Komponisten. Möller, Berlin.
- Schoppmann, C., 1997. Nationalsozialistische Sexualpolitik und weibliche Homosexualität. 2. Aufl. Centaurus, Pfaffenweiler.
- Schütz, H.J., 1990. Verbotene Bücher. Eine Geschichte der Zensur von Homer bis Henry Miller. C.H. Beck, München.
- Steakley, J., 2007. Film und Zensur in der Weimarer Republik. Der Film „Anders als die Andern“. In: Steakley, J. (Hg.). „Anders als die Andern“. Ein Film und seine Geschichte. Männerschwarm, Hamburg, 31–128.
- Stieg, M.F., 1990. The 1926 German Law to protect Youth against Trash and Dirt. *Moral Protectionism in a Democracy*. *Central European History* 23, 22–56.
- Stumpf, R., 2009. Jugendschutz oder Geschmackszensur? Die Indizierung von Medien nach dem Jugendschutzgesetz. Eine verwaltungs- und verfassungsrechtliche Untersuchung unter Berücksichtigung europarechtlicher und völkerrechtlicher Bezüge. Duncker & Humblot, Berlin (zugleich jur. Diss. Bonn 2008).

Autor

Prof. Dr. phil. Florian G. Mildenberger, Europa Universität Viadrina, Große Scharrnstr. 59, D-15230 Frankfurt/Oder, e-mail: mildenberger@europa-uni.de



Schumann, Claudia, *Frauenheilkunde mit Leib und Seele*, Psychosozial, Gießen 2017, 194 S., br., 16,90 €

Mit diesem schön gestalteten Buch legt Claudia Schumann die Essenz ihrer 27-jährigen Arbeit als niedergelassene Frauenärztin vor. Darin schlägt sie einen Bogen von ihren ersten Überlegungen zur Wahl gerade dieses Berufsweges bis zum erfolgreichen Abschluss ihrer langjährigen Praxis, der jedoch keineswegs das Ende ihrer Beschäftigung mit der gynäkologischen Psychosomatik bedeutet.

Die gut zu lesende lebhaft Schilderung des Praxisalltags mit allen Freuden und Mühen ist weit mehr als die Beschreibung der Arbeitsfelder oder einzelner „Fälle“. Auch die fachlichen und organisatorischen Fähigkeiten, die persönlichen Voraussetzungen und Kompetenzen, die nötig sind, um eine Einzelpraxis wirtschaftlich erfolgreich zu führen, werden umfassend – auch für den Laien verständlich – beschrieben. Sie stehen jedoch nicht im Mittelpunkt.

Das Buch ist in erster Linie ein leidenschaftliches Plädoyer für Psychosomatik im Praxisalltag und ein Beispiel dafür, wie lebendig, interessant und erfüllend die scheinbar gleichförmige Routine der täglichen Sprechstunde sein und bleiben kann, wenn die Beziehung zur Patientin im Mittelpunkt steht. Anhand von Beispielen aus nahezu allen in der frauenärztlichen Sprechstunde vorkommenden Bereichen wird der Beziehungsaspekt dargestellt und bei diagnostischen und therapeutischen Überlegungen grundlegend einbezogen.

Wie in kaum einem anderen Fachgebiet sind in der Gynäkologie und Geburtshilfe Körper und Seele (Soma und Psyche) miteinander verknüpft. Bei der Behandlung von Erkrankungen der weiblichen Geschlechtsorgane oder vorübergehenden Beschwerden in diesem Bereich sowie bei der Beratung und Begleitung gesunder Frauen in den verschiedenen Lebensphasen ist es nahezu unentbehrlich, die individuelle Frau in ihrer bio-psycho-sozialen Gesamtheit

zu erfassen und damit das „dritte Ohr“ für die Patientin offen zu halten. Die Autorin macht auf die Besonderheit der gynäkologischen Untersuchungssituation als Eingriff in die Intimsphäre der Patientin aufmerksam. Auch die Behandlung von Erkrankungen der weiblichen Genitalorgane und die gynäkologische Ratgebung berühren sehr persönliche Bereiche wie Sexualität, Fruchtbarkeit und Partnerschaft.

Didaktisch klug und fast lehrbuchmäßig wird damit die Wirkung dieser Interaktionen im Sinne ärztlicher Heilkunst spürbar. Und ebenso nachvollziehbar wird dabei, dass Beratung mehr verlangt und spannender ist als die rein technische Anwendung kommunikativer skills: sie reicht von der integrierten Sexualberatung über Kinderwunschsprechstunde, Mutterschaftsvorsorge bis zur Beratung und Begleitung in palliativen Situationen bei unheilbaren Erkrankungen.

Lebendig wird das Buch dadurch, dass nicht nur die Patientin als Frau präsent wird, sondern auch die Autorin als Ärztin ihre eigene Persönlichkeit deutlich werden lässt – mit eigenen Gedanken, Unsicherheiten und Zweifeln. Dabei scheut sie nicht, Fragen nach eigenen Grenzen, möglichem Versagen und Schuld aufzuwerfen. Die Ehrlichkeit und der Mut, die dazu gehören, sich in der Beziehung zur Patientin so zu reflektieren, ohne den Boden der Professionalität zu verlassen, machen die Schilderungen authentisch; sie können Kollegen und Kolleginnen zu eigenen Reflexionen und Erinnerungen an schwierige Situationen bei Patientenbeziehungen anregen.

Die Beschreibung der durchlaufenen Ausbildung, der wichtigen Vorbilder und des Handwerkszeugs, das notwendig ist, um fundiert psychosomatisch zu arbeiten (Balintgruppen, Curricula u.a.) ebenso wie des lebenslang eigenen Gewinnes im Sinne persönlicher Entwicklung und burn-out-Prophylaxe ergänzen die Schilderung der Praxisarbeit. Nicht nur in dieser Hinsicht ist das Buch als wertvolle Ergänzung zur psychosomatischen Weiterbildung, die in der FA-Weiterbildung für Gynäkologie und Geburtshilfe verankert ist, gut vorstellbar.

Ein abschließender Teil des Buches widmet sich der Darstellung, wie ärztliche Aufgaben, die neben der Sprechstunde einen wesentlichen Teil der Arbeitszeit einnehmen (Personalführung, Finanzen, Verwaltungsarbeit, Qualitätsmanagement, Fortbildung), nicht nur erfolgreich, sondern auch zur eigenen Zufriedenheit erfüllt werden können. Auch hier wird die Einbettung dieser oftmals weniger geliebten Arbeiten in „Beziehungsarbeit“ spürbar, wenn kollegial-freundschaftliche Verbindungen (im lokalen Qualitätszirkel oder überregionalen QM-System) als unterstützend, verlässlich und hilfreich erlebt und solche Strukturen und Kompetenzen effektiv genutzt werden können.

Das Buch ist sehr empfehlenswert für angehende Frauenärzte und Frauenärztinnen, aber auch für KollegInnen anderer Fachbereiche.

Dorothea Schuster (Dresden)



Schreiber, Gerhard (Hg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven*, De Gruyter, Berlin/Boston 2016, xxxiv + 670 S., geb., 49,95 €

Anders als Sexualität und sexuelle Orientierung spielt die Geschlechtlichkeit des Menschen – und deren Komplexität – bislang nur eine untergeordnete Rolle in der Theologie. Der evangelische Theologe Gerhard Schreiber betritt als Herausgeber dieses Sammelbandes insofern Neuland. Der Bd. geht auf eine von ihm initiierte Konferenz zurück, die im Februar 2016 an der Goethe-Universität Frankfurt stattfand. Kennzeichnend für den Sammelband ist ein dreifaches *inter*: Der Bd. ist international, insofern die Autor_innen aus China, Südafrika, den USA, Kanada und Europa stammen (einige der Aufsätze sind deshalb in englischer Sprache verfasst); interdisziplinär, weil eine Vielzahl akademischer Disziplinen im Bd. vertreten sind; und „interinstitutionell“, indem nicht nur Wissenschaftler_innen verschiedener Fächer zu Wort kommen, sondern auch Vertreter_innen der Kirchen (evangelisch wie katholisch) sowie von Interessenverbänden transsexueller Menschen¹ (TGNS, trans-evidence, Trans-Kinder-Netz e. V.). Aus diesem multiperspektivischen Herangehen ergibt sich ein komplexer Aufbau der insgesamt 34 Beiträge, die in sechs fachlichen (neurowissenschaftlich, kulturwissenschaftlich, medizinisch-therapeutisch, rechtlich, theologisch, philosophisch) sowie drei thematischen (alltagsphänomenologisch, transkategorial, transperspektivisch) Blöcken organisiert sind.

Den Auftakt bilden *neurowissenschaftliche* Herangehensweisen, die um die Frage kreisen, inwiefern Geschlechtlichkeit biologisch determiniert ist. Mark Solms (5–21) verweist auf die enge Verzahnung von Genexpression und Umwelt, um zu erklären, wie aus kleinen biologischen Differenzen in

Genetik und Neuroanatomie große Geschlechtsunterschiede werden. Dick Swaab, Laura Castellanos-Cruz und Ai Min Bao (23–41) gehen dagegen davon aus, dass Geschlechtlichkeit ab dem sechsten Monat der embryonalen Entwicklung feststeht und es für eine nachgeburtliche Entwicklung der Geschlechtlichkeit im Leben eines Menschen keine Hinweise gibt („gender identity and sexual orientation arise in the womb“, 25). Das Auftreten von Transsexualität erklären sie durch den zeitlichen Abstand der Ausbildung des genitalen und des neuronalen Geschlechts. Aufgrund dieser Differenz von Gehirn- und Körpergeschlecht betrachtet Milton Diamond (42–53) Transsexualität als eine Form der Intersexualität. Gegen die neurowissenschaftliche These eines *mis-match* von Körper und Gehirn bei Transsexuellen sprechen sich Seth Watt und Gillian Einstein aus (55–74). Sie äußern nicht nur methodische Zweifel an den zugrunde liegenden Messungen, sondern bestreiten die Grundlage dieser These: die *Gender Binary*, die Watt und Einstein für ein kulturelles, nicht biologisches Konzept halten, weshalb auch Transsexualität nicht als rein biologisches, sondern auch kulturelles Phänomen bezeichnet wird. Hörst-Jörg Haupt (75–119) plädiert in seinem Beitrag für eine Verbindung subjektiver und objektiver Beschreibungsebenen in Bezug auf Transsexualität. Die Grundlage für dieses Gespräch sieht er in der Neurophänomenologie.

Unmittelbar auf diese naturwissenschaftlichen Herangehensweisen an das Thema Transsexualität folgen zwei Zugänge, die unter der Überschrift *Alltagsphänomenologisch* die Innenperspektive des zuvor Untersuchten zur Sprache bringen. Erik Schneider und Karoline Haufe (123–55) erörtern die Herausforderungen, denen Transkinder und deren Familien ausgesetzt sind. Karin Kammann (157–72) reflektiert ihre Erfahrungen als erste transsexuelle Pfarrerin in Deutschland und schildert ihr Leben bis zum Entzug ihrer Ordinationsrechte.

Unter dem Begriff *Kulturwissenschaftlich* sind *case studies* zur Situation von Transsexuellen in verschiedenen nicht-westlichen Gesellschaften versammelt; möglicherweise wäre dieser Abschnitt treffender mit „Interkulturell“ überschrieben worden. Afsaneh Najmabadi (175–93) stellt im Kontext der religiösen und rechtlichen Situation im Iran die westliche Unterscheidung von Sex, Gender und Sexualität als universales Konzept in Frage und legt nahe, dass die stärker lösungs- als ursachenorientierte Haltung islamischer Schulen eine produktive Ressource für den Diskurs sein könnte. Die schwierige und mit vielfältigen Diskriminierungsformen verbundene Existenz von Transsexuellen im Libanon, der als LGBTQ-freundlichstes arabisches Land gilt, schildert Doris Decker (195–217). Céline Grünhagens Beitrag (219–32) zeigt mit einem Fokus auf die Gruppierung der *Kathoey*s („feminine men who desire masculine men“, 225), dass Begriffe wie homosexuell oder *transgender* kaum zur Beschreibung geschlechtlicher Realität in Thailand tau-

¹ Ich verbleibe für die Zwecke der Rezension in der titelgebenden Terminologie des Herausgebers.

gen. Dass Transsexualität kein universales Konzept ist und es darauf ankommt, „nuances of gender identity“ (242) wahrzunehmen, zeigt auch Renate Syed (233–43) mit Blick auf die *Hijra* in Indien: Geschlechtlichkeit wird in Indien auf Basis eines „ternary sex/gender system“ (235) verstanden. Alle drei Geschlechtskategorien werden als natürlich und unabänderlich betrachtet, weshalb ein Wechsel von einer in eine andere Kategorie nicht möglich ist. Jean Lessenich (245–62) spürt Konzepten in indigenen amerikanischen Kulturen nach, die fließende Übergänge von weiblich nach männlich ermöglichen, statt feste Grenzen zu ziehen.

Im *medizinisch-therapeutischen* Teil werden psychologische, medizinische und seelsorgliche Therapieoptionen für Transmenschen diskutiert – wobei problematisiert wird, ob angesichts des Phänomens überhaupt von Therapien gesprochen werden sollte. Livia Prüll (265–93) beleuchtet die folgenschwere Geschichte der Pathologisierung von Transsexualität im 19. Jahrhundert, die sie auf die Sexualmoral und Geschlechtskonstruktionen der bürgerlichen Gesellschaft zurückführt. Kurt Seikowski (295–309) folgert aus Befragungen transsexueller Menschen, dass Transsexualität nicht als psychische Erkrankung bezeichnet werden kann und es im Rahmen geschlechtsangleichender medizinischer Verfahren keine Pflicht zu einer Psychotherapie geben darf. Peggy T. Cohen-Kettnis (311–23) beschäftigt sich mit der Evaluation von geschlechtsangleichenden Maßnahmen: Aufgrund der Komplexität der Therapien und der besonderen Situation der Patient_innen ist es schwer, Behandlungserfolge gemäß wissenschaftlicher Standards zu messen. Meike Wiedemann und Hörst-Jörg Haupt (325–36) regen an, die operativen, hormonellen und psychotherapeutischen Behandlungen von Transsexuellen durch Neurofeedback zu ergänzen. Aus der Perspektive der Klinikseelsorge beschreibt Ilke Wieberneit (337–54) Erfahrungen mit Menschen, die sich für geschlechtsangleichende Operationen stationär im Krankenhaus aufhalten und reflektiert die in diesem Kontext auftretenden Herausforderungen.

Die *rechtlichen* Beiträge sind mit den gesetzlichen Rahmenbedingungen transsexuellen Lebens befasst. Laura Adamietz (357–71) fasst die Entwicklung der rechtlichen Situation in Deutschland in der Formel „Vom Recht auf Krank-Sein zum Recht auf Identität“ (357) zusammen. Sie weist zur Erklärung dieses Wandels auf die Abhängigkeit der Rechtsprechung von Medizin und Psychiatrie hin. Ähnlich beschreibt Jens T. Theilen (373–90) die Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) und zeigt zudem auf, dass der EGMR derzeit Voraussetzungen wie Ehelosigkeit, medizinische Eingriffe oder Sterilisation für die Änderung des Personenstandes toleriert. Aaron H. Devor (391–410) wirft einen Blick in die jüdische Rechtsauslegung in Bezug auf Erlaubnis bzw. Anerkennung von Geschlechtsangleichungen sowie den daraus resultierenden Anpassungen ritueller Vollzüge.

Zwei als *transkategorial* bezeichnete Beiträge bilden eine Überleitung von der nicht-theologischen zur theologischen Perspektive auf Transsexualität. Joan Roughgarden (413–39) argumentiert auf drei Ebenen für die Vielfältigkeit von Geschlecht und die Natürlichkeit von Transsexualität: Sie präsentiert ein breites Spektrum von Geschlecht und geschlechtlichem Verhalten in der Zoologie, zeigt Formen von nicht-binären kulturellen Geschlechterkonzepten und verfolgt in der Bibel die Spur der Eunuchen, die sie im Kontext der Antike als Transsexuelle identifiziert. Regina Ammicht Quinn (441–59) beleuchtet Mechanismen der christlichen Religion, Geschlechterordnungen zu errichten und aufrecht zu erhalten sowie deren Durchkreuzung in der Frömmigkeitsgeschichte und eröffnet Perspektiven für ein trans-inklusives Christentum.

Die *theologische* Annäherung vollzieht sich in drei Dimensionen: dogmatisch, ethisch und kirchlich. Dirk Evers (465–81) deutet Transsexualität im Rahmen theologischer Anthropologie als einen besonderen Fall der allen Menschen aufgegebenen Suche nach der eignen (auch: geschlechtlichen) Identität. Matthias Wirth (483–502) findet in der Konkretisierung von Theologien der Anerkennung und Freiheit Potentiale für eine „nicht-sensationelle“ Interpretation von Transsexualität. In protestantisch-ethischer Perspektive dekonstruiert Peter Dabrock (505–16) die Verbindung von Heteronormativität und Christentum. Stephan Goertz (517–32) zeichnet Argumentationsmuster aus der katholischen Moralthologie zur Ablehnung geschlechtsangleichender Operationen nach und zeigt, dass diese in einem Verständnis des Menschen als eines auf eheliche Reproduktion hin geschaffenen Wesens wurzelt. In einer metaethischen Reflexion schließt Lukas Ohly (533–53) auf die Notwendigkeit eines dritten, virtuellen Körpers als Voraussetzung für Maßnahmen geschlechtlicher Angleichungen bei Transsexuellen. Volker Jung (557–63) entwickelt Perspektiven für kirchleitendes Handeln mit Blick auf Transsexuelle. Eberhard Schockenhoff (565–73) fordert eine beziehungsethische Erweiterung der katholischen Sexualethik.

Die Beiträge der Rubrik *Philosophisch* zeichnen sich jeweils durch einen interdisziplinären Zugriff aus und versuchen, neuro- bzw. naturwissenschaftliche und philosophische Perspektiven ins Gespräch zu bringen. Yiftach Fehige (577–95) hält das Festhalten an der *Gender Binary* für ungeeignet, um zu einer Wertschätzung pluraler menschlicher Sexualität zu gelangen, und schlägt die Inanspruchnahme neo-pragmatischer Denktraditionen für ein Gespräch von Theologie und Naturwissenschaften vor. Cornelia Kunert (597–633) argumentiert unter Berücksichtigung neurologischer, psychologischer und philosophischer Zugänge dafür, dass das Selbsterleben im Bewusstsein die einzige Quelle für Aussagen über die Geschlechtsidentität eines Menschen ist und sein kann, weil sich die menschliche Identität dem objektivierenden Zugang von außen entzieht. Emma Pask (635–51) schlägt mittels ei-

ner „ontology of becoming“ (635) vor, Körper nicht statisch, sondern ständig in Entwicklung begriffen zu verstehen. Für Transsexualität bedeutet dies, dass hormonelle und operative Veränderungen an Körpern nicht als *gender reassignment*, sondern als „way of actively participating in the expression of sex“ (650–51) verstanden werden können.

Den Abschluss des Bd. (*Transperspektivisch*) bilden zwei literarisch-künstlerische Beschäftigungen mit Transsexualität, einmal auf essayistische (Jack Walker, 655–665) sowie einmal auf homiletische (Dorothea Zwölfer, 667–670) Weise.

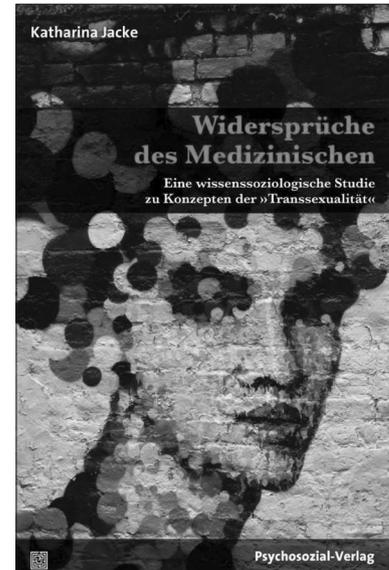
Dieser Sammelband eröffnet weitaus mehr Perspektiven, als es der Titel vermuten lässt. Zweifelsohne ist Gerhard Schreiber die Konzeption eines beeindruckenden Bd. gelungen, der durch die Vielfalt von Zugängen und Perspektiven besticht und darin die Vielstimmigkeit der Debatten, die über Geschlechtlichkeit und Transsexualität in Gesellschaft und Wissenschaft geführt werden, abbildet. Es lassen sich zwei thematische Brennpunkte herausstellen: einmal die grundlegende Frage, wie die geschlechtliche Identität des Menschen (biologisch und/oder sozial) entsteht; und zweitens die Forderung nach einem diskriminierungsfreien, nicht-pathologisierenden Umgang mit Transsexualität. Es sind dabei gerade die Dissonanzen, die dieses Projekt so interessant machen. Das beginnt bereits bei den verschiedenen Auslegungen des Begriffs Transsexualität bzw. der Verwendung anderer Begriffe (z.B. Transgender, Transidentität). Der multiperspektivische Zugriff eignet sich zudem dazu, transsexuelle Existenz in ihren verschiedenen gesellschaftlichen Dimensionen zu beleuchten. Aufgrund seiner fachlichen und thematischen Breite ist der Sammelband über die Fachgrenzen der Theologie hinaus lesenswert.

Gerade angesichts seiner Vielstimmigkeit hätte der Band durch eine ausführlichere Einleitung gewonnen. Denn die Vielzahl von Perspektiven und Themen wird von Zeit zu Zeit unübersichtlich. Hinzu kommt, dass es einigen Autor_innen nicht gelingt, zwischen geschlechtlicher Identität und sexueller Orientierung zu differenzieren, etwa wenn Mark Solms gleich im ersten Aufsatz „the complex interaction between genetic and enviromental factors in the development of sexual differences“ (20) aufzeigen will, dann aber zur Veranschaulichung auf Studien zur Auswirkung von vorgeburtlichem mütterlichem Stress auf das Auftreten von Homosexualität verweist. Eine ganz grundlegende Anfrage habe ich an ein zumindest gelegentlich im Bd. anzutreffendes Schema, das Transsexualität als „Herausforderung“ (theologischer) Anthropologie oder geschlechtlicher Identität betrachtet. Ähnlich formuliert Gerhard Schreiber in seinem Vorwort, indem er als Thema des Bd. Transsexualität als „Beispiel“ für Geschlechtervielfalt benennt (xiii). Wird Transsexualität instrumentalisiert, wenn sie als Beispiel geschlechtlicher Vielfalt oder als Herausforderung theologischer Anthropologie betrachtet wird?

Es wäre allerdings unangemessen, diesen Vorwurf auf das ganze Projekt auszuweiten. Ich möchte deshalb ab-

schließend hervorheben, dass die Konzeption des Bd. über das erwähnte Schema gerade auch deshalb weit hinausgeht, weil der Bd. nicht nur über transsexuelle Menschen spricht, sondern sie selbst zu Wort kommen lässt – sowohl in Erfahrungsberichten als auch durch die Einbeziehung transsexueller Wissenschaftler_innen. Darin ist er ein Beispiel für einen fruchtbaren und inklusiven Dialog.

Laura-Christin Krannich (Halle/Saale)



Jacke, Katharina, *Widersprüche des Medizinischen. Eine wissenssoziologische Studie zu Konzepten der „Transsexualität“*, Psychosozial-Verlag, Gießen 2016, 391 S., br., 36,90 €

Mit ihrer Dissertation legt die Berliner Politikwissenschaftlerin Katharina Jacke eine instruktive wissenschaftshistorisch-genealogische Untersuchung von Transsexualität als Kategorie medizinischen Wissens vor. Zu Beginn des Buches positioniert sie sich als Tochter einer_s Trans*Mutter_Vaters (9) und situiert damit ihr Erkenntnisinteresse an der Regulierung des Lebens von Trans* Menschen durch die Kategorien der Medizin.

Das Phänomen der Transsexualität erlangte erstmals in den 1950er Jahren unter dem Begriff des „Geschlechtswechsels“ besondere Aufmerksamkeit von Mediziner_innen. Während seitdem einerseits ein sukzessiver Prozess der Normalisierung von Trans* als gesellschaftlichem Phänomen zu beobachten ist, bildet andererseits die Medizin nach wie vor das primäre regulativ für den gesellschaftlichen und rechtlichen Umgang mit Trans* Menschen. Jackes zentrales Anliegen ist es, „Strukturprinzipien des medizinischen Umgangs mit der Krankheitseinheit Trans* zu präparieren und gerade dadurch einen pointierten Einblick in deren grund-

legende Wirkmechanismen und die Wirkmechanismen des Medizinischen zu erhalten“ (307). In dieser Weise soll ein Verständnis der Medizin als einer politisch agierenden Ordnungsstruktur des Sozialen eingeführt werden.

Jacke zeichnet in ihrer Studie einen grundlegenden Wandel in der Theoretisierung und Behandlung von Trans* seit Mitte des 20. Jahrhunderts nach. Sie verweist auf die Bedeutungsverschiebung vom ehemals als Transsexualismus bezeichneten Stigma der Perversion zu Transsexualität als einer Pathologie, die medizinischer (anfänglich vor allem chirurgischer) Intervention bedarf, und schließlich zu einer bedeutsamen Identitätskategorie, deren Depathologisierung zunehmend nicht nur von Trans*Personen, sondern auch vonseiten der Medizin gefordert wird. Diese Verschiebungen analysiert Jacke unter Rückgriff auf die theoretischen Begriffe des Mikrobiologen Ludwik Fleck als „Denkstilumwandlung“ (17). Damit beschreibt dieser einen dauerhaften und sukzessiven Prozess der Transformation des Wissensbestands eines Denkkollektivs.

Ein zentraler Aspekt der sozialkonstruktivistischen Theorie Flecks ist die Einsicht, dass es keine letztgültige Erkenntnis gibt, da jedes Erkennen immer an den Kontext eines bestimmten Denkstils gekoppelt ist. Folglich ist jede „objektive“ Wahrheit über das Erkannte als historische, kontingente Interpretation des Erkennenden zu verstehen. Jacke geht davon aus, dass sich auch die Medizin stets in einem solchen Prozess der Denkstilumwandlung befindet und dieser sich in wechselseitiger Dependenz mit den Gegenständen ihrer Forschung vollzieht. Dies veranschaulicht Jacke anhand des sich wandelnden gesellschaftlichen und medizinischen Verständnisses von und Umgangs mit Trans*, welche zunehmend von Liberalisierungstendenzen gekennzeichnet sind, die Jacke wiederum in den Kontext eines gegenwärtig generellen (sozial-)politischen Liberalisierungstrends stellt.

Nach einer Einführung in die theoretische und methodologische Herangehensweise folgt zunächst eine wissenssoziologisch-genealogische Analyse verschiedener Vorstellungen von Geschlecht seit Mitte des 20. Jh. sowie von Krankheit, hier verstanden als Opponentin variierender Normen bzw. Normalitäten biopsychosozialer Gesundheit. Obwohl es dabei nicht primär um die medizinische Kategorisierung von Trans* geht, ergibt sich die Relevanz dieser Analyse daraus, dass Trans* in der Medizin in erster Linie unter dem Vorzeichen Geschlecht und als Krankheitseinheit ver- und behandelt wird. Dies wird auch im zweiten Kapitel ersichtlich, in dem Jacke die Objektivierung und Standardisierung von Trans* in den gängigen Diagnosekatalogen und deren Überarbeitungen untersucht (DSM, ICD und den *Standards of Care der World Professional Association for Transgender Health*). Hier zeigt sie unter anderem die Diversifikation der Klassifizierung von Trans* auf, die neben jenen, die einen operativen „Geschlechtswechsel“ wünschen, nun auch *Transgender* und *Gendernonconforming People* klinisch erfasst.

Dadurch erfahren zwar mehr Trans*Menschen Anerkennung und erhalten Zugang zu medizinischer Hilfe, jedoch nur um den Preis ihrer Pathologisierung. Dies steht wiederum im Widerspruch zu der unter medizinischen Expert_innen zunehmend diskutierten und von einigen geforderten Depathologisierung von Trans*. Jacke spricht daher vom Paradox eines „depathologisierten Krankheitswertes“ (118ff) und leitet dieses aus dem Paradox der „regressiven Liberalität“ (336) her: Auf der einen Seite sind Expert_innen zunehmend an einer Liberalisierung der Klassifikation und Behandlung von Trans* interessiert, um Trans*Menschen eine Transition jenseits von Operationen zu ermöglichen, da diese durchaus nicht von allen gewünscht werden. Gleichzeitig wird die Krankheitskategorie Trans* ausgedehnt, um mehr Trans*Personen Zugang zu klinischer Versorgung zu gewähren, wodurch wiederum die Zuständigkeit der Medizin für Trans* sowie das paternalistische Ärzt_in-Patient_in-Verhältnis zementiert werden. Letzteres zeigt sich vor allem darin, dass die Entscheidung über klinische Behandlungsmaßnahmen erstens „als Krankheitsmuster konzipiert [wird] und nicht [...] als mündige Entscheidung von Patient_innen, die das [ihre Reproduktionsfähigkeit und ihr Lustempfinden] einschränkende medizinische Angebot möglicherweise ablehnen“ (198). Zweitens wird diese Entscheidung letztlich nach wie vor von den medizinischen Expert_innen getroffen.

Dies und die konkreten physischen und nicht- bzw. pseudo-physischen Behandlungspraktiken diskutiert Jacke im dritten Kapitel. Darin schildert sie das Vorgehen und die Bedeutung von operativen Körpermodifikationen an Genitalien und Brust sowie von Hormonbehandlungen, von identitätsbezogenen psychologischen und auf die Stimme gerichteten logopädischen Interventionen. Zuletzt geht sie auf neuere Ansätze neurobiologischer Trans*Forschung ein, die auf eine Synthese physischer und nicht-physischer Geschlechtsmerkmale abzielen. In diesem Kapitel wird besonders deutlich, wie die Vorstellung einer erfolgreichen Behandlung und die Anerkennung von Trans*Menschen – ganz im Sinne des medizinischen Begriffs eines *Geschlechtswechsels* – durch die gesellschaftliche Norm der Zweigeschlechtlichkeit strukturiert sind, deren Erfüllung von externen Beobachter_innen beurteilt wird.

Abschließend wendet sich Jacke der durch verschiedene Binärkategorien gekennzeichneten Struktur des Denkstils zu, in dessen Rahmen sie „[d]as medizinische Projekt Trans*“ (335) verortet und analysiert. Überzeugend erläutert sie, dass Binarismen weniger essentialistisch zu verstehen, sondern in erster Linie als Hilfskonstrukte wissenschaftlicher Ordnung aufzufassen sind, d.h. dem wissenschaftlichen Wahrnehmen und Interpretieren dienen. Auch hier betont sie noch einmal die politische Dimension wissenschaftlichen Wissens, die aus einer solchen vorstrukturierten Wahrnehmungsweise erwächst. Wie Jacke herausarbeitet, lässt sich an der Realität der Behandlung von

Trans* sowie am subjektiven Erleben von Trans*Menschen in besonderer Weise demonstrieren, dass die klassischen Gegensatzpaare Krankheit/Gesundheit, Subjektivität/Objektivität, Psyche/Physis, sex/gender und Natur/Kultur einander wechselseitig durchdringen. So schreibt sie:

„Nicht allein sind chirurgisch und endokrinologisch hergestellte Geschlechtszeichen per se als Hybride zu begreifen, denn die menschlich-technische Intervention greift in die vermeintliche *Natur des Geschlechts* ein. Vielmehr noch durchdringt das Kulturelle geschlechtliche Naturvorstellungen, wenn deren Optik und Funktionsweisen sich sozialen Kriterien unterwerfen müssen.“ (329; Hervorh. im Orig.)¹

Die „Widersprüche des Medizinischen“, die der Titel des Buches zu untersuchen verspricht, werden hier also als Verflechtungen vermeintlich gegensätzlicher Sphären in den Blick genommen, die jedoch in der Erforschung und Behandlung von Trans* als Gegensätze aufrecht erhalten bleiben. Neuere Tendenzen diese Binarismen aufzulösen interpretiert Jacke mit Fleck als „Widerstandsavisos“ [...], das allen wissenschaftlichen Entwicklungen anhaftet und neuen Denkstilen zur Existenz verhilft“ (339). Aus dieser Perspektive erscheint die Denkstilumwandlung gewissermaßen als Selbstläufer und Jacke als externe Beobachterin, die diese Dynamik lediglich beobachtet und beschreibt. Mit ihrer (medizin-)soziologischen Studie ist sie jedoch selbst aktive Diskursteilnehmerin und bringt zudem eine besondere und wichtige Perspektive ein, die sie durchaus stärker für ihre kritischen Absichten fruchtbar machen könnte. Am Ende des Buches kritisiert sie, dass die beobachtbaren Transformationen der Kategorie Trans* sich lediglich auf die Medizin und die ihr zugrundeliegenden Klassifikationen erstrecken. Stattdessen plädiert sie für eine „Transformation des Sozialen“ (340), in deren Folge Trans* als Normvariante anerkannt (anstatt als Normabweichung akzeptiert) wird. Mit einer pointierteren Kritik an der unvermittelten Anwendung der Dualismen, die Jacke zuvor als Hilfskonstrukte wissenschaftlicher Beobachtung und Beschreibung entschleierte, könnte sie ihre theoretischen Interpretationen deutlicher im Sinne einer kritischen Intervention stark machen.

In diesem Sinne wäre es ihrem Anliegen außerdem zuträglich, eine weitere Binärkategorie kritisch in den Blick zu nehmen, die die gesamte Analyse in unterschiedlichen Explizitheitsgraden durchzieht, jedoch nicht zum konkreten Analysegegenstand gemacht wird. Gemeint ist das aporetische Verhältnis von medizinisch-wissenschaftlicher Theorie und

klinischer Praxis, das sich beispielsweise darin zeigt, dass die Anerkennung von Trans* als Normvariante mit der Folge einer Streichung der Kategorie aus den Diagnosekatalogen gleichzeitig die medizinische Versorgung von Trans*Menschen erschweren würde. Jacke weist zwar darauf hin, dass medizinische Entscheidungen heute nicht mehr so sehr auf „ontologischen Wahrheitskonzeption[en]“ (328) basieren, sondern von sozialen Vorstellungen getragen sind und dass Diagnosen trotz zweifelhafter Eindeutigkeit häufig an das diagnostische System angepasst werden, um eine Behandlungsindikation zu begründen. Doch eine kritische Perspektive auf die Wissenschaft und ihr Verhältnis zur klinischen Praxis, die die unvermittelte Anwendung wissenschaftlicher Konzepte hinterfragt oder den universellen Wahrheitsanspruch wissenschaftlicher Begriffe in Frage stellt, verbleibt auf der Ebene impliziter Andeutungen.

Eine solche Kritik könnte jedoch fruchtbar sein, z.B. im Hinblick auf die Frage, welchen konkreten Nutzen Mediziner_innen aus der vorliegenden Studie ziehen könnten, deren ernsthaftes Interesse an einer Depathologisierung von Trans*Menschen Jacke durchaus anerkennt. Versteht man Wissenschaft, wie in der vorliegenden Studie, nicht als Mittel zur Erkenntnis ahistorischer, ontologischer Wahrheiten, sondern im Fleck'schen Sinne als „soziale Praxis des Erkennens“ (352), erhalten wissenschaftliche Kategorien und Klassifikationen einen anderen Stellenwert. Sie werden so auch der Realität der klinischen Praxis gerechter, die mitunter durch behandlungstechnische Notwendigkeiten gekennzeichnet ist, wie beispielsweise dem Auftauchen von Trans* als Kategorie in den Diagnosemanualen zur Gewährleistung des Zugangs zu medizinischer Versorgung. Vor dem Hintergrund eines solchen konstruktivistischen Wissenschafts- und Wahrheitsverständnisses reformiert sich auch das Verhältnis von (De-)Pathologisierung und (De-)Klassifizierung.

Wie sich zeigt, dient die zugrunde gelegte sozialkonstruktivistische Perspektive der Analyse von Trans* als einer Kategorie medizinischen Wissens in besonderer Weise, da sie die dualistische Trennung von Trans* als Gegenstand einerseits politischer und andererseits medizinischer Interventionen aufhebt und die medizinische Forschung und Praxis selbst politisiert. Die Studie ist weiterhin ein wertvoller Debattenbeitrag, weil sie sich an der Schwelle zwischen sozial- und naturwissenschaftlichen Fragen verortet und gleichzeitig auch diese Trennung kritisch hinterfragt. Damit gibt sie in Bezug auf die Trans*Forschung den Auftakt zu wünschenswerten transdisziplinären Auseinandersetzungen. Nicht zu vergessen ist hierbei jedoch, wie Jacke vielfach betont, dass eine solche kollaborative Expertise nicht nur von wissenschaftlichen Akteur_innen verschiedener Fachrichtungen entwickelt werden sollte, sondern Trans*Menschen selbst als Betroffene und somit als eine weitere und besonders wichtige Expert_innengruppe einbeziehen sollte.

Franziska von Verschuer (Frankfurt am Main)

¹ Die Modellierung eines Penis beispielsweise orientiert sich eher an Normen wie dem als typisch männlich geltenden Pinkeln im Stehen, als daran, ein sexuell sensitives Geschlechtsorgan zu schaffen (196ff und 329f).



Borowski, Maria, Jan Feddersen, Benno Gammerl, Rainer Nicolaysen, Christian Schmelzer (Hg. im Auftrag der Initiative Queer Nations), *Jahrbuch Sexualitäten 2017*, Wallstein Verlag, Göttingen 2017, 247 S., geb., 34,90 €

Die Initiative Queer Nations, seit 2006 e.V., versteht sich als ein „Verein zur Förderung von queeren Wissenslandschaften sowie von gesellschaftlichen Debatten über das ganze Spektrum der Sexualitäten und Geschlechtlichkeiten“ (<http://queernations.de>). Im Zentrum stehen LSBTI*-Themen (Lesbisch, Schwul, Bisexuell, Transsexuell/Transgender, Intersexuell; der Asterix steht für: weitere nicht-heterosexuelle Minderheiten). Es geht dem Verein um das Queere, also um alles, was irgendwie anders ist, um die Buntheit von Lebensweisen und im weitesten Sinne um eine neues, konstruktives, interessantes, gesellschaftliches Miteinander von sexuellen und geschlechtlichen Mehr- und Minderheiten.

Dem ersten, sehr ambitionierten und nicht nur in Berlin stark beachteten Jahrbuch 2016 des Vereins ist nun das zweite, das Jahrbuch 2017 gefolgt. Wie schon das erste hat auch das zweite Jahrbuch fünf Rubriken: „Essay“ (ein Beitrag), „Queer Lectures“ (vier Beiträge), „Im Gespräch“ (ein Beitrag), „Miniatüren“ (sieben Beiträge) und „Rezensionen“ (fünf Beiträge).

Der Essay „Queere Fluchten“ von Yener Bayramoğlu, Benno Gammerl und Carolin Küppers beginnt mit dem bewegenden Schicksal eines schwer drangsalierten schwulen Libanesen. Er ist aus seiner Heimat geflüchtet und in Deutschland aufs Neue in Schwierigkeiten geraten, hat aber schließlich doch Beistand erhalten und ein lebbares Dasein gefunden. Die genaue Analyse von LSBTI*-Geflüchteten ist hochaktuell und verweist nicht nur auf Leid und Mitleid, sondern auf einen grundsätzlichen anderen Umgang: „Queere Fluchten eröffnen also gerade dann neue Chancen für die Geflüchteten wie für die aufnehmende Gesellschaft, wenn Fliehende nicht als Opfer, sondern als Akteur_innen ihrer eigenen Geschichte in den Blick geraten“ (42).

Im ersten Beitrag der „Queer Lectures“ beschreibt Patrick Bahners das Grundsatzurteil des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten zur gleichgeschlechtlichen Ehe von 2015 und den Weg dorthin: „Am Ende ging es unglaublich schnell“ (45). Als eine der Folgen dieses Urteils sieht der Autor eine irreversible Entwicklung: „Die Zeit arbeitet jetzt für die Gleichberechtigung“ (68). Gleichgeschlechtliche Ehen würden künftig zahlreicher und alltäglicher werden, „selbst in Zeiten der Präsidentschaft von Donald Trump“ (10) wie die Herausgeber im Editorial vermuten und – so könnte man hinzufügen – auch im Deutschland der veränderten Parteienlandschaft.

Der zweite Beitrag der „Queer Lectures“ setzt dem Juristen Fritz Bauer ein Denkmal. Der Autor Werner Renz war Mitarbeiter des Frankfurter Fritz-Bauer-Instituts und würdigt unter der Überschrift „Wider die Sittenwächter“ Fritz Bauers Kritik am Sexualstrafrecht der 1950er und 1960er Jahre. Insbesondere für einen, der nicht dabei war, liest sich das atemberaubend. Man staunt, welche Pirouetten gedreht wurden, um die alten Frauen- und Männerbilder und das überkommene Geschlechterverhältnis zu bewahren, die alten Sexualitätsfeindlichkeiten zu pflegen, jegliches „Unzucht-treiben“ zu kriminalisieren (77) und insbesondere sexuelle Minderheiten weiter zu diskriminieren. Im Artikel wird das insbesondere an dem unsäglichen §175 abgehandelt. Es musste erst die deutsche Einheit kommen, ehe 1994 dieser Paragraph fiel.

Als das Beeindruckendste an dem „Radikalreformer und Libertär Bauer“ (77) stellen sich die Auffassungen von Schuld und Sühne und der Umgang mit Verbrechen und Verbrechern dar. Bauer verwies immer wieder auf die gesellschaftlichen Ursachen von Verbrechen als ein „Produkt von Anlage und Umwelt des Täters“ (72). Er setzte auf die „Erziehbarkeit des Menschen, auf seine Form-, seine Wandelbarkeit durch wissenschaftlich gestützte pädagogische Maßnahmen“ (74). „Wegsperren“ schreibt Werner Renz, „war ihm keine sinnvolle, auch keine humane Option. Strafvollzugsanstalten hatten nach Bauer auf ihre Insassen eine desozialisierende Wirkung“ (73–74). Heutige Aufwallungen von Straflust und Strafsucht und die kontinuierliche Verschärfung insbesondere des Sexualstrafrechts entfernen sich immer mehr von den liberalen, „weichen“ Auffassungen von Fritz Bauer. Umso wichtiger ist, heute daran zu erinnern.

Der dritte Beitrag der „Queer Lectures“ stammt von der britischen Germanistin Clare Bielby und wendet sich ebenfalls der alten BRD zu, allerdings mit einem anderen, aber nicht weniger interessanten Thema, nämlich den „diskursiven Verknüpfungen von Weiblichkeit, (insbesondere lesbischer) Sexualität in der Bundesrepublik der 1970er Jahre“. Ein Teilaspekt ist dabei „das komplizierte Verhältnis zwischen homo- und heterosexuellen Frauen innerhalb der lesbisch-feministischen Bewegung“. Der geistreiche Sinn der Überschrift – „An jeder Straßenecke könnte ein Mannweib mit Schlagring, Lederkleidung und rauher Stimme warten“ (94ff) – erschließt sich erst beim Lesen des Beitrags, vielleicht.

Im vierten Beitrag der „Queer Lectures“ schließlich beschwört die Psychoanalytikerin Ilka Quindeau unter der Überschrift „Queering Psychoanalysis“ den „Nutzen einer queeren Perspektive für das Konzept der Geschlechtsidentität“ (115). Wie zu erwarten schlägt sie bei Freud, dem Allmächtigen, nach, der zwar nicht wie Quindeau das Ziel formuliert, „die dichotome Zweigeschlechtlichkeit zu überwinden“ (ebd.), aber an den sich doch irgendwie und auch polemisch anknüpfen lässt – wiewohl man das eigentlich nicht unbedingt müssen muss. Unter „queering Psychoanalysis“ versteht die Autorin einen „Versuch“, und zwar den, „die normativen Identitätsvorstellungen in Bezug auf Begehren und Geschlecht abzulösen durch den Begriff der Ambiguitätstoleranz, der die Fähigkeit, Mehrdeutigkeiten zu ertragen und Widersprüchliches stehen zu lassen, verdeutlicht“ (116).

In der Mitte des Jahrbuchs, gewissermaßen im Schwerpunkt, findet sich ein bewegendes und zugleich erfrischendes Gespräch des Mitherausgebers Jan Feddersen mit der 30-jährigen „Geschlechterforscherin und Polit-Tunte“ (137) Patsy L'Amour laLove über die Kritik an queerem Aktivismus. Darin finden sich solche wunderbaren Sätze wie den zu ihrer Erfahrung: „Leute, die anders sind als ich, anders sein zu lassen. Manche Sachen verstehen wir nicht voneinander, weil wir jeweils so nicht leben, aber wir können sie so lassen, dass jeder sein Glück zu leben versucht“ (136). Das ist mehr als ein so dahingesagter Satz, mehr als eine LSBTI*-Erfahrung, das ist ein Weltsatz gerade in unseren flüchtigen Zeiten mit seinem Hang zu digitalen Entscheidungen: ja – nein, gut – böse, entweder – oder, gefällt mir – gefällt mir nicht.

Oder: „Ich finde nicht, dass jemand subversiver ist, nur weil er sich eine Lederjacke oder Stöckelschuhe anzieht“ (141). Patsy L'Amour laLove mag die „Opposition als Pose“ nicht, sie führe „höchstens dazu, dass man sich ein bisschen progressiver fühlt“ (147). Den autoritären Teil der queeren Szene lehnt sie strikt ab, und sie begründet das in dem Gespräch überzeugend.

Oder: „Ich positioniere mich auf der Seite des Subjekts, ich bin für das schöne Leben für alle, für die Lust“ (156). Dass Patsy L'Amour laLove solche Aussagen politisch färben kann und dass sie wie ihr Gesprächspartner aktuell-ideologisch differenziert denkt, gehört zu den Feinheiten des Gesprächs.

Miniaturen: Drei der sieben „Miniaturen“ betreffen Magnus Hirschfeld und die Sichtbarmachung der ersten homosexuellen Emanzipationsbewegung im öffentlichen Raum Berlin. Babette Reicherdt begründet die Namensgebung des geplanten queeren Geschichts- und Bildungshauses als „Elberskirchen-Hirschfeld-Haus“. Mit Bezug auf Hirschfelds lesbische Mitarbeiterin Johanna Elberskirchen reflektiert sie über Benennungspraxen und „Zwiespältige Ahn*innen“ als Vorbilder und Namensgeber*innen (163).

Stephanie Kuhnen verfolgt die Geschichte der Hirschfeldorte in Berlin und den langen Weg zum ersten Denkmal der homosexuellen Emanzipationsbewegung, dem Hirschfelddenkmal.

Der unermüdliche Hirschfeld-Kämpfer Ralf Dose schließlich berichtet über die Arbeit der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft. Die darauf folgende „Miniatur“ von Detlef Mücke ist dem schwulen Lehrer und der langen Antidiskriminierungsarbeit in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft gewidmet.

Timo Lehmann schreibt unter dem Titel „Frühes Glück, späte Hochzeit“ über das weltberühmte Hochzeitsfoto, das die Trauung zweier hochbetagter Frauen im Rollstuhl 1914 zeigt.

Fußend auf ihrer Dissertation analysiert Steffi Brüning die „Prostitution in Ost-Berlin“ (198). In der DDR verboten, wurde gleich nach der deutschen Einheit emsig danach gefahndet, ob es nicht doch Prostitution im sozialistischen Osten gegeben hat. Ja, die gab es, wenig und nicht als klassisches Rotlichtmilieu, sondern eher privat oder auch als Instrument der Stasi. Die Autorin hat nun staatliche Akten durchgesehen und „mehrere Prostituierte“ interviewt (200). Eine davon und deren „eigensinnige Organisation von Sexarbeit“ (201) stellt sie in ihrem Text vor.

Noemi Yoko Molitor schließlich wirft einen Blick „Zurück in die Zukunft“ und sucht Zeichen einer queeren Erinnerung in der künstlerischen Praxis. Ihr Text schließt mit dem anspruchsvollen Satz:

„Die visuelle Neuerzählung von Vergangenheiten mit queerer Zukunft mittels rückwärts gelesener Erinnerungsobjekte, die überarbeitet, ausgeschnitten und wieder zusammengefügt werden, ist der Versuch einer reparativen Inszenierung, die quer zu teleologischen Zeitkonzepten verlaufen und transtemporale Verbindungslinien jenseits heterosexueller Zeitrechnung ermöglichen.“ (209)

In einer Rezension den Rezensionsteil zu erwähnen, ist wohl selten. Aber hier ist dies am Platze. Denn mit kompetentem Engagement und in beachtlicher Ausführlichkeit informieren die Rezensenten Christopher Ewing, Rainer Nicolaysen, Juliane Jacobi, Babette Reicherdt und Michael Navratil über neue Publikationen zu den Themen: Queering German History; die Briefe der Manns; die Grünen und die Pädosexualität; Pädagogik, Elite, Missbrauch; Kindheit und Sexualität nach 1968; „Trans* im Glück“; trans-Kinder.

Insgesamt: Ohne Zweifel können die dargebotenen Texte in ihrer unwillkürlichen Buntheit die subkulturellen Identitäten stärken und den Insiderdiskurs fördern. Wem die queere LSBTI*-Welt fremd oder unheimlich oder auch riskant erscheint, sollte unverzagt und aufgeschlossen zu diesem Jahrbuch greifen. Es öffnet freimütig ein Tor in diese Welt, und jeder Leser, sofern er neugierig und lernwillig ist, sei er nun queer oder nicht, wird eine Menge über die Gesellschaft und sich selbst erfahren. Vielleicht mit der Pointe: „Ich bestehe darauf, dass es möglich sein muss, dass ich so, wie ich will, leben kann“ (Patsy L'Amour laLove, 145).

Kurt Starke (Zeuckritz)



Weder, Christine, *Intime Beziehungen. Ästhetik und Theorien der Sexualität um 1968*, Wallstein, Göttingen 2016, 409 S., geb., 34,90 €

Wenn im kommenden Jahr die Revolte von 1968 aufgerufen und einmal mehr den Erinnerungsstrom freisetzen wird, dürfte auch dem sexuellen Aufbruch, der diese Jahre geprägt hat, gedacht werden. Dass der damit verbundene libidinöse Befreiungsschlag theoretisch fundiert war, gerät in der Gedenkflut selten in den Blick. Doch zumindest die Geistes- und Sozialwissenschaften hätten ohne die „Bruchkante 1968“, wie die in Genf lehrende Literaturwissenschaftlerin Christine Weder belegt, und ohne den „Sexappeal“ dieser Jahre möglicherweise eine andere Richtung genommen.

Weders Aufmerksamkeit richtet sich dabei insbesondere auf die Austauscheffekte zwischen zwei normalerweise wenig konvergierenden Disziplinen, der Sexual- und Literaturwissenschaft. Zwar wurde vielfach beleuchtet, wie die Literatur dieser Jahre politisiert wurde und Sex in die Zone des Politischen geriet. Doch darüberhinaus entwickelten sich die in den späten sechziger Jahren aufscheinenden Sexualtheorien einerseits auch ästhetische Ambitionen, und die ästhetischen Vorstellungen von Literatur wurden unter dem Leitbegriff Obszönität „sexualisiert“ und in regen Austausch miteinander gebracht. Dieses bislang unbeachtete Forschungsdesiderat misst Weder nun mit ihrer Habilitationsschrift *Intime Beziehungen. Ästhetik und Theorien der Sexualität um 1968* aus.

Expliziter und impliziter Bezugspunkt in beiden Wissenschaftsfeldern, so ihr erster Befund, ist der Rekurs auf das Repressionstheorem, das, verkürzt gesagt, die Sexualität als kulturell verformt und unterdrückt vorstellt und in dem Unterdrückungskritik und Befreiungsprogramm zusammengeschlossen sind. In Spannung stehen dabei Natur und Kultur, Zwang und Befreiung, Normierung, Normabweichung und Grenzüberschreitung, sei es in der Realität sexuell gelebten Lebens oder in

der Literatur. Soweit sich die Theorien auf die damals virulente negative Dialektik einlassen, ist mit dem Freiheitsversprechen des sexuellen Aufbruchs immer auch der Verlust mitgedacht.

Die sich in zwei großen Teilen präsentierende Studie fokussiert dem Untersuchungsgegenstand entsprechend zunächst die zeitgenössischen Sexualtheorien – wobei der 1957 verstorbene Wilhelm Reich erst wieder entdeckt werden musste – und darauf folgend die sexuellen Obsessionen der Ästhetik.

Der Psychoanalytiker Reich, dessen 1933 erschienenes Werk *Massenpsychologie des Faschismus* in den Studiengruppen der Achtundsechziger als Raubdruck kursierte, war nicht nur spiritus rector der Sexpol-Bewegung, sondern, wenig bekannt, auch literaturbelesen. Schon zu Lebzeiten bezog er sich auf den englischen Schriftsteller Aldous Huxley, um an ihm die Kosten einer sexuellen Revolution zu exemplifizieren, zumindest soweit sich diese unter Zwang vollzieht. Reich entdeckte die Kunst als Mittel zur Propagierung aufgeklärter Sexualität, wobei ihm Per Gynt als Identifikationsfigur diente. Eine ‚natürliche‘ Sexualität unterstellend, blieb Reich aber in seiner Konzeption befreiter Sexualverhältnisse bei schlichten Umwertungen stehen: Der ‚neue Mensch‘ präsentiert sich bei ihm nicht mehr inferior, sondern potent und selbststeuernd – und natürlich ist er heterosexuell: Das befreite Liebesleben mache, so Reich, Homosexualität und andere abweichende Sexualpraktiken überflüssig.

Schon an Reich macht Weder einen erkenntnistheoretischen Widerspruch fest, der insbesondere bei dessen Wiedergänger Herbert Marcuse, aber auch bei anderen einschlägig ausgewiesenen Theoretikern in den Blick fällt: Wie ist eine „natürliche“ Sexualität überhaupt vorstellbar, wenn alles, was der Erkenntnis zugänglich ist, bereits überformt und deformiert ist? Marcuse, der um 1968 wohl einflussreichste Kritiker der „sexuellen Entsublimierung“ – also die Sexualisierung des Körpers um seiner besseren Kontrolle willen – unterscheidet sich insofern von Reich, als dass er sich dem „Genitalprimat“ entzieht und Formen „polymorph-perverser“ Sexualität und den befreiten Eros in den Dienst revolutionärer Umwälzung stellt. Der von ihm geprägte und von der Studentenbewegung in Umlauf gebrachte Begriff der „repressiven Toleranz“ (81) beinhaltet das dialektische Verhältnis von Freiheit und Zwang, Möglichkeitserweiterung und Disziplinierung. Mit explizitem Bezug auf Schiller und Freud mobilisiert Marcuse die Wünsche gegen die Wirklichkeit und die Kunst, die das sexuell Verdrängte an die Oberfläche befördern soll. Narziss und Orpheus flotieren als Archetypen des freien Schöpfers durch den Kunst-raum, doch wie schon sein Vorgänger Reich hat auch Marcuse gegenüber pornografischer Literatur heftige Vorbehalte.

Fungiert bei Herbert Marcuse die Kunst als Illustratorin der Theorie, so nutzte Günter Amend, der sich 1968 in Stellung gegen die etablierte Sexualwissenschaft brachte, die Möglichkeiten der Pop Art, um unterdrückte und diffamierte Sexualität – insbesondere die Homosexualität – in den Befreiungsdiskurs einzuspeisen. *Sexfront* (1970), dieses andere Aufklärungs- und Kultbuch, bediente sich ganz konkret bei der zeitgenössischen

Ästhetik, ohne sich aber, wie ein Durchgang durch das Buch zeigt, den etablierten Schönheitsidealen zu entziehen.

Man darf, wie auch bei anderen von Weder herangezogenen Theoretikern, unterstellen, dass die damaligen Akteure sich nicht immer darüber bewusst waren, als Kombattanten einer fernen Disziplin zu agieren. Gerade in Amends Fall ist diese Koalition wohl erst im rückblickenden wissenschaftlichen Konstrukt dingfest zu machen. Ganz anders liegt der Fall bei den veranschlagten Theoretikern der Literatur, die sich durchaus bewusst der Frage gestellt haben, ob das Obszöne zu literarisieren sei und ob es legitim erscheint, die ästhetische Distanz zugunsten der sexuellen Stimulation zu kappen.

Ludwig Marcuse, mit seinem Namensvetter weder familial noch im Geiste verwandt, positionierte sich mit *Obszön* (1965), einer Literaturgeschichte des Obszönen, gerade gegen die Frankfurter Schule, nicht ohne allerdings das Repressionsnarrativ zu beanspruchen. Er nobilitiert Pornografie als wahr und schön, huldigt vor allem Henry Miller und fordert nicht nur eine erotisch stimulierende Literatur, sondern annonciert auch den Schreibakt selbst als sexuelle Handlung. Damit eröffnet Ludwig Marcuse den ästhetischen Diskursraum über Pornografie, den der damals einflussreiche Literaturwissenschaftler Emil Staiger 1966 mit seiner Rede über die sexuellen Exzesse in der Literatur und unter Hinweis auf Peter Weiss polemisch absteckt und damit den berühmten Zürcher Literaturstreit entfacht.

Staigers Kritik an der Sexualisierung der Literatur bringt Unterstützer, aber vor allem die Widersacher in Stellung, wobei sich die Rede vom „Tabubruch“ sowohl auf die inkriminierte Literatur als auch auf Staiger selbst bezieht. Interessant an Weders Spurensuche ist, dass auch die Verteidiger des Sexuellen in der Kunst von moralischen Kategorien getrieben werden, insofern erklärt wird, dass die Darstellung des Sexuellen kein Selbstzweck ist, sondern aufklärerisch wirken sollte. „Scheußlichkeiten‘ zum Selbstzweck ohne moralischen Mehrwert“ (200) sind auch Staigers Gegnern ein Graus.

Pornografie ist im emanzipatorischen deutschsprachigen Denkraum offenbar nur für Außenseiter wie Ludwig Marcuse anschlussfähig. Erst die Intervention zweier amerikanischer Theoretiker, Susan Sontag und Leslie A. Fiedler, heben diese als literarisches Phänomen nachdrücklich auf die Debattenbühne und erledigen dabei nebenbei das bislang unhinterfragte Repressionsnarrativ. Entgegen der landläufigen Meinung unterstellt Sontag nämlich keine ‚natürliche‘ und ‚gute‘ Sexualität als anthropologische Konstante, sondern eine dunklere Seite des Trieblebens, die sich in einer quasi religiös aufgeladenen Pornografie ausspricht. Als Bestandteil der Fantasie nehmen Sontag, aber auch Fiedler diese Erzeugnisse ernst als extremen und exklusiven Ausdruck erotischen Wissens. Während jedoch Sontag der allgemeinen Sexualisierung wenig Aufbruchspotential beimisst, setzt Fiedler seine Hoffnung auf perverse Sexualität, die in einer autonomen Kunst ihren adäquaten Ausdruck findet.

Die damit prinzipiell möglich gewordene Ästhetisierung des Hässlichen – von allen Sexualtheoretikern tunlichst ver-

mieden – verfolgt konsequent erst der österreichische Kulturwissenschaftler Peter Gorsen in *Das Prinzip Obszön* (1969). Ihm geht es um die Aufwertung des Psychopathologischen in der Kunst, die ästhetische Verarbeitung des von Marcuse konzipierten Polymorph-Perversen im Dienste subversiver Interventionen. Eine Anstoß erregende Kunst, so Gorsen, arbeitet mit den Momenten des Schocks, der Überraschung und der Provokation. Gegenstand der ästhetischen Erziehung sei nicht das (Form-)Schöne, sondern das Abstoßende in Form der Montage oder der Karikatur.

Auch Theodor W. Adorno hat die ästhetisch produktive Seite der Triebe in seiner Bruchstück geliebten und posthum erschienenen *Ästhetischen Theorie* (1970) umkreist. In Adornotypischen unendlichen dialektischen Bewegungen mischen sich libidinöse Bedürfnisse selbstnegierend in die Kunst ein: „Keine Kunst, die nicht negiert als Moment in sich enthält, wovon sie sich das Moment enthält, wovon sie sich abstößt.“ (309) Kunst ist nach Adorno einerseits Rettung vor der triebhaften Natur, Sexualität aber auch Movens künstlerischer Produktivität. Im Gegensatz zu Freud, der die in die Kunst ausgelagerte Libido in einen „Naturschutzpark“ verbannte und gegen Kants „interesseloses Wohlgefallen“, das ästhetisches Gefühl von Begehren trennt, macht Adorno die orgiastische Kunsterfahrung stark, die rauschhafte Verbindung von Wissen und Eros und die gesteigerte Lust am Schmerz, die sich gegen die „kulturindustrielle“ (310) Verflachung stemmt. Man kann eine solche Kunsterfahrung masochistisch nennen, sie bewahrt Adorno allerdings vor vordergründigen Utopie-Entwürfen, die in dessen dialektischer Logik nur als Negation gedacht werden können. Wie bei Gorsen ist auch für Adorno die Form ein entscheidendes Kriterium: Die um ’68 durchaus favorisierte sinnliche Unmittelbarkeit, Naturalismus oder Agitprop seien nicht in der Lage, die Disparität der Welt und der Erfahrung adäquat abzubilden.

Das Ende des ideologiekritischen Unternehmens von 1968 läutet schließlich Roland Barthes ein. Misstrauisch gegen jede Politisierung der Sprache setzt er auf eine Sprache der Lust und eine Lust am Text, die weder Aufklärungsaufträge beinhaltet, noch eine generelle Indienstnahme der Kunst. Barthes folgt seinen Vorgängern zwar in den Aufwertungsbemühungen des Perversen, doch er stellt den libidinösen „Überschuss“ keinem Zweck zur Verfügung, sondern das (Text)Verfahren selbst – nicht die Löschung, sondern Entstellung des Codes – erzeugt Lust. Barthes polemisiert ebenso gegen die politischen und „psychoanalytischen Polizisten“ (348) als auch das nie zu befriedigende Begehren Lancanscher Provenienz. Und im Hinblick auf die Pornografie dekretiert er: „Der Text der Lust ist nicht zwangsläufig jener, der von Lüsten berichtet, der Text der Wollust ist niemals jener, der von einer Wollust erzählt“ (354). Das Verhüllte nämlich – das war schon lange vor 1968 bekannt – wirkt erotisierender als die nackten Tatsachen, auf denen sich die Pornografie breit macht.

Mit einem konzisen, die aufgewickelten theoretischen Stränge wieder zusammenführenden „Rückblick“ schließt We-

ders Studie, die zwar keine „Ode an die Lust“ im Barthesschen Sinne darstellt und das wissenschaftliche Feld auch nicht literarisch bestellt, wie dieser fordert, dafür jedoch die wechselvollen Beziehungen der beiden Untersuchungsfelder durch viele Querverweise und Beobachtungen ausleuchtet. Manches, was den Akteuren verhüllt geblieben sein mag, wird, wie gesagt, erst in der historisierenden Perspektive transparent. Darüberhinaus gelingt es Weder, eine nicht gängige, inspirierende (Wissenschafts-)Geschichte von 1968 zu erzählen und eine neue Spur auf diese scheinbar längst entzifferte Epoche zu legen.

Ulrike Baureithel (Berlin)



Herrn, Rainer (Hg.), *Das 3. Geschlecht. Reprint der 1930–1932 erschienenen Zeitschrift für Transvestiten*, Männerschwarm, Hamburg 2016, 305 S., zahlreiche s/w Abbildungen, geb., 28 €

Die Entfaltung einer neuen selbstbewussten Trans*-Bewegung und die Erforschung der Transsexualitäten in der Geschichte erfolgten in den letzten Jahren nahezu parallel. Dabei ging im Diskurs ein wenig die Tatsache unter, dass neben der Untersuchung der zeitgenössisch „Transvestiten“ genannten Personen sich in den 1920er Jahren eine eigene Emanzipationsbewegung formierte. 1930 schließlich wurde unter dem ambivalenten Titel *Das 3. Geschlecht* eine erste Zeitschrift herausgebracht, von der bis 1932 fünf Hefte erschienen, ehe sie wieder vom Markt verschwand. Obwohl kurzlebig, beinhaltet das Journal zahlreiche interessante und durchaus relevante Aufsätze, die einen guten Überblick über die damaligen Debatten geben, die – in anderem Kontext natürlich – auch heute noch von Bedeutung sind.

Der Berliner Medizinhistoriker Rainer Herrn hat in mühevoller und jahrelanger Arbeit die verschiedenen Ausgaben zusammengetragen – sie waren über die ganze Welt

verstreut. Sie machen 220 Seiten des vorliegenden Buches aus. Ihnen ist ein Inhaltsverzeichnis, eine Vorbemerkung und ein ergänzendes Kapitel beigeordnet. Rainer Herrn gewährt eine gekonnte und literaturgesättigte Einführung in die Problematik der Trans-Historiographie und der Geschichte der Transsexualitäten.

Ein Vorurteil ist seit den Tagen Magnus Hirschfelds (1868–1935) geblieben: die populäre Assoziierung von Trans* mit Homosexualitäten. Diese Fehleinschätzung war auch dem Verlagsleiter Friedrich Radszuweit (1876–1932) eigen, der den Zeitschriftentitel *Das 3. Geschlecht* wählte – einen Terminus, den Hirschfeld zuvor zur Charakterisierung der Homosexuellen genutzt hatte. Im Laufe der fünf Hefte kristallisierte sich jedoch der Wille der heterosexuellen „Transvestiten“ heraus, sich einerseits zu emanzipieren und andererseits von dem Verdacht der homosexuellen Veranlagung zu befreien, ohne jedoch in den Pathologisierungsdiskurs einzustimmen.

Die zeitgenössischen Akteure planten sozusagen bereits das, was heute in der Transgenderbewegung weiterhin zu Debatten führt: die eigene Emanzipation parallel zu den Homosexualitäten, nicht aber als Teil dieser Community. Die Zeitschrift selbst diente als Diskussionsforum und indirekt Anlass zur Formierung einer eigenen Emanzipationsgruppe. Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaft war in einige dieser Bestrebungen eingebunden (255). Allerdings waren Autoren und Leser der Zeitschrift zunächst daran interessiert, sich selbst innerhalb der Subkulturen von „Gay Berlin“ zu verwirklichen.

Hierbei half alsbald eine bemerkenswerte Dienstleistungskultur: Fotografen, Schneider, Friseure und Kosmetikspezialisten standen bereit und warben zielgerichtet in der Zeitschrift. So fand sich in Heft 2 im Annoncenteil das ganze Potpourri der Verschönerungsindustrie mit Haarentfernungstinkturen, Schönheitswässern und Entspannungsmassagen. Frauen, die sich als Männer auszugeben wünschten, waren bei der äußerlichen Umwandlung im Vorteil, was auch in anderen zeitgenössischen Zeitschriften angemerkt wurde.¹

Zugleich regte sich Kritik an der medizinischen Begrifflichkeit „Transvestitismus“. So notiert Rainer Herrn: „Die hier beschriebenen Personen begriffen sich als Frauen, nicht als gelegentlich Frauen performierende Männer“ (270). So lässt sich erahnen, dass der medizinische Begriff „Transgender“ aus den 1950er Jahren längst in den Subkulturen Manifestation erfahren hatte. Allein die ärztlichen Behandlungsmöglichkeiten lagen noch in weiter Ferne, wie Herrn erkennen lässt. Die Endokrinologie steckte noch in den Kinderschuhen.

Bisweilen präsentierten sich die Akteure der ausgehenden Weimarer Republik in der Zeitschrift in photographischer Brillanz – ein nicht unproblematisches Vorgehen in

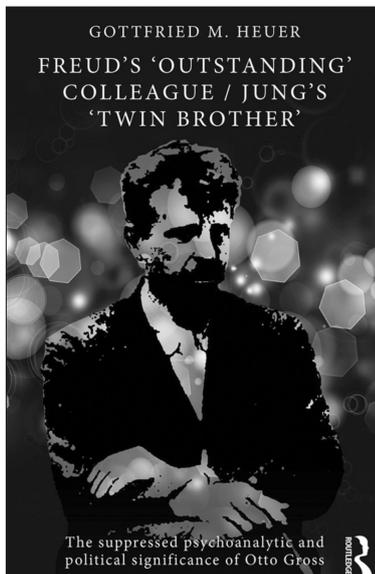
¹ Rotenburg, H. Baronin, 1929. Die Not der Transvestiten. Die Freundin 5 (9), ohne Paginierung.

Zeiten, in denen ein „Transvestitenschein“ noch notwendig war, um sich entsprechend kleiden zu dürfen. Zugleich jedoch boten diese fotografischen Idealbilder den Lesern Möglichkeiten, wie sie sich „unauffällig“ einkleiden konnten, um möglichst wenig aufzufallen. So fanden sich in Heft 7 auf S. 197 fünf Abbildungen „seriöser männlicher Transvestiten“ bzw. das Foto eines „gut gekleideten unauffälligen männlichen Transvestiten“.

Das Ende der Weimarer Republik, das Verbot der Zeitschriften und der Untergang der Sexualreformbewegungen ließ auch die „Transvestiten“ verstummen. Doch konnten sie sich eventuell leichter in die Anonymität der Großstadt flüchten, jedenfalls wenn sie heterosexuell veranlagt waren. Bis die Ungezwungenheit der 1920er Jahre selbst nach Berlin zurückkehren sollte, vergingen jedoch lange dunkle Jahrzehnte.

Insgesamt ist das Buch ein Meilenstein. Es bietet Einblicke in eine Subkultur, die so vergangen und fern noch lange nicht ist. Rainer Herrns einleitende Worte wiederum geben einen Überblick hinsichtlich der historiographischen Forschung. Selten zuvor haben Originalquellen und historische Forschung so gekonnt nebeneinander Platz gefunden. Einziger Kritikpunkt: das Fehlen eines Registers.

Florian G. Mildenerger (Frankfurt an der Oder)



Gottfried M. Heuer, *Freud's 'Outstanding' Colleague/Jung's 'Twin Brother'. The Suppressed Psychoanalytic and Political Significance of Otto Gross*. Routledge, London/New York 2017, 252 S., 26 Abb., br., 28 £, geb., 104 £

Gottfried M. Heuer, ausgewiesener Kenner von Otto Gross sowie Mitbegründer und jahrelang Vorsitzender der *Internationalen Otto Gross Gesellschaft* hat nun ein neues Buch

über Otto Gross vorgelegt. Im Titel *Freud's 'Outstanding' Colleague/Jung's 'Twin Brother'* – beide Bezeichnungen beziehen sich auf Otto Gross – verdichtet Heuer zwei Zitate aus dem 1974 veröffentlichten Freud-Jung-Briefwechsel.¹ Heuer greift dabei zum einen Jungs Formulierung auf, er sei der „Zwillingsbruder“ von Otto Gross – minus der Diagnose „Dementia praecox“, die Jung Gross zugeschrieben hatte (Freud/Jung, 173). Im Text weist Heuer Jungs Diagnose allerdings entschieden zurück. Zum anderen bezeichnet Heuer Otto Gross als Freuds „outstanding“ colleague. Mit diesen beiden Zitaten wird die Größe von Otto Gross so markiert, als wolle Heuer das „goldene Gewölbe“, das Gross im Drogenrausch über sich aufgespannt sah,² nun endlich Wirklichkeit werden lassen. Das ist eine Grundhaltung des Autors, der Gross als bislang verkanntes Jahrhundertgenie idealisiert, dessen Rehabilitation er zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat.

Freud hat Gross aber nie als „outstanding“ colleague anerkannt. Und er hat auch nicht – wie Heuer im Vorwort behauptet – „das“ Werk von Otto Gross als „outstanding“ bezeichnet. Freud zitierte Gross in seinen *Gesammelten Werken* nur ein einziges Mal, für Heuer ein Beweis dafür, dass Freud die Erinnerung an dessen herausragende Beiträge zur Entwicklung der Psychoanalyse zunichte machen wollte (38f, 70).³ Im Kapitel „Psychoanalysis politicized and sacralized“, in dem er Otto Gross als Prophet preist, führt Heuer die Äußerung an, die ihn zur Formulierung „outstanding“ colleague“ inspirierte. Er zitiert (nach der englischen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Freud und Jung⁴) die folgende Äußerung Freuds, die sich auf Gross' Buch *Über psychopathische Minderwertigkeiten* (1909) bezieht: „obviously, it's another outstanding work, full of bold syntheses and overflowing with ideas [...] the man has a good mind!“ [Ellipse: Heuer] (48).⁵ Die originale (deutsche) Formulierung in Freuds Brief vom 3. Juni 1909 lautet: „offenbar wieder sehr

¹ Freud, S., Jung, C.G., 1974a. Briefwechsel. Hrsg. von W. McGuire u. W. Sauerländer. S. Fischer, Frankfurt a.M.

² „Ich habe übrigens fast Alles, was ich publiciert, im Doppelrausch durch Cocain und Morphinum oder Opium von solcher Art geschrieben, dass ich die Zimmerdecken nicht mehr ausnahm und eine Illusion von einem goldigen Gewölbe hatte“ (Gross zit. in Berze, J., Stelzer, D.K., 1913. Befund und Gutachten über den Geisteszustand des am 15. Dezember 1913 über Auftrag des k.k. Bezirksgerichtes Tulln untersuchten Dr. Gross. Gegner, 1999–2000, H. 3, 26.

³ Die Seitenangaben im Text, die ohne weitere Angaben in Klammern stehen, beziehen sich auf das hier besprochene Buch.

⁴ Freud, S., Jung, C.G., 1974b. *The Freud/Jung Letters: The Correspondence Between Sigmund Freud and C.G. Jung*. Hrsg. von William McGuire. Princeton University Press, Princeton/USA.

⁵ Der vollständige englische Satz heißt: „And again two different ways of indicating emphasis (bold type and letter spacing), which makes an exquisitely paranoid impression. Too bad, the man has a good mind!“ (Freud/Jung 1974b, Letter 143 F, 227).

wertvoll, von kühner Synthese und überreich an Gedanken, wieder auch an zweierlei Hervorhebungen im Druck (fett und gesperrt), was einen exquisit paranoischen Eindruck macht. Schade um den bedeutenden Kopf!“ (Freud/Jung, 1974a, 250f) Das heißt, Heuer lässt die Passage aus, in der Freud den „paranoischen Eindruck“ erwähnt, den die Lektüre auf ihn gemacht hatte, und dann gibt er den daran anschließenden Satz „Schade um den bedeutenden Kopf!“ verstümmelt so wieder: „the man has a good mind!“ Damit wird Freuds Aussage über den „bedeutenden Kopf“ buchstäblich auf den Kopf gestellt. – Heuer unterschlägt gänzlich einen früheren Brief Freuds an Jung, in dem es heißt, „Er [Gross] ist verfallen und wird unsere Sache schwer beschädigen“ (Freud/Jung, 1974a, 180).

Unmittelbar im Anschluss daran greift Heuer den Psychoanalytiker Zvi Lothane an, der einer in der Literatur über die Beziehung zwischen Sabine Spielrein, Gross und Jung oft (u.a. auch von Heuer) vertretenen Auffassung widersprochen hat,⁶ wonach es während (oder nach?) der therapeutischen Beziehung Sabina Spielreins zu Jung zwischen beiden zum Geschlechtsverkehr gekommen sein soll. Für Heuer ist diese Beziehungsgeschichte deshalb wichtig, weil sie ihm die Gelegenheit gibt, nicht nur Otto Gross, sondern auch Sabina Spielrein als Opfer der Skrupellosigkeit Jungs darzustellen. Bei seiner Kritik an Lothane tritt er als Ankläger Jungs auf.

Heuers Lothane-Kritik ist aber nur die Overtüre für eine noch sehr viel weitergehende Anklage, die er gegen „the founding fathers of psychoanalysis“ erhebt: Freud und Jung hätten die Geschichte der Psychoanalyse „actively and intentionally“ (38) verfälscht und sich wichtige Erkenntnisse von Gross zueigen gemacht, ohne dessen Namen zu erwähnen. Heuer wirft ihnen deshalb „character assassination“ (39) vor, ja mehr noch, Gross sei das Opfer einer *damnatio memoriae* geworden, der schon im Römischen Reich praktizierten Methode, den Namen missliebiger Personen aus Bildnissen und Schriften zu entfernen. Als Beweis für seine Behauptung führt Heuer u.a. an, dass Jung den Namen von Otto Gross, den er in der ersten Fassung der Abhandlung über *Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen* (1909) noch genannt hatte, in der dritten (überarbeiteten) Fassung von 1949 gestrichen habe (91). Das mag man kritisieren, doch Heuers Verallgemeinerung, Jung habe die Erinnerung an Gross vollständig getilgt, ist falsch. So wird Otto Gross etwa noch im 1968 erschienenen dritten Band der *Gesammelten Werke* Jungs erwähnt, und zwar in einem Aufsatz, in dem sich Jung mit dem Problem der *Dementia praecox* auseinandersetzt (Bd. 3, 1–170).

⁶ Lothane, Z., 1999. Tender Love and Transference. Unpublished Letters of C.G. Jung and Sabina Spielrein. Int. J. Psycho-Anal. 80, 1189–1204.

Und wie verhält es sich in der Gegenwart? „How is psychoanalysis today? How does it deal with dissidents and how does it implement its program of political silence?“ (46). Diese Fragen hat Heuer der von ihm übersetzten (deutschen) Überschrift eines 2014 erschienenen Zeitungsartikels entnommen.⁷ Dass es sich dabei um den Bericht über ein Symposium handelte, das von zwei psychoanalytischen Institutionen⁸ veranstaltet wurde und bei dem Goetz von Olenhusen – Heuers Nachfolger im Amt des 1. Vorsitzenden der *Internationalen Otto Gross Gesellschaft* – einen Vortrag über Otto Gross gehalten hat, erwähnt Heuer nicht. Stattdessen steigert er seine Anschuldigungen gegen die heutigen Psychoanalytiker an dieser Stelle bis zum Crescendo:

„The continuing exclusion from contemporary psychoanalytic discourse of all those analysts who – like Gross – have been purged from the analytic community is reminiscent of keeping alive the old hatred Claude Lanzmann speaks of, concerning a Polish village that allowed one half of its inhabitants to go towards certain death during the Shoah.“ (48)

Heuers Kritik bezieht sich hier implizit auf die Vergangenheit (Freud und Jung) und explizit auf die Gegenwart, in der Otto Gross und andere Dissidenten der Psychoanalyse noch immer aus dem „psychoanalytic discourse“ ausgeschlossen seien. Die dafür Verantwortlichen (wer immer das auch sein mag) müssten ihren alten Hass so aufrechterhalten wie Lanzmanns Bewohner des polnischen Dorfes, die ihren vormaligen Hass auf die Juden noch im Nachhinein rechtfertigen mussten, „otherwise they could not live“ (48).

Heuer will Otto Gross *im Nachhinein* Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das geschieht vor dem Hintergrund der Konstruktion einer manichäischen Heilsgeschichte: hier das Licht, dort die Finsternis. In dieser imaginierten Geschichte gibt es Opfer und Täter, zwischen denen Heuer vermitteln will.

In der Überschrift des ersten Kapitels hat Heuer sein Anliegen benannt: „Healing wounded history“. Dieses Ziel will er mit Hilfe der von ihm so bezeichneten „intersubjective, psychoanalytic and sacral-political methodology“ (5) erreichen: „to help release Otto Gross from the trauma of *damnatio memoriae*“ (208). Dabei spielt – anders als bei der herkömmlichen Geschichtsschreibung, die Heuer „pseudo-objective“ (3) nennt – die Subjektivität des Autors eine wichtige Rolle. Dem Leser werden daher nicht nur Leben und

⁷ Breidecker, V., 2014. Eine gewisse Grundverrücktheit. Wie geht es eigentlich der Psychoanalyse? Und wie geht sie mit Dissidenten und ihrem politischen Schweigeprogramm um? Ein aufschlussreiches Treffen zum 70. Geburtstag von Bernd Nitzschke. Süddeutsche Zeitung, 17.06.2014, 11.

⁸ Vom Institut für Psychoanalyse und Psychotherapie Düsseldorf und der Akademie für Psychoanalyse und Psychosomatik Düsseldorf.

Werk von Otto Gross, sondern auch Auszüge aus dem Familien- und Gefühlsleben des Autors selbst nahe gebracht.

Auf diese Weise entsteht ein eigenartiges Doppelpor-trait, zusammengesetzt aus den Zügen von Otto Gross und Gottfried M. Heuer. Das „M.“ steht für Maria. Den Mittelnamen hat sich Heuer erst vor einigen Jahren zugelegt. Damit wolle er, so lässt er den Leser wissen, an das (ungeborene) Mädchen erinnern, das sich seine Eltern an seiner Stelle gewünscht, aber nicht bekommen hätten. Außerdem stehe das „M.“ für die Verehrung des Weiblichen an sich: „to explicitly honour the feminine“ (30). An dieser Stelle vergleicht sich Heuer einmal mehr mit Gross, den er jetzt vertraulich beim Vornamen nennt: „Otto and I share a father-wound: I grew up without a father [...]. I was left an only child, loved and spoiled by my mother [...]. Otto similarly suffered from what appears to have been an emotionally absent mother, and an overpowering father [...].“ (ebd.). Hier der überwältigende, dort der fehlende Vater; hier die emotional absente, dort die den Sohn als Selbstobjekt vereinnahmende Mutter.

Bei Gross führte das zu einer ambivalenten Einstellung gegenüber Frauen. Die unerfüllte Sehnsucht nach mütterlicher Nähe begründete sein sexuelles Suchtverhalten, das er als sakralen Dienst an den Frauen zu kaschieren versuchte. So inszenierte Gross in Ascona Orgien unter Berufung auf die vorderasiatische Muttergöttin Astarte. „Die Freiheit, zu der er seine Patienten führen wollte, ‚Sexualimmoralisten‘ zu sein, beanspruchte er auch für sein eigenes Leben [...]“⁹

Heuer verfolgt Gross' intellektuellen Stammbaum bis zu Zenon von Kiton, dem Begründer der stoischen Philosophie zurück (147). Er preist aber nicht nur die Vorgänger von Gross, darunter den Anarchisten Pjotr Alexejewitsch Kropotkin, der 1877 am Kongress der *Antiautoritären Internationale* teilnahm; er preist auch Gross selbst als Vordenker.

So habe sich Wilhelm Reich den Begriff „sexuelle Revolution“ angeeignet, ohne Otto Gross, der diesen Begriff geprägt habe, beim Namen zu nennen (114f). Gross' Werk stehe schließlich auch am Beginn der Forschungen zur autoritären Persönlichkeit (72). Zudem sei er der Inspirator vieler Ideen gewesen, die Freud und Jung später weiter ausgearbeitet hätten. So habe Freud zum Beispiel in der Schrift *Triebe und Triebchicksale* (1915) Gedanken von Gross benutzt, ohne deren Herkunft deutlich zu machen (70). Außerdem sei Gross der Stammvater der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorien (Fairbain, Winnicott). Auch die Grundlagen der intersubjektiven Psychoanalyse seien bereits im Werk von Gross angelegt.

Und schließlich habe Otto Gross als erster Psychoanalytiker die große Bedeutung der Beziehung des Kindes zur Mutter erkannt und deshalb mit Nachdruck die Folgen des

Mangels an Mutterliebe betont („empathically explained hospitalism“) (58). Als Beleg für diese Behauptung zitiert Heuer aus Gross' Schrift *Drei Aufsätze über den inneren Konflikt* (1920) den folgenden Passus (in englischer Übersetzung): „Lack of love! The children perish [...] from starvation of the soul, the child's instinct to find mother-love remains unsatisfied and the little soul dies“ (58). Die Auslassung, die Heuer in diesem Absatz vorgenommen hat, ist bedeutsam. Im Original lautet der vollständige Passus: „Mangel an Liebe! Die Kinder gehen, wie sich einer der führenden Erforscher des Hospitalismus ausdrückt, an seelischem Hungertode zugrunde, der kindliche Instinkt nach Mutterliebe bleibt unbefriedigt und das Seelchen stirbt dahin“ (Herv.: B.N.)¹⁰

Bei Heuer fällt „der führende Erforscher des Hospitalismus“ der Zensur zum Opfer. Hätte Heuer mitgeteilt, worauf Gross ausdrücklich hinwies, dann wüssten auch seine Leser, dass der von ihm zitierte Passus überhaupt nicht von Otto Gross stammt. Bei Gross heißt es dazu nämlich einleitend: „Im folgenden [sic!] ist ein populäres ‚Kosmos‘-Referat, welches mir eben zur Verfügung steht, im Wortlaut wiedergegeben; es bezieht sich auf die Forschungsergebnisse eines Kinderarztes Prof. Ibrahim [...]“¹¹ Das heißt, als Gross diese Abhandlung schrieb, waren die Bedeutung der Mutterliebe und die Folgen ihres Mangels bereits so bekannt, dass darüber in einer populären Zeitschrift berichtet werden konnte. Und in diesem Sinne hatte Freud dann später auch seine Hymne angestimmt, auf die „einzigartige, unvergleichliche, fürs ganze Leben unabänderlich festgelegte Bedeutung der Mutter als erstes und stärkstes Liebesobjekt, als Vorbild aller späteren Liebesbeziehungen“¹²

Heuer hat seiner Verehrung für Otto Gross in der Vergangenheit mehrfach Ausdruck verliehen, ohne dass er deshalb auf verfälschte Zitate zurückgreifen musste. Er hat sich um die Erforschung von Gross' Leben und Werk verdient gemacht, indem er verschüttete Wege aufgefunden und vergessene Quellen erschlossen hat. Auch das vorliegende Buch enthält – vor allem in dem Kapitel, in dem über das wilde Leben des Otto Gross und die daraus hervorgegangenen Nachkommen berichtet wird, abermals interessantes Bildmaterial, das zum Teil aus dem von Heuer verwalteten *Otto Gross Archive* in London stammt. Im Appendix wird schließlich eine bisher unbekannte, von Heuer entdeckte Krankenakte aus der Anstalt Mendrisio vorgestellt. Otto Gross, der nach dem Selbstmord seiner Patientin und Geliebten Sophie Benz (1911) zusammengebrochen war, hatte in dieser Klinik Zuflucht gefunden.

Bernd Nitzschke (Düsseldorf)

⁹ Hurwitz, E., 1979. Otto Gross. „Paradies“-Sucher zwischen Freud und Jung. Suhrkamp, Frankfurt a.M., 117.

¹⁰ Gross, O., 1920. Drei Aufsätze über den inneren Konflikt. Marcus & Webers, Bonn, 22.

¹¹ Ebd., 21.

¹² Freud, S., (1940). Abriß der Psychoanalyse. GW XVII, 115.



Rosenbaum, Johannes, *Die islamische Ehe in Südasien: Zeitgenössische Diskurse zwischen Recht, Ethik und Etikette*, Ergon, Würzburg 2017, 300 S., br., 38 €

Die Dissertation von Johannes Rosenbaum erschien als Bd. 9 der Ergonreihe „Muslimische Welten“. Zentrale Befunde seiner Studie hat der Autor 2016 in *Sexuologie* 23 (1–2) schon vorgestellt. Rosenbaum geht es nicht um eine Diskussion von Eheproblematiken in der Praxis, sondern um ein literarisches Narrativ, das er mit literaturwissenschaftlichen Methoden vergleichend beschreibt. Dazu nutzt er ausgewählte Urdurattgeber für Muslime, die zwischen 1940 und 2008 in Pakistan und Indien veröffentlicht wurden. Diese islamische Ratgeberliteratur zeichnet sich durch einen stark normativen Charakter aus und richtet sich als Massenmedium an Laien (23). Alternative Ehemodelle finden keine Berücksichtigung.

Im Unterschied zur westlichen Eheanbahnung wird die Ehe in Südasien meist arrangiert. Liebeshochzeiten zwischen Einzelindividuen werden als Mythos aus der atomisierten Welt des Unglaubens abgelehnt (194). Ehen sind vielmehr Allianzen zwischen Familien. Viele Muslime in Südasien ehelichen daher eine Cousine ersten Grades. Der islamische Ehevertrag (*nikāḥ*) ist rechtlich in konzeptioneller Nähe zur klassischen Sklaverei zu verstehen (13, 46). Die Vertragsparteien sind üblicherweise der Ehemann und der männliche Vormund der Braut, die verbal oder durch Schweigen der Entscheidung ihres Vormundes zustimmt; ist sie minderjährig, ist ihre Zustimmung nicht nötig (162). Die Hanafiten erlauben als einzige Rechtschule, dass eine volljährige Frau ihre Ehe selbst schließen kann. Die Heirat wird Frauen früh empfohlen, schon ab neun Jahren, spätestens ab fünfzehn. Die indische Rechtsordnung setzt das Reifealter auf 18 Jahre fest.

Eine Kurzrecherche zeigt: Knapp ein Drittel aller Frauen Indiens wird heutzutage vor dem gesetzlichen Mindest-

alter verheiratet, zwischen Hindus und Muslimen gibt es keine signifikanten Unterschiede. Es ist bedauerlich, dass Statistiken in der vorliegenden Studie völlig fehlen.

Die sozioökonomische Ebenbürtigkeit der Familien ist ein wichtiges Auswahlkriterium bei der Partnerwahl. Eine Gütergemeinschaft ist nicht üblich. Der Ehemann verpflichtet sich zur Zahlung einer Morgengabe (*mahr*) und des Unterhaltes, d.h. Unterbringung, Einkleidung und Verpflegung der Ehefrau. Im Gegenzug garantiert die Frau ihm sexuelle Verfügbarkeit und ihren Gehorsam (50). Die Frau, die nicht kommt, wenn ihr Mann sie zu Bette ruft, wird die ganze Nacht hindurch von Engeln verflucht, so ein vielzitiertes *ḥadīth* (130). Es sei nicht nur ihre Pflicht, ihren Ehemann vor Unzucht zu schützen (230), sondern auch in ihrem Eigeninteresse, dass der Ehemann keine Zweitfrau ehelicht. Kontrovers wird diskutiert, ob der Ehemann „Herrscher“ oder lediglich „Wächter“ über die Ehefrau ist (197), die in Südasien häuslich gebunden ist.

Einigkeit besteht darüber, dass sein Anrecht auf sie unvorstellbar groß sein soll – wie folgender Propheten-ausspruch erläutert:

„Es ist einem Menschen nicht erlaubt, sich vor einem anderen Menschen niederzuwerfen. Wenn es einem erlaubt wäre, so würde es der Frau geboten sein, sich vor ihrem Ehemann niederzuwerfen. Das Anrecht des Ehemanns auf seine Ehefrau ist gewaltig [...]. Bei dem, in dessen Hand mein Leben ist, wenn auf dem Körper des Ehemanns von Fuß bis Kopf Wunden wären, aus denen Eiter und Blut austritt, und die Frau sie auslecken würde, dann wäre dem Anrecht noch immer nicht Genüge getan.“ (198)

Das Verhältnis der Eheleute ist grundsätzlich hierarchisch. „Die Frau sei in der Ehe dem Mann wie eine Sklavin“, empfiehlt bereits al-Ghazālī (75). Aber da die Frau so krumm ist wie die Rippe Adams, aus der sie erschaffen wurde, solle der Mann sie mit Geduld und Nachsicht erziehen; wird sie mit übermäßiger Gewalt gerade gebogen, kann sie auch brechen.

Bei der Scheidung wird unterschieden zwischen der vergleichsweise unkomplizierten männlich initiierten Verstoßung (*ṭalāq*) und der Eheannullierung, auf die die Frau klagen kann, sofern sie nachweist, dass der Ehemann seine Ehevertragspflichten nicht erfüllen kann. Dieses islamische Ehemodell wird von Muslimen als höherwertig gegenüber den altarabischen Sitten interpretiert: Die Zahlung des Brautpreises geht nun an die Braut und nicht mehr an ihren Vormund und die Verpflichtung zur sexuellen Verfügbarkeit beschränkt sich auf den Ehemann und beinhaltet nicht mehr auch seine Gäste (106).

Die zentrale Pflicht des Mannes im Ehevertrag ist die Zahlung der Morgengabe, sie korrespondiert mit der Ver-

pflichtung der Ehefrau zum Gehorsam. Traditionell wird ein Teil sofort bezahlt und der Rest aufgeschoben und zwar maximal bis zum Tode des Mannes oder der Verstoßung der Frau (184). In beiden Fällen kommt es in der Regel zu Schwierigkeiten bei der finalen Finanztransaktion. Ist die Frau bei der Erfüllung ihrer Gehorsamspflicht nachlässig, solle man geduldig das Gespräch suchen und sie erst mit Sexentzug strafen, bevor man sie körperlich züchtige (207). Der moderne Gehorsamskatalog für die Ehefrau reicht von Klassikern wie „das Essen mit Sinn und Verstand zubereiten“ und „das Haus sauber halten“ über „sich vor der Ankunft des Ehemanns schön machen“ und „eigene Fehler zugeben“ bis zu „sich beim Telefonieren kurz fassen“ (216).

Sexuell empfehlen die Ratgeber Vaginalverkehr (*farj*) in der Missionarsstellung (244). Dessen Häufigkeit wird meist nicht näher erläutert: Die Ehefrau habe aber ein eintragbares Anrecht auf mindestens einen Koitus während ihres Lebens (231); andere Autoren argumentieren, dass der Ehemann seiner Gattin denselben nicht länger als vier Monate vorenthalten dürfe (232). Sie selbst sei allzeit sexuell verfügbar, außer sie menstruiert, dann ist der blutende Teil tabu. Analverkehr wird verdammt. Über Onanie und Oralverkehr wird meist geschwiegen, wenn nicht, wird von beidem abgeraten. Nacktheit während des Geschlechtsverkehrs gilt manchen ebenso als unheilvoll (245): Kinder aus nacktem Verkehr seien schamlos. Verhütung wird allgemein scharf verurteilt, mit Ausnahme des coitus interruptus (247), da die Entscheidungsmacht über die Empfängnis allein bei Allāh angesiedelt werden darf.

Die westliche Zivilisation wird in der islamischen Ratgeberliteratur üblicherweise kritisch analysiert: Der Feminismus dort zerstöre die Familien, führe zu Pornographie, weiblicher Ausbeutung, Homosexualität und AIDS (120f). Die Forderung nach gleicher Bildung und Gleichbehandlung ignoriere die natürlichen Unterschiede in Intelligenz und Physiologie. Der mädchenhafte Wunsch nach Collegeausbildung führe bei Frauen nur zu Arroganz, Attitüden und Allüren (161). Auch im Beruf könne die Frau höchstens mit Schönheit auffallen. Die Verheiratung solle daher im Jugendalter vollzogen werden, um der sexuellen Verwahrlosung, wie sie in Amerika und Europa grassiere, vorzubeugen. Dem Misserfolg der westlichen Frauenbewegung wird das Projekt einer emanzipatorischen Islamischen Revolution entgegengesetzt.

Die Kritik der hinduistischen Mehrheitsgesellschaft Indiens an muslimischer Polygynie und der höheren Geburtenrate unter Muslimen wird an einigen Stellen aufgegriffen: Polygynie senke die Kinderzahl pro Frau und für die Ehefrau sei es ohnehin erträglicher eine Zweitehefrau zu dulden, als verstoßen zu werden (143). Dem Mann sind maximal vier Ehefrauen gleichzeitig erlaubt.

Die Studie fokussiert ein hochspezifisches literarisches Subgenre. Hinweise auf Statistiken, Berichte von

Frauenrechtsorganisationen oder aktuelle Mediendebatten hätten das Bild der islamischen Ehe schärfer zu skizzieren erlaubt. Die Studie reproduziert im Wesentlichen ein literarisches Narrativ wie es in frommen Kreisen gepflegt wird. Fehler wie „das Fiqh“ (41, 61) statt „der Fiqh“ sind da zu verkraften. Angenehm fällt das Fehlen des unter Islamtheologen standardisierten Lügenapparates auf: Keine inhaltsleeren Phrasen zur „Ambiguitätstoleranz islamischer Texte“, keine „Gott ist barmherzig“-Parolen der „islamischer Feminismus ist auch feministisch“-Fraktion. Rosenbaum übersetzt und stellt zusammen; er hält sich nicht mit dem kreativen Fingern kühner Ausflüchte aus den Texten auf. Zunächst mag es kurios anmuten, hochfrommen Mullahs beim Debattieren über die ehelichen Pflichten zu lauschen. Aber genau dieses ist gängige Praxis unter Muslimen in Südasien. Mullahs sind entscheidend diskursprägend. Insgesamt ist das Buch in der Sache hochrelevant und gerade für Leser mit geringer Islamkompetenz empfehlenswert. Linke Feministinnen sollten das Buch gleichfalls lesen.

Thomas K. Gugler (Münster)



Klecha, Stephan, *Die Grünen zwischen Empathie und Distanz in der Pädosexualitätsfrage. Anatomie eines Lernprozesses*, Julius Springer, Berlin 2017, 289 S., br., 34,99 €

Das vorliegende Buch basiert auf einer politikwissenschaftlichen Habilitationsschrift an der Universität Göttingen. Der Autor war einer der wichtigsten Mitarbeiter des Projektes „Die Grünen und die Pädosexualität“, das 2015 unter der Koordination von Franz Walther am Göttinger Institut für Demokratieforschung zum Abschluss gebracht

worden war¹. Das vorliegende Buch setzt sich aus zwei ineinander verwobenen Teilen zusammen: Einerseits handelt es sich um eine politikwissenschaftliche Analyse über Lernverhalten in der Politik am Beispiel des Umgangs der grünen Partei mit dem Komplex der Pädosexualität, zum anderen schreibt Klecha die Geschichte dieses Umgangs und holt somit das nach, was in dem von ihm mit verantworteten Sammelband von 2015 teilweise fehlte.

Das Buch ist in fünf Teile gegliedert: In der Einleitung werden Problemstellung und Quellenlage umrissen, das zweite Kapitel handelt von der Metamorphose der linken und ökologischen Splittergruppen der 1970er Jahre in eine grüne Partei. Zu dieser Zeit fanden die wegweisenden Debatten um pädosexuelle Emanzipation und die Modifizierung des Strafrechtes statt. Stets nimmt Klecha Bezug auf die Diskussionen der 1970er Jahre und konstatiert: „Was 1980 und in den folgenden Jahren passierte, begann eigentlich gut eine Dekade davor“ (41). Infolgedessen nehmen die Emanzipationsbemühungen der Schwulen und Frauen im Buch breiten Raum ein. Die Entwicklung hin zur „Bundesarbeitsgemeinschaft Schwule, Transsexuelle und Päderasten“ (SchwuP) wird detailliert und im Kontext der grünen Selbstfindungsprozesse nachgezeichnet. Nach dem Gründungsparteitag der Grünen 1980 in Saarbrücken und der zunehmenden Wahlerfolge witterten die politisch bei den Grünen engagierten „Pädos“ Morgenluft und hofften, die Partei in ihrem sexualpolitischen Reformkurs stimulieren zu können. Bisweilen erhielten sie hierfür prominente Unterstützung, z.B. durch Daniel Cohn-Bendit (114).

Dieser Phase von 1980 bis 1985 ist das dritte Kapitel gewidmet. Alle Debatten kulminierten 1985 im nordrheinwestfälischen Landtagswahlkampf, wo eine um ihre absolute Mehrheit bangende SPD unter ihrem Spitzenkandidaten Johannes Rau das grüne Positionspapier „Sexualität und Herrschaft“ zum Nukleus ökologischer Politik machte und mit Stammtischparolen gegen „Kinderschänder“ nicht nur dem Wahlkampf 1985 eine unschöne Note verlieh, sondern auch die Debatten um Pädophilie bei den Grünen zu einem abrupten Ende brachte.

Wie Klecha im vierten Kapitel darlegt, zeichnete sich zeitgleich die Inkorporation der grünen Partei in das bestehende politische System durch die Regierungsbeteiligung in Hessen ab. Viele Gründungsmitglieder verließen enttäuscht die sich normalisierende Partei und im Bemühen, die ursprünglichen revolutionären Ziele dem Primat der „Realpolitik“ zu unterwerfen, warfen die Parteifunktionäre eine ganze Reihe von Vorhaben über Bord. Die grüne Parteiführung straffte ihre Vorfeldorganisatio-

nen und unterwarf sie ihrem Willen; die selbstständige SchwuP ging unter. Von der ursprünglich avisierten Umwälzung des Sexuallebens blieben zaghafte Forderungen nach Liberalisierung des Abtreibungsrechtes und des gleichgeschlechtlichen Verkehrs. Die anwachsende Angst um AIDS verlagerte die Interessen der politisch engagierten Schwulen, die zudem mit dem „Bundesverband Homosexualität“ eine parteiübergreifende Lobbyorganisation gründeten. So verschwand das Thema der Pädosexualität, das unter den Rubriken „Pädophilie“, „Kinderliebe“ oder „Indianerkommune“ diskutiert worden war, aus dem Fokus der grünen Partei.

Im letzten Kapitel fasst Klecha seine Untersuchungen noch einmal zusammen, betont die „bejahende Haltung zur Sexualität“ (234) als grünes Grundanliegen und stellt die Frage nach dem Ablauf von Lernprozessen in der Politik. So ergibt sich ein scheinbar kohärentes Bild, das jedoch vor allem eines aussagt: die Grünen von heute seien nicht mehr die Grünen von 1980, weswegen sie nicht für die damaligen Ereignisse und Diskussionen verantwortlich gemacht werden können.

Diese Aussage stimmt mit den Einschätzungen der heutigen grünen Parteiführung überein, die jenes Forschungsprojekt auch finanziell ermöglichte, auf dessen Basis die vorliegende Habilitationsschrift entstand. Allerdings widerspricht Klecha selbst (ungewollt?) mehrfach seiner eigenen Schlussfolgerung. So schreibt er auf S. 20, dass in den 1980er Jahren innerparteiliche Debatten für die Grünen von zentraler Bedeutung waren. Auf S. 81 ist dann die Rede davon, dass alles so chaotisch verlaufen sei, dass sich niemand mehr an alles erinnern könne – aber hatten nicht die dogmatischen K-Gruppen die Grünen unterwandert (z.B. Trittin, Vollmer), die sehr genau wussten, wie Debatten zu führen waren? Auf S. 254 heißt es, dass „Schlussstriche“ die Diskussionen beendeten. Also wussten die damaligen Protagonisten sehr genau über die Debatten Bescheid, sonst hätten sie diese ja nicht beendet. Aber wer machte das? Dieselben Funktionäre, die 2013 aus allen Wolken fielen, als auf einmal von Pädophilie bei den Grünen die Rede war. Doch anstatt dies zu benennen, schreibt Klecha von einem „unvollständigen kollektiven Gedächtnis“ in der Gesamtpartei (259) – als ob nun die einfachen Parteimitglieder die Schuldigen wären und nicht etwa die Funktionäre.

Auch die im Buch immer wieder vorkommende Indianerkommune war über die Jahre keineswegs völlig vergessen. Im Bundestagswahlkampf 1998 brachte beispielsweise die „taz“ einen Reader zu den Grünen heraus, der sich an alphabetischen Stichpunkten entlang hangelte.² Unter Punkt I wie „Indianerkommune“ oder B wie

¹ Walter, F., Klecha, S., Hensel, A. (Hg.), 2015. Die Grünen und die Pädosexualität. Eine bundesdeutsche Geschichte. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

² Groll, P., Gottschlich, J. (Hg.), 1998. Die grüne Gefahr – Eine Partei auf dem Weg zur Macht: taz-Journal. taz-Verlag, Berlin.

„Busengrabschen“ hätte Klecha nachlesen können, dass die Grünen in den 1980ern so manche Sexismusdebatte durchstehen mussten.³ Hier profilierten sich die Frauengruppen, die dann in der Vertreibung der „Pädos“ aus dem grünen Paradies eine zentrale Rolle spielten. Doch auch dazu liest man im vorliegenden Werk nichts.

Klecha vergisst zudem zu erwähnen, dass die Debatten um die eventuelle Streichung des Sexualstrafrechts Teil einer weiter gehenden Strategie war. Die linken Revoluzzer der späten 1960er und frühen 1970er Jahre waren mit dem Programm einer vollständigen Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse angetreten, die das Versprechen der materiellen Gleichberechtigung beinhaltete. Eine völlig neue Gesellschaft sollte entstehen, ohne Unterdrückungsmöglichkeiten, die auf materiellen Ungleichheiten basierte. Auf Basis der von Klecha immer wieder beschworenen „linksfreudianischen Rezeption“ (z.B. 66) gelangten die Revolutionäre zu der Idee, man könne so auch alle Autoritätsverhältnisse im Privatleben aushebeln. Nur unter dieser Prämisse wird deutlich, warum gerade die linken Gründungsmitglieder der Grünen sich für die faktische Abschaffung des Sexualstrafrechtes so lange begeisterten.

Als jedoch genau diese Gründer die grüne Partei in einen gewöhnlichen parlamentarischen Mehrheitsbeschaffer für die SPD verwandelten, gaben sie die Hoffnung auf eine quasi revolutionäre Veränderung der Gesellschaft und die Aufhebung der materiellen Ungleichheit in Deutschland auf. Das stellten sie nachhaltig unter Beweis, als sie nach 2002 „Hartz IV“ miteinführten. Die „grünen Kernüberzeugungen“ wurden über Bord geworfen und zurück blieben Versatzstücke, die ursprünglich einmal Teil eines größeren Ganzen gewesen waren und nun in die Realpolitik eingestreut wurden: schwule Emanzipation, Abtreibung, erleichterte Scheidung etc. Doch hierzu schreibt Klecha nichts und auch die Grünen schweigen, denn da es dieselben Akteure waren, die 1975 noch die Revolution wollten und 1998 die Bundesregierung bildeten, würde dies das Selbstverständnis von Partei und Funktionären erheblich erschüttern.

Doch das unbedingte Vertrauen in die Führungsclique der Partei ist nicht nur dem grünen Fußvolk gegeben, sondern auch Stephan Klecha. Dies wird dem Leser bei der Lektüre des Quellenverzeichnisses deutlich. Auf S. 266 unterscheidet er in der Rubrik „Privatarchive“ zwischen „selbst gesichteten Beständen“ und „Zusendungen aus Privatarchiven“, d.h., die grünen Landesverbände in Baden-Württemberg und Bremen sowie schwule Funktionäre wie Volker Beck oder Günter Dworek führten eine Vorauswahl der Quellen durch, auf deren Basis dann Klecha seine Forschungen auch betrieb. Beck und Dwo-

rek stehen stellvertretend für den Wandel der homosexuellen Emanzipationsbewegungen zu Befürwortern der Integration in die bestehende Gesellschaft. Gerade diesen zentralen Akteuren die Deutung der Geschichte faktisch zu überlassen, zeugt von einem hohen Maß an Bereitschaft, grundlegende Prämissen einer wissenschaftlichen Arbeitsweise einfach zu vergessen.

Zeitzeugengespräche hat Klecha offenbar keine geführt – schon gar nicht mit den eventuellen Protagonisten der „Indianerkommune“ oder gar den damals minderjährigen Akteuren. Möglicherweise hätten diese ihn darauf aufmerksam gemacht, dass ab 1985 im grünen Parteijargon Sex mit Minderjährigen grundsätzlich als gewaltbehaftet angesehen wurde – und die Grünen somit die Diktion konservativer Sittenwächter und amerikanischer Psychologen übernahmen. Klecha selbst bemerkt erst auf S. 127, dass Festlegungen, wer als „Kind“ oder „Jugendlicher“ zu gelten habe, eventuell notwendig sind, wenn man von einer Strafrechtsnovellierung träumt.

Mittlerweile wurde das Sexualstrafrecht mehrfach verändert, nur die Bezeichnung „Kind“ blieb gleich – ganz egal ob prae- oder postpubertär. Doch entsprechende Formulierungen, eventuell auch zur Bedeutung der Grünen in diesem emotional aufgeladenen Diskurs, fehlen. Dafür glänzt Klecha mit Erkenntnissen zu AIDS: „Die Krankheit verlief tückisch und meist schwer“ (218) und der Behauptung, aufgrund der staatlichen Eingriffe in das schwule Sexualleben im Zusammenhang mit AIDS hätten Volker Beck und Günter Dworek das Konzept der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft entwickelt (221). Warum Schwule in Reaktion auf staatliche Zwangsmaßnahmen ein Institut wie die Ehe bevorzugen sollten, das dem Staat die komplette Einsicht in das Privatleben gestattet, verrät Klecha leider nicht.

Das Fehlen eines Registers rundet dieses Auftragswerk ab.

Florian G. Mildenerger (Frankfurt an der Oder)

³ Ebd., 21.



Witt, Emily, *Future Sex: Wie wir heute lieben. Ein Selbstversuch*, Suhrkamp Verlag, Berlin 2017, 233S., br., 14,95 €

Die Autorin, Jahrgang 1981, ist ausgebildete Journalistin aus Brooklyn (New York). Sie schreibt Essays und Reportagen für namhafte US-amerikanische und englische Zeitungen und Magazine. Geprägt wurde sie von den Schriften Simone de Beauvoirs und Joan Didions. Ihre sexuelle Selbstfindungsrecherche trägt im Deutschen wie im Original den Titel *Future Sex*. Lediglich der Untertitel weicht vom Englischen *A New Kind of Free Love* ab und lautet „Wie wir heute lieben. Ein Selbstversuch“. Nicht nur der Widerspruch von „Future“ und „heute“ fällt negativ auf. Zudem weckt der deutsche Untertitel die Erwartung, es würde sich bei diesem Buch um Ratgeberliteratur handeln. Stattdessen ist der Erlebnisbericht eindeutig dem New Journalism zuzuordnen.

Welche Beweggründe hat die Autorin? Im Alter von 30 Jahren fragt sie sich, warum ihr gesamtes Umfeld, sie inbegriffen, immer davon ausgegangen ist, dass das Ziel eines gelingenden Lebens darin besteht, die Liebe als „absolutes, messianisches Endzeiterignis“ zu finden, „als wäre das Universum sie jedem Einzelnen von uns schuldig und als gäbe es vor ihr kein Entrinnen.“ Witt verabschiedet sich also vom pseudo-fatalistischen „Projekt Ehefrauendasein, Monogamie und Kinderaufzucht“. Indem sie sämtliche Normen und Konventionen, die Sexualität betreffend, für sich außer Kraft setzt, öffnet sie sich für avantgardistische Praktiken von sexueller Leibesertüchtigung, Cybersex und anderen Konzepten zur Steigerung sexueller Lust, macht sich zur Chronistin angewandter Science-Fiction-Pornografie.

Witt verfügt über eine besondere Beobachtungsgabe, bleibt aber leider zu oft bei der bloßen Schilderung stehen. Das kann zweifelsohne sehr informativ sein, wenn sie beispielsweise den Ablauf einer orgasmischen Meditation schildert: „Dann zieht die Frau sich die Hose und Unter-

wäsche aus, legt sich auf den Rücken und öffnet die Beine. Ihr Partner bleibt angezogen und setzt sich auf ein Kissen zu ihrer Rechten. Er legt sein linkes Bein über ihren Körper und schiebt sein rechtes unter ihr rechtes Bein. Dann stellt er einen Wecker auf 15 Minuten, zieht sich Latexhandschuhe an und reibt sich einen Finger mit Gleitmittel ein. Er beschreibt der Frau mit poetischen Worten ihre Vulva. Er bittet sie um Erlaubnis, sie zu berühren. Wenn sie ihm die Erlaubnis gewährt, legt er den Daumen der rechten Hand in ihren Introitus. Mit der linken streichelt er sanft über den oberen linken Quadranten ihrer Klitoris. Damit fährt der Partner den Rest der ihm zugeteilten Zeit fort [...]. Ist die Zeit abgelaufen [...], legt der Mann die Hand mit festem Druck auf die Vulva, um die Frau zu ‚erden‘.“

Wozu dient dieses kostenintensive Spektakel? Der Vorteil der orgasmischen Meditation, auch Coregasm genannt, bestehe darin, so seine Befürworter, dass Sexualität von Liebe und Dating entkoppelt ist. Die orgasmische Meditation schaffe so einen neutralen Ort ohne Verhaltenskonditionierung und romantische Geschichten.

Das Kapitel über Online-Dating ist, wie das Thema selbst, gekennzeichnet von einer gewissen Banalität. Ihre Dates verlaufen weitgehend ergebnislos. Ihr Raster weitet sich derart, dass jeder Bewohner ihrer Stadt infrage kommt, der „einigermaßen die Rechtschreibung beherrschte und nicht unbedingt ein Rechtsradikaler war.“ Witt stellt die Geschichte des Online-Datings anschaulich an einzelnen Unternehmen wie zum Beispiel OkCupid, Manhunt, Grindr oder Tinder dar. Auch der Unterschied zwischen homo- und heterosexuellen Nutzern von Dating-Apps ist Thema. Im Gegensatz zu vielen ihrer Freunde, die sich online verliebt hatten und „in der Technologie einen klaren Sinngebungskorridor gefunden hatten, der sie ohne Umwege vom Single- ins Pärchendasein geführt hatte“, fühlt Witt sich denjenigen zugehörig, die „Teil eines ahistorischen, aber heutzutage bedeutenden Bevölkerungsanteils waren, dem [...] jegliches Gruppenbewusstsein fehlte, ganz zu schweigen von irgendeiner gemeinsamen sexuellen Ambitionserklärung.“

Obwohl sie vielleicht meint, Teil einer ahistorischen Gruppe zu sein, ist sie es doch keineswegs. Allein in der Möglichkeit, jederzeit per Dating-App Gesprächs- oder Sexualpartner zu finden, kommt der Drang zum Ausdruck, durch Selbstdarstellung Kommunikation und Emotion verfügbar zu machen. Es scheint so, als sei dieser Bevölkerungsteil die Vorhut einer erlebnisgeilen Exzess(sub)kultur, die das omnipräsente Gefühl eines existentiellen Vakuums zu füllen versucht: ohne verbindliche Regeln, kontinuierliche Bindungen und die Fähigkeit zur Erfahrung.

Eine besondere Form der Internetpornographie ist das Public Disgrace. Dabei geht es um die Inszenierung von brutalem, entwürdigendem Sex durch Entblößung, Züchtigung und Erniedrigung in der Öffentlichkeit. Bespucken und Beschimpfen gehören genauso wie das bloße Benutzen oder extreme Anal-Fisting des Sexualpartners dazu. Die

Protagonisten sind durchtrainiert, beweglich und absolut professionell. Das Publikum wird vorher genauestens instruiert. Auffällig ist, dass Witt trotz der Drastik des Public Disgrace eine emotional distanzierte Haltung zu diesem Erlebnis einnimmt. Immerhin bringt sie ihre Bewunderung für die Darsteller und deren Lässigkeit, Selbstsicherheit und Vermittlung eines positiven Körpergefühls zum Ausdruck. Ob diese Distanz ihrem Berufsethos als Journalistin entspricht oder aus einem ihren Gefühlen übergestülpten Bewusstseinsmanagement zur Disziplinierung von Trieb, Bindung und Emotion entspringt, beantwortet das Buch nicht.

Das Kapitel über Polyamorie diskutiert die Vorzüge gegenüber der Monogamie, die, so Janet Hardy und Dossie Easton, als Ideal überholten Agrarkulturen entstamme. Die Institution der Monogamie ist die Ehe. Ihrer Tendenz nach sei die Ehe „Heuchelei, Verlogenheit, Libidominderung und stumme Frustration“. In der Polyamorie gehe es um sexuelle Abenteuer und den Selbstzwang, sich ein Gefühl wie Eifersucht auszutreiben. Wie dies gelingt? „Sie wollten [...] über ihre wahren Gefühle sprechen, ihre tatsächlichen Begierden benennen und ausgedehnte schwierige Gespräche führen. Statt in Furcht vor einer festen Bindung verunsichert wegzulaufen, versuchten sie eine andere Art der Bindung zu finden, die ihrem Wunsch nach einem aufregenderen Leben gerecht wurde. [...] In der Monogamie gab es eine Grenze. In ihrer Beziehung würde es viele geben. [...] Sie entwarfen Moral-kodizes, um ihre Beziehungen zu schützen. Sie schonten Gefühle und physische Gesundheit durch Regeln und Satzungen. Sie verhielten sich ernst [...] und behandelten Gefühle als individuelle Wesen, die sie in Baumwolle packten und sorgfältig beschrifteten. Statt die Verlockung als etwas Ehrloses darzustellen, war für sie die Eifersucht die reaktionäre Antwort, der sie möglichst nicht nachgeben wollten.“ Es ist kein Zufall, dass die Wirkungsmacht beruflicher Tugenden wie „Ehrgeiz, Neugier und Risikofreudigkeit“ auch durch polyamouröse Konzepte Einzug in die Privatsphäre erlangt.

Witts *Future Sex* ist eine sensitive Psychotechnik eingeschrieben. Sie sehnt eine Zeit herauf, in der „wir Übung im Gefühlsmanagement mehrerer gleichzeitiger Beziehungen bekommen.“ Dieser Satz bildet die Quintessenz zukünftiger Sexualität. Denn in Witts sexueller Experimentierfreude verdichtet sich weniger Sexualität als vielmehr der verwaltungstechnische Umgang mit eigenen Gefühlen und Bedürfnissen im Jargon der Psychotherapie. Witt definiert *Future Sex* so: „Futuristischer Sex war keine neue Art von historisch noch nie dagewesenem Sex, sondern einfach eine neue Art, darüber zu reden.“

Der Erfahrungsbericht vom Burning-Man-Festival liest sich wie ein stumpfes Fest der Selbstauflösung. Das Festival trägt seinen Namen, weil am sechsten Tag der achttägigen Veranstaltung eine riesige menschliche Statue in der Black Rock Desert angezündet wird. Es geht um Kunst, Rausch, Sex und Selbsterfahrung. Im sogenannten Orgy Dome, so

berichtet Witt, gab man „uns eine Tüte mit Kondomen, Gleitgel, Feuchttüchern, Minzbonbons und Anweisungen, wie wir unseren Müll hinterher zu entsorgen hatten. Wir gingen hinein. Ich war ein bisschen enttäuscht, dass keine richtige Orgie im Gange war. Eigentlich hatten dort gerade nur einige Hetero-Paare getrennt voneinander Sex. Lunar Fox und ich setzten uns auf ein Sofa und sahen zu. Wir kamen uns komisch vor. Irgendwie war klar, dass wir entweder selbst etwas tun oder gehen sollten. ‚Sollen wir auch Sex haben?‘, fragte ich. ‚Ja ...‘, erwiderte er. ‚Willst du denn?‘ ‚Ja‘, sagte ich. ‚Sicher?‘, fragte er. ‚Ja‘, sagte ich. Die Frau an der Tür hatte uns zu lauter, nachdrücklicher Zustimmung ermutigt.“

Abschließend setzt Witt sich mit Fragen der Verhütung, der Fortpflanzung und des Einfrierens von Eizellen auseinander. Um Familie, sexuelle Freiheit und Fortpflanzung zu vereinbaren, „müsste [man] Alleinerziehende nicht nur materiell, sondern auch ideologisch stärker unterstützen. Diese Zukunftsforschung dürfte feststellen, dass Ehe und Babys einander nicht bedingen.“ Das Thema ist nicht Sexualität. Stattdessen geht es Witt um die Bereitstellung einer Infrastruktur, die der bewusstlosen oder bewusstseinsweiternden Konstitution von potentiell unbegrenzten sexuellen Verbindungen Rechnung trägt.

Wenn sie hofft, dass „die Vorherrschaft eines einzigen Sexualmodells immer mehr ausgehöhlt werden würde“, dann macht sie sich zum Sprachrohr eines ohnehin nicht mehr aufzuhaltenden Trends in bestimmten Milieus der New Economy, der Neurochemie sowie digitalen Medien und Technologien. „Niemand kann sich zu einem anderen Subjekt machen als zu dem des geschichtlichen Augenblicks“, so Max Horkheimer. Auch Witt ist weniger selbstbestimmt als sie annimmt. Ihr Buch legt Zeugnis davon ab, dass der Verlust übergeordneter Sinnordnungen im Zuge der digitalen Revolution auch Konzepte von Liebe, Fruchtbarkeit, Verhütung, Fortpflanzung und Familie verändern wird. Die Flexibilisierung der Arbeitskräfte im digitalen Zeitalter geht einher mit permanentem Informations-, Identitäts- und Beziehungsmanagement. Ohne es zu wissen, vollzieht sich in ihrem Denken, Handeln und Fühlen bereits diese Anpassung an kybernetische Zukunftskonzepte. Datafizierung und Digitalisierung sind dabei an die Unfähigkeit gekoppelt, überhaupt Erfahrungen zu machen.

Maxim Biller hat die Liebe einst als Lieblingsfetisch der Freizeitterroristen bezeichnet. Liebe ist demnach in so aufregenden Selbstverwirklichungszeiten wie diesen kein Wort mehr, das das Gefühl eines Menschen zum anderen bezeichnet, sondern nur zu sich selbst. Vielleicht besteht die Schattenseite unseres spätmodernen Lebens darin, dass die hypochondrische Selbstliebe, die Angst davor, etwas zu verpassen, und das Sammeln von unvergesslichen Augenblicken, es erschweren, einen anderen Menschen ausdauernd zu lieben. Vielleicht ist aber auch die Fähigkeit zu lieben, in einer Zeit der Selbstoptimierung, Selbstvermarktung und des allumfassenden marktwirtschaftlichen Äquivalents längst antiquiert.

Marcel Matthies (Halle)